

Entnommen vom

Reichsschulungsamt - Der Schulungsbrief

1934-1936

Inhalt 1934

Der Anfang
von
Kurt Jeserich

Durch Flandern knirscht die Erbitterung tosenden Kampfes. Durch Flandern stöhnt das große Sterben. Der gepanzerte Tod geht um! Zerfetzte Erde zittert in der Abwehrschlacht von 1918. Feuer rollt über Trichter und Gräben. Englische Truppen scheitern im Angriff auf die Höhen von Moche, dicht bei Comines. Amerikanische Sturmwellen brechen zusammen an den wenigen Felsen feldgrauen Wehrwillens. Tankgeschwader laufen sich zu Tode an den Klippen deutschen Heldentums.
Durch das Tacken der Maschinengewehre bellen Haubitzen, krachen Geschütze, brüllen die Minen, prasseln die Feuergarben niederstoßender Luftgeschwader. Blut düngt die Erde, die nach dem Dampf des Pulvers riecht und in der die Toten nicht mehr die Ruhe des Todes finden. Aus Hekatomben von Opfern schichtet das Schicksal auf ein Denkmal aus Heroismus und grausiger Qual einer fast verzweifelnden Menschheit.
In Haß hatte sich eine Welt verschworen. Vernichtung! Verderben! brüllt es aus den heißen Rohren ihrer Kanonen. Wir fechten! Wir kämpfen! Wir schützen die Heimat! pulst es als Antwort durch die blutenden Adern deutscher Gräben.
So war die Front!
Verstreut in Trichtern und Grabenlöchern liegen die Helden vom Regiment List, an M.G.'s, mit Gewehren, pressen sich in die Furchen der aufgewühlten Erde; bluten, aber kämpfen doch, fluchen, aber weichen nicht!
Über Flanderns todwundes Land senkt sich der Abend des 19. Oktober 1918. Aber immer noch schläft nicht der Tod. Immer noch blitzt es auf, gelbrot und tosend, der Materialschlacht rasendes Feuer. Erschöpft sind die Truppen, naß und von Schlamm überkrustet, müde und hungrig. Aus den deutschen Grabenlöchern steigen vereinzelte Männer und stolpern hastend von Trichter zu Trichter nach hinten: Essenholer! Und der Feind verdoppelt sein Feuer.
Drei Musketiere, Meldegänger vom Stab des Regiments, jagen mit dem Tod um die Wette. Irgendwo hinten im Gelände ist der verlassene Artillerie-Unterstand. Dort sollen die Feldküchen stehen. Sprungweise geht es durch feuerspritzenden Eisenhagel.
Zwischen den Fronten geistern die Irrlichter bunter Raketen. Da endlich stoßen sie auf Kartuschhülsen und leere Granatkörbe. Vor ihnen steht der Klotz eines Bunkers. Kochgeschirre klappern. Der Feldküchen-Unterstand ist erreicht. Drei Musketiere atmen auf!
Aber wieder toben feindliche Batterien. Schlag auf Schlag reißen zuckende Blitze Erdfontänen auf. Aus dem Schlamm wirbeln Hölzer und Eisentrümmer hoch und prasseln auf die Decke des Unterstandes. Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt. Unmöglich jetzt nach vorn zu kommen. Soldaten hocken wartend im Bunker. Und rechts und links und vor und hinter ihnen tobt sich im Stahlbad die Wirkung grausamster Vernichtungstechnik aus. Drei bayerische Musketiere sperrt die Willkür von Kanonenrohren in ein Erdloch und ihr Leben ist nun nicht mehr abhängig von der mutigen Tat und dem eigenen Willen, sondern nur von der Sinnlosigkeit des Zufalls und von der Pflichterfüllung irgendwelcher Richtkanoniere hinten bei den deutschen Batterien, die dabei sind, den englischen Gegner niederzukämpfen.
Solche Stunden an den Fronten des Weltkrieges erforderten ganze Männer. Und wenn manchem auch das Grausen und die Verzweiflung im Nacken saß, hier im halbverschütteten Unterstand bei Moche in Flandern saß in der Nacht vom 19. Oktober 1918 einer, der diese Verzweiflung meisterte, der Gefreite, der Meldegänger, der Grübler, der gute Kamerad. Er bezwang in sich das, was die anderen manchmal erzittern ließ. Vier Jahre stand er jetzt im Feld, hier in Flandern bestand er einst die Feuertaufe und seitdem ging er durch Not und Tod in der Freiwilligkeit seines Heldentums. Bayernwald, Wytschaete, La Baffée, Fromelles, die Somme, Bapaume, Soiffons, La Fontaine, das waren schwere Schlachten, die er durchlebt. Wenn alle verzweifelten, er blieb aufrecht; wenn andere fluchten, er schwieg. Wenn sie erschöpft zusammensanken, er tat seine Pflicht, ja, mehr als das: er sprang ein für Kameraden und stellte sich an ihrer Statt in der Hölle der Schlacht dem stählernden Tod. Die Meldegänger des Regimentsstabes kannten sein Drängen — vorwärts — vorwärts, wenn es galt, Befehle durch Sperrfeuer nach vorne zu bringen. Wenn er ansetzte zum Sprung, umzuckt von rasender Vernichtung die Deckung verließ: „Auf geht's!" klang dann fest seine Stimme. Er schien keine Nerven zu haben, und wenn andere die Nerven verloren, die schaute er an mit seinen großen klaren Augen, und sie wurden ruhig und kämpften weiter.
Wenn er hinter der Front mit ihnen die seltenen Stunden der Ruhe verbrachte, dann sprach er begeistert von einer Liebe, die hieß: Vaterland! Sprach von der Selbstverständlichkeit des Sieges und von dem Schicksal, das Deutschland einst haben würde, weil es ein Schicksal hinter sich hatte, das es nicht hätte haben brauchen.
Sie verstanden ihn nicht, sie schüttelten den Kopf, wenn er so redete. Aber dennoch spürten sie in seinen Worten so etwas wie eine neue große Wahrheit. Das erschreckte sie, machte sie hilflos und ließ sie — lachen.
„Einmal — viel später — werdet ihr mich verstehen!" pflegte er dann zu sagen. Oft setzte solchen Gesprächen der Alarm, der Befehl zu neuem Einsatz, ein Ende, und dann stand, wieder angetreten in Reih' und Glied, der Gefreite, der Meldegänger.
Nun saßen sie hier zu dritt in dem brüchigen Unterstand. Draußen krachte Einschlag auf Einschlag. Stunde auf Stunde verrann, und die Not nahm kein Ende.

Da, plötzlich, längst erwartet, zuckt Feuerschein einer krepierenden Granate in den Bunker. Die Detonation drückt Menschen zu Boden, wirbelt Erde auf, lähmt in Schreck. Ein Volltreffer ist am Eingang des Unterstandes krepiert. In Blitzesschnelle ist alles geschehen.
Dann, teuflischste Grausamkeit der Kriegführung unseres zivilisierten Zeitalters, zieht es in unsichtbaren Schwaden dahin: Gas!
Während vorn in den Gräben wieder ein Angriff tobt, kämpfen hier im Unterstand Männer mit dem ätzenden Tod, der sich in Lungen und Augen frißt. Vorn trommelt der Angriff. Im Unterstand verrinnt endlos die Nacht.
Im Morgengrauen stolpert ein Gefreiter auf den Verbandsplatz dieser Schlacht. Wenige Tage später rollt ein Lazarettzug der Heimat entgegen. Im Waggon liegt, neben zerschossenen müden Kämpfern, ein blinder Soldat, der Meldegänger von gestern, der Grübler.
Er, der in der Unermeßlichkeit der Schlachten mit gesunden Augen nicht weiter sehen konnte, als sein Grabenabschnitt reichte und das elende Stückchen Trichterfeld, auf dem der Tod vergeblich versucht hatte, ihm Leben und Befehle für die kämpfende Truppe abzujagen, er wird nun — ein Blinder — sehend. Nacht ist es um ihn, aber in seinem Herzen leuchtet die Flamme heiliger Werdung, und er — der Blinde — siebt nun in letzter Klarheit im Licht dieser Flamme die unendlichen Weiten eines Weltgeschehens, das beim Blute begann und beim Blute enden wird. Er sieht die schicksalhafte Sehnsucht seines Volkes, sieht Qual und Elend einer ganzen Welt. Ja, — er sieht den Weg zur Erlösung!
Und während roter Geifer das Wappenschild des Reiches bespeit, während Meuterei die Fetzen der Feigheit hißt, reift in diesem Mann ein Wille: Das Blut dieses Krieges, es soll nicht umsonst geflossen sein. Den Ruhmeskranz eines besseren Sieges, Deutschland soll ihn einst an die neuen Fahnen seines neuen Volkes heften!
Das war der stumme Schwur eines blinden Soldaten, und so begann am 9. November 1918 im Lazarett in Pasewalk die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung.
Ein Mann zog aus von hier und wurde Trommler und überall, wo er aus Menschen neue Deutsche formte, hoben sie den Arm auf zum Zeichen ihres neuen Glaubens, so wie die Altvorderen den Speer aufhoben, wenn sie den Herzog grüßten, den Führer.

November
von Peter Lindt

Alarm!
Ein Dorf wird lebendig. Ein Dorf in Flandern, über dem eine breiige Nacht liegt, durchgrollt vom Toben der Front. Seit Nachmittag rumort sie wieder. Wochenlang konnte man die Schüsse fast zählen von Freund und Feind, so ruhig war es, ungewohnt ruhig.
Alarm!
In dem flämischen Dorf springen Soldaten auf aus dem Schlaf. Sie fluchen, sie greisen nach ihren Sachen, sie stolpern und scharren, sie packen, was hineingeht in die Tornister, sie laufen zu den M.G.'s, zu Patronenkästen und Wasserkesseln. Pferde werden geschirrt, Ketten klirren und Fahrzeuge rasseln.
Vor einem Gehöft steht der Hauptmann mit den Kompagnieführern seiner Maschinengewehr-Scharfschützen-Abteilung.
„Ich sage Ihnen die Abschnitte vorne, meine Herren!"
Kommandos. Eilige Schritte. Pferdegetrappel und Räderrattern. Eine lange Reihe von Kolonnenwagen. Die Scharfschützen fahren zur Front.
Im vordersten Wagen fragt der Führer der 1. Kompanie einen baumlangen Gefreiten: „Was macht Deutschland, Brandt?"
Der läßt die Zigarette glimmen unterm Stahlhelm. „Kam bloß bis Brüssel, Herr Leutnant. Ganz angenehmer Urlaub dort. Deutschland - ich weiß nicht. Man kommt immer so dumm zurück." Nach einer Weile: „Wo ist denn heute überhaupt Deutschland?"
Der Leutnant schweigt. Deutschland — es ist irgendwie weit. Je näher man den Grenzen kommt, desto weiter ist es fort.
Die Helle Stimme eines Unteroffiziers durchbricht das Schweigen: „Kinder, wir kommen in unsere alte Gegend. Weißte noch, Fritze, wie wir im September dort den Flieger runterholten? Fünfzig Meter hoch, der freche Hund."
„Schneidiger Kerl", sagt Brandt. „War gleich tot. Und die Rauchfahne. Wie hieß er doch?"
„Guynemer", erklärt der Leutnant, „Frankreichs bester Kampfflieger!"
„Rechts ran", brüllt es von hinten. Ein Auto knattert vorbei: der Hauptmann, der nach vorne fährt. Halb stehend winkt er, hebt zweimal kurz den Arm. Da traben die Fahrzeuge an.
In mächtigem Bogen dehnt sich die Front. Ein gähnender Schlund, aus dem die Flammen zucken. Zerfallene Gemäuer tauchen schemenhaft aus der Finsternis. Von hier geht es zu Fuß weiter.
Schwer tragend an Gewehren und Munition tappen die Schützen durch zerwühltes Land, vorwärts, immer vorwärts. Granaten heulen heran, erst weit, dann immer näher, bis tosender Wirbel alles umbraust, die Erde dröhnend erbebt und ein brandiger Geruch die Luft erfüllt. Splitter surren umher.
Die grauen Männer stürzen in Trichter, reißen sich wieder auf, krallen die Fäuste ins Tuch der Gurte und ziehen die Gewehre hinter sich drein. Flandern ist wieder zur Hölle geworden. Da! Wo eben noch ein Gewehr im tanzenden Schein der Einschläge sichtbar war, bäumt sich die Erde, durchsprüht von wabernder Lohe. Man hört keinen Schrei. Nur der Hauptmann knirscht mit den Zähnen. Vor ihm ballert unsere Artillerie in dürftiger Reihenfolge. Er wälzt sich vor, Meter um Meter. Springt an ein Geschütz und brüllt vor Wut: „Schießt schneller. Zudecken die Bande da drüben!"
Ein Stahlhelm taucht auf und jemand sagt: „Erst können vor Lachen. Wir sollen Munition sparen."
„Quatsch!"
„Leider nicht. In Deutschland ist Munitionsarbeiterstreik!"

Von langer Hand hatten die Maulwürfe in Deutschland ihre Unterminierungsarbeit vorbereitet. Zahlreich waren die Organisationen, die ihre Fäden nach dem neutralen Ausland und den Ententestaaten spannten, nach Stockholm zur „Zimmerwalder Internationale", die gemeinsam mit der „Auslandsvertretung der Bolschewiki", geleitet von Karl Radek-Sobelsohn, arbeitete. Verwiesen sei nur auf die U.S.P., die „Linksradikale an der Wasserkante" in Bremen, das „Zentralkomitee der Revolutionären Matrosen" in Wilhelmshaven und Kiel und den „Bund Neues Vaterland" unter Leitung des Juden Witting, ihm angeschlossen der politische Salon der Gräfin Hetta Treuberg. Diese Organisationen hatten nicht nur die angegebenen Verbindungen, sondern auch solche zu dem gesamten Ententenachrichtendienst und dem „Verein Deutscher Deserteure" in Amsterdam.
In der Öffentlichkeit wurde dieses Treiben der Hetzer erst ruchbar, als Liebknecht am 1. Mai 1916 Flugblätter verteilte und auf dem Potsdamer Bahnhof Reden hielt, um einen Transport Soldaten von der Fahrt ins Feld abzuhalten.
„Fort mit den Nutznießern des Völkermordens!", hatte Liebknecht gezetert und lenkte damit, nach Art des „Haltet den Dieb!" rufenden Verbrechers, die Augen von den eigentlichen Nutznießern ab.
Wir kennen sie heute. Es waren die Auftraggeber Liebknechts und seiner Verbündeten. Sie saßen in allen Staaten, nicht nur bei uns. Sie schürten, schoben und scheffelten.

In Washington beispielsweise bestimmte der jüdische Industriegewaltige Bernhard Baruch den Präsidenten Wilson, den Eintritt Amerikas in den Krieg zu vollziehen. Ihm assistierte der in Mannheim geborene Deutschenhasser Otto Kahn. „Noch drei Monate", sagte er 1917 einem französischen Journalisten, „dann wird man von Paris aus keinen Kanonendonner mehr hören, lind das wird der Sieg sein." — Ein endloser Reigen von „Nichtariern" schloß sich an. Mit vereinten Kräften trachteten sie danach, Deutschland unter das wirtschaftliche, politische und kulturelle Joch des Judentums zu beugen. Bisher hatten sie das nicht vermocht. In fast allen anderen Staaten war es auf mehr oder minder friedlichem Wege gelungen, einen bestimmenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu erlangen. Gegen die Deutschen aber, deren Tüchtigkeit man nicht zuletzt auf dem Weltmarkt als verheerende Konkurrenz zu fürchten begann, konnte nur das Mittel der Gewalt noch helfen.
Es berührt merkwürdig, daß in den Ländern der Entente das führende Judentum an die nationalen Leidenschaften appellierte und nur dann die marxistische Verbrüderungswalze einlegte, wenn die erschlaffende Volkskraft ein völliges Ansichreißen der Macht erwarten ließ, wie dies die Vorgänge in Frankreich 1916 und in Rußland 1917 erweisen.
Das Bestehen eines einheitlichen Planes mag hierfür nicht immer Voraussetzung gewesen sein, liegt doch die destruktive Tendenz im eigenstaatlichen Sinn und die aufbauende Tendenz im überstaatlichen Sinn den Juden seit Generationen im Blut. Nur so wird verständlich, warum die in Deutschland wohnenden Juden vorzugsweise in solchen Parteien und politischen Verbänden saßen, die — im Gegensatz zu den ähnlich benannten Parteien des Auslandes — eine Vernichtung des völkischen Eigenlebens unserer Nation zum Ziel hatten.
Bei Kriegsbeginn, beim ersten großartigen Aufflammen völkischen Erwachens, wurden diese Ziele scheinbar für immer zunichte. Die Parolen der Internationale aller Schattierungen gingen wie unnützer Ballast über Bord. Nicht allein jedoch, daß das marxistische Wort „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" unbemerkt in den Feuern vaterländischer Begeisterung zu Asche wurde, nein, auch jene Nächstenliebe, die dem Neger in Timbuktu den Vorrang vor dem eigenen Volksgenossen sicherte, sank ebenso herab wie der Grundsatz, daß man ausgerechnet seine Feinde lieben soll.
Gegen all diese Anschauungen, aufgezwungen seit Jahrzehnten oder seit längerer Zeit, insbesondere gegen die Thesen des Liberalismus von 1789 revoltierte das deutsche Volk mit einem Fanatismus, wie er nur aus dem Unbewußten, aus dem blutgebundenen Instinkt kommen kann. Geschichtlich wird man daher den Anfang der deutschen Revolution in den Augusttagen von 1914 suchen müssen.

Liebknecht, der 1916 den ersten großen Massenstreik anzuzetteln vermochte, wanderte zwar ins Zuchthaus, aber statt seiner trat Rosa Luxemburg in Aktion: „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!" Ein Ruf, der Anklang fand bei jenen, deren Köpfe verwirrt, deren Herzen matt und deren Wille schwach war, besonders in den Teilen der Marine, die zu der fast immer feiernden Hochseeflotte gehörten. Muße und Langeweile, sie waren der Nährboden, auf den das „Zentralkomitee Revolutionärer Matrosen" die Saat seiner Propaganda streute.
1917 faßte man dabei eine Gruppe von Aufrührern ab, stellte sie vor ein Kriegsgericht und ließ zwei Anführer erschießen: Köbes und Reichpietsch. Der gleichfalls angeklagte Oberheizer Sachse brüstete sich später mit den Beziehungen, die man zur „Zimmerwalder Internationale" und zu den Ententeagenturen gehabt habe.
Stockholm war die Zentrale. Stockholm, wohin sich zu ungefähr jener Zeit auch Ebert und Scheidemann begeben haben zu einer vertraulichen „Friedenskonferenz", auf der auch die marxistischen Vertreter der Feindstaaten erwartet wurden.
Sie kamen nicht. Die Ententeregierungen verweigerten ihnen die Pässe und schickten stattdessen ihre fähigsten Agenten zum Abhören der Konferenz. Fieberhaft arbeitete der englische Agent Tinsley mit seinen Leuten, und der französische Nachrichtenoffizier Crozier-Desgranges brachte reiche Beute nach Paris: Zahlen über die Stärke der revolutionären, kriegsfeindlichen Bünde in Deutschland. Verblüffende, unerwartet hohe Zahlen, die dein Vernichtungswillen der Alliierten neuen Austrieb gaben. Noch höher stieg dieser Wille, als wenige Wochen später, im Juli 1917, die von Erzberger angeregte Friedensresolution der Mehrheitsparteien des Reichstages im Auslande bekannt wurde.
Mit innigem Vergnügen wurden dann in Paris und London die Berichte über die Matrosendebatte im Reichstag gelesen. Der ewig zaudernde Reichskanzler von Bethmann-Hollweg war durch den noch unzulänglicheren Michaelis ersetzt worden. Eine vortreffliche Gelegenheit für die Sozialdemokraten, eine Interpellation über den vaterländischen Unterricht im Heer einzubringen. Dittmann von den Unabhängigen hetzte, eifrig unterstützt von seinem Parteigenossen Haase. Die Namen Reichpietsch und Köbes fielen. Da beteiligte sich auch die Regierung an der Debatte. Ein Material kam zum Vorschein, das die Feinde entzückte, aber auch die Unabhängigen belastete. Dittmann und Haase mußten zugeben, mit den Meuterern in Verbindung gestanden zu haben. Darauf meldete sich Ebert zum Wort. Aber dieser „begabte Taktiker der Sozialdemokratie", wie ihn Scheidemann genannt, Ebert, über dessen „nationale" Gesinnung doch kein „Zweifel" bestehen konnte, er sprach nicht von der Matrosenmeuterei, der Aufforderung zur Gehorsamsverweigerung, zum Hissen von „Schwapper" und „Pütz" statt der Kriegsflagge, sondern er sprach von „einer Wahrnehmung persönlicher Interessen der Matrosen auch durch seine Partei". Ebert!

Die Regierung aber versuchte immer wieder zu „erklären", zu „beweisen", „verständlich" zu machen. Das erheischte der Sinn der Verfassung, denn schon im April 1917 hatte Bethmann ihre Lockerung zum „Austrag des Meinungsstreites" in einem kaiserlichen Erlaß in Aussicht gestellt. So schwatzte nun, wer Lust hatte.
„Schwäche, dein Name ist Minister!" höhnte die Front. - Und noch einer höhnte und rieb sich die Hände: Clemenceau! Er hatte es anders gemacht.

Am Boulevard des Italiens, im Cafe de la Paix, auf dem Montmartre sitzen die Mißvergnügten, Literaten meist und andere „Sachverständige" der Kriegskunst.
Nivelle, der schneidige, bissige Nivelle, ist mit seiner Offensive abgeschmiert. Verdun kostete Blut, Paschendaele unerhörte Verluste. Truppen meutern, Generale, Offiziere, Mannschaften. Da entsinnt sich Poincare des „Tigers". Dessen Blatt „L'Homme Libre" liegt auf dem Tisch. Schon die Schlagzeilen sind voll herber Kritik. Und dann der Text: „Ich würde euch zeigen, wie man Krieg führt!"
Einen Tag später ist Clemenceau da. Erstes Gespräch mit Petain: „Wieviel zuverlässige Korps haben Sie, Marschall?"
„Zwei."
Das ist nichts, fast nichts. Clemenceaus Mundwinkel sinken tief. Er kneift die Lippen, kneift die Augen zu schmalen Schlitzen, dann zischt er: „Sämtliche Meuterer sind sofort zu erschießen! Kein Wort von Verhandlung! Alle Offiziere und Unteroffiziere, die versagt haben, sind sofort zu erschießen!"
Keine Gnade, kein Flehen hilft. Wie toll haust der Henker in Frankreich, Salven krachen, Maschinengewehre tacken. Aus den Cafes werden die Literaten verhaftet, Politiker eingesperrt. „Die Hinrichtungen haben in der Presse den breitesten Raum einzunehmen", faucht der „Tiger" und verbietet Zeitungen, die aufbegehren. Auch die großen taktischen Entscheidungen behält er sich vor, schnauzt die Generale an wie Rekruten: „Ich werde euch zeigen, wie man Krieg führt! Und ich gewinne ihn, parfaitement!"
Den Deputierten hat zuvor schon ein anderer den Kriegsbaß gegeigt: Marschall Liautey, Kriegsminister. Sie interpellieren ihn über Vorgänge an der Front. Da springt er zwischen sie. „Ich dulde nicht, daß hier Dinge besprochen werden, die der Feind nicht erfahren darf!"
„Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter uns Verräter sind?"
„Jawohl", schreit Liautey purpurn vor Zorn. „Haltet die Mäuler!"

So in Frankreich. In Deutschland dagegen konnte ein Stresemann seine durchaus überflüssige Kritik am U-Bootkrieg ausposaunen, konnte ein Charakterlump wie Erzberger den Alliierten ungestraft Handlangerdienste leisten. Erzberger intrigierte beim Vatikan, spielte in Deutschland eine Behörde gegen die andere aus und verriet eine vertrauliche Denkschrift des österreichischen Außenministers an Kaiser Karl der Weltöffentlichkeit, um dann im Verlauf seiner Ulmer Rede zu sagen: „Die Regierung ist jetzt völlig in den Händen der Friedenspartei." Worauf die Ententeminister schmunzelten. Mit einem Heer von Agenten hatten sie Deutschland überschwemmt. Die teilten Fragebogen aus. „Lieben die Deutschen ihren Kaiser?" — „Glauben Sie an den Ausbruch der Revolution?" - Oder: „Glauben Sie, den Krieg zu gewinnen?"

„In Gemeinschaft mit den französischen Spionen", schrieb am 22. Dezember 1930 der frühere kanadische Ministerpräsident Sir Robert Borden in der „Cincinatier Freien Presse", „arbeitete die Sozialdemokratie eifrig daran, die deutsche Front von hinten aufzurollen."
Nie hat die Sozialdemokratie diese Tatsache wahrhaben wollen. Als aber nun die Russen Friedensfühler ausstreckten, erhielt das erste Telegramm nicht ein Vertrauensmann der deutschen Regierung, sondern am 14. November 1917 der berüchtigte jüdische Aufwiegler Parvus-Helphand, der mit seinem Parteifreund Scheidemann alsbald nach Stockholm fuhr und dort mit dem Beauftragten der Bolschewiki, Worowski, verhandelte. Streiks und Demonstrationen in Deutschland wünschten die Russen. Verständigung und „entsprechende Resolutionen" sagte Scheidemann zu.

So kam es zum Streik, zum größten Massenstreik des Krieges, zur ersten Todeszuckung des alten Reiches. Am 28. Januar 1918 verließen die Munitionsarbeiter, immer wieder mit Parolen von „Frieden" und „Freiheit" aufgeputscht, die Betriebe in Bielefeld, Bremen, Danzig, Mannheim, München usw.
In Berlin standen die Massen dicht gedrängt im Treptower Park. Dittmann und Barth, die beiden Unabhängigen, sollten sprechen. Doch ein anderer Redner kam ihnen zuvor und forderte: Festhalten der Arbeiter am Streikbeschluß, damit die Regierung zum Frieden gezwungen werde. Es war Ebert, der „begabte Taktiker der Sozialdemokratie", dem es darauf an kam, den Unabhängigen die Massen abzujagen, mochte Deutschland darüber zugrunde gehen.
Die Regierung des Grafen Herkling war unschlüssig.
„Nicht nachgeben! Wir werden es auch so schaffen!", mahnte Ludendorff vom Hauptquartier durch den Fernsprecher.
„Ein Narr, der an den Sieg glaubt!", schrie Scheidemann. Und Ebert, dem später ein deutsches Gericht bescheinigte, daß er damit Vaterlandsverrat begangen habe, trat in die Streikleitung ein.

„Wir müssen die deutsche Frühjahrsoffensive verhindern!", kreischte in München der galizische „Literat" Kurt Eisner vom Rednerpult.
Eine Wohnung des Berliner Westens aber erstrahlte im Glanz der Freude. Die Pseudogräfin „Lisa Rollenberg" saß einem dunklen feueräugigen Mann gegenüber. „Im vierten Kriegsjahr", sagte sie, „sind Sie, Pierre Desgranges, ein französischer Generalstabsoffizier, Mitglied des deutschen Revolutionskomitees".
Crozier-Desgranges erhob sich. „Nicht lange, Gräfin. Ich muß so schnell wie möglich nach Paris." Zuvor sorgte er jedoch dafür, daß sich die Kassen der Verräterparteien füllten: mit Franken und englischen Pfunden. Auch der Rubel rollte.

Das war dem Bürgertum in Deutschland das Unheimliche an den Männern der Front: Im Parlament redete und redete man, und wenn einer von der Front nach Hause kam und man ihm erzählte, wie man „gearbeitet" habe für die Helden dort draußen, dann wurde man nicht verstanden und leer angesehen.
Die Männer des Grabens konnten diese Menschen daheim nicht verstehen. Worum stritt man sich? Schließlich nur um Interessen. Die marxistischen Gruppen glaubten die „Interessen" der Arbeiterschaft wahrzunehmen; die Rechtsparteien wiederum hielten sich verpflichtet, für großagrarische „Rechte" oder solche der Schwerindustrie einzutreten. Dazwischen die Gruppen des händlerischen Kapitals und der Klerikalen. Jeder für sich! Und Gott, er dachte nicht daran, für sie alle etwas zu tun, für sie, die in sträflicher Verblendung nicht erkannten oder frivol mißachteten, daß sich unter dem persönlichen Interessenwahn des ungehemmten einzelnen die Volksgemeinschaft schließlich auflösen muß. Besonders in einer Zeit allerschwerster Bedrängnis.
In diesem Triumph des entwurzelten Individuums, in dieser Überspitzung des Individualismus, der als eine der Herrschaftsformen des Liberalismus anzusehen ist, zeigte sich dessen Verfall bereits an.
Auf der einen Seite stand die Mehrzahl der Ich, miteinander streitend und sich selbst auflösend; auf der anderen, dem Chaos abgewandt, die geringere Zahl eines geschlossenen Wir, kämpfend die Front dem Feinde zugekehrt.

Von der flandrischen Küste bis zur Schweizer Grenze ist im Vorfrühling 1918 das deutsche Heer zum Angriff bereit. Bis ins kleinste hat General Ludendorff für die große Schlacht vorgesorgt. Tausende von Rohren bis zu schwerer und schwerster Artillerie sind namentlich in den: Abschnitt zwischen Searpe und Oise massiert.
In der Frühe des 22. März brüllen die deutschen Kanonen auf. Ein gewaltiger Feuerschlag zerstampft die britischen Gräben, und durch die Nebel des Märzmorgens brechen die Wellen stürmender deutscher Infanterie. Es wird ein ungeheures Vordrücken, ein von mächtiger Schwungkraft getragener Vorstoß gegen den weichenden Feind. Jetzt endlich erscheinen wieder Pferde an der Front; Protzen, M.G.-Fahrzeuge und Munitionskolonnen jagen über die zerrissene Niederung der Picardie. Es ist ein Vormarsch, der den Männern wie jener von 1914 dünkt. Das ist wieder Krieg, richtiger Krieg! Wochenlang setzt sich der Angriff fort. Von Reims bis Arras wird die Front im weiten Bogen eingedrückt. Die Deutschen stehen wieder an der Marne. Dumpf hallt Kanonendonner nach Paris hinüber.
Da übergibt Clemenceau den Oberbefehl über die leidenden Heere der Entente dem Marschall Foch. Aber es war doch nicht dessen Verdienst allein, wenn er es im letzten Augenblick vermochte, den deutschen Ansturm aufzuhalten. Vielmehr muß als geschichtliche Tatsache festgestellt werden, daß die Wucht der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 an der Kraftlosigkeit des Hinterlandes erlahmte. Bis in den Sommer hinein hat es gedauert. Am 16. Juli stellt Ludendorff den Angriff ein und muß seinem Obersten Kriegsherrn melden, daß die Schlacht unentschieden sei.
Gequält sah sich Ludendorff um. Seine Energie war nicht gebrochen. Das Heer leistete auch an der Schwelle des fünften Kriegsjahres noch Erstaunliches. Aber die Heimat! Wohin der General sah, tastete, tappte, nirgends war ein Politiker, ein Kopf von dem Format eines Clemenceau oder Lloyd George. Überall griff er ins Leere, stieß hinein mit seiner unerhörten Energie. Er war kein Politiker. Aber er tat, was er konnte, denn es war keiner außer ihm.

Da hatte sich mit der sinkenden Sonne des 8. August 1918 das Verderben über der deutschen Armee zusammengezogen. Stunden zuvor: Fast 500 kleine Tanks überrennen das Trichterland. Sie klettern und klappern mit unerhörter Schnelligkeit, sie spritzen und sprühen sengende Garben in die Reihen der Deutschen. Sie fegen mit ihren Maschinengewehren die Gräben leer, überrennen die Artilleriestellung und rasen, flink wie die Wiesel, ins Hinterland. An die 500 kleine Tanks!
Ludendorff setzt Reserven ein. Frische Truppen aus der Heimat. Gewerkschaftssekretäre, die man wegen ihrer Beteiligung am letzten Massenstreik festgenommen und ins Feld geschickt, sind darunter. Und was sie rufen, als die gesunden Teile des Frontersatzes mutig in die Abwehrschlacht gehen, ist nur ein Wort: „Streikbrecher!"
Man merzt die Lumpen aus. „Gegen Tanks ist Mannesmut die rechte Hilfe", läßt sich die Oberste Heeresleitung vernehmen.
Tanks hatte Deutschland kaum. Es hatte sie — in Auftrag gegeben; eine Konstruktion des Obersten Bauer, die, im Modell als ausgezeichnet erprobt, jede Geländeschwierigkeit überwand, nur nicht das Aktengebirge der deutschen Bürokratie. Erst nach Jahren, gegen Kriegsende, hatte man schließlich mit der Herstellung begonnen. Es war zu spät.

„Ich sehe ein, wir müssen Bilanz Ziehen", sagt Kaiser Wilhelm. Man gibt nun zwar den Krieg mit der Aussicht auf völligen Sieg auf, aber nicht das Reich.
Eine Panik in der deutschen militärischen und politischen Führung entsteht erst, als am 14. September 1918 die Regierung Kaiser Karls ein Sonderfriedensangebot an alle kriegführenden Mächte richtet und kurz darauf die bulgarische Front zusammenbricht. Die Flanke der Mittelmächte ist damit für einen feindlichen Vorstoß freigelegt.
„Waffenstillstandsangebot an Wilson muß sofort herausgehen", depeschiert Ludendorff dem neuen Kanzler, dem Prinzen Max von Baden, indes Oberst von dem Bussche die Parlamentarier informiert hat.
„Wie ist das möglich?" fassen sie sich an die Köpfe, sie, die seit Jahren nichts anderes getan hatten, als mit ihrem Egoismus und ihren Quertreibereien die deutsche Widerstandskraft zu lähmen. Erzberger, der Mitschuldige an dem Verrat Kaiser Karls, ist völlig verstört. So sitzen sie ratlos in der Regierung als kaiserlichparlamentarische Staatssekretäre, die Gröber und Erzberger, die Scheidemann und Ebert. Doch nach dem ersten Erstaunen denken sie wieder an die eigene Parteisuppe, die es zu kochen gilt.
Die Antwort Wilsons bedeutet Vernichtung. Er verlangt völlige Unterwerfung und Räumung der besetzten Gebiete. Dann erst Verhandlungen. Deutschland soll sich also ohne Unterpfand der Willkür seiner Feinde ausliefern.
Ludendorff begehrt auf. Alles, nur das nicht! Noch lebt die Armee! Und dies ist das vielleicht noch nicht Dagewesene in der Geschichte an diesen deutschen Truppen: sie sind matt, hungrig und zerschlagen. Sie bluten, aber sie stehen noch bei Reims, bei Laon und in Belgien bis zur Küste.
An die Ehre dieser Truppen appelliert Ludendorff: Frieden — jawohl! Aber nicht die Schmach!
Das ist zu viel für die Herren kaiserlichen Staatssekretäre. Ehre? Was heißt Ehre? Sie gehen zum Kanzler. Sie drohen und stellen die Kabinettsfrage. „Hochverrat!" nennen sie den Appell an die Ehre.
Darauf werden Ludendorff und Hindenburg vom Kaiser empfangen. Ludendorff ist entlassen.
Die Sieger aber waren nicht jene Debattierpolitiker des Reichstages. Die Sieger hießen: Clemenceau, Lloyd George und Wilson, dessen 14 Punkte der gerissene Tiger zu einer Leim- und Zuchtrute für Deutschland umfälschte.
Warum dösen die Kriegsschiffe in den sicheren Häfen? Noch kämpft die verringerte Armee, sie kämpft wieder und immer wieder. Sie zu entlasten, den Waffenstillstand günstiger zu gestalten, wäre Aufgabe der Flotte gewesen. — Die Admirale haben das wohl erkannt. Sie versammeln sich an Bord der „Baden". Eine Seeschlacht größten Ausmaßes kann mit Aussicht auf Erfolg geführt werden. Der Plan ist fertig.
Da meutern die Matrosen, zerstören die Ankerlichtmaschinen, knallen Offiziere nieder und hissen rote Fetzen des Verrats.
Die Offiziere wehren sich. U-Boote zischen heran und wollen die Meuterschiffe torpedieren. Da gibt der Kommandeur von Kiel, Admiral Souchon, den Befehl, nicht feuern zu lassen. Herr Noske, der Vertreter der S.P.D., wird bald darauf Gouverneur von Kiel.
In Bremen, in Hamburg, in Hannover und München lodert der Aufruhr. In Berlin sitzt der aus dem Zuchthaus entlassene Liebknecht beim Festmahl des Sowjetgesandten Joffe und fuchtelt wie wild mit den Armen.
Revolte. Proviantamtssturm.
Inzwischen hat Wilson in einer zweiten Note die Abdankung des Kaisers fordern lassen. „Selbstverständlich das einzig Richtige", meinen die Kaiserlichen Staatssekretäre der SPD. und des Zentrums. Auch Max von Baden wird unsicher, gerät, wenn auch unbewußt, immer mehr in das Fahrwasser jener, die dem zweiten Reich den Todesstoß versetzen wollen und kein Vaterland kennen, das Deutschland heißt.

In das Hauptquartier zu Spa ist ein neuer Mann eingezogen: General Groener sitzt auf dem Stuhle Ludendorffs. Die Kamarilla um Erzberger hat ihn dorthin bugsiert. Hauptthema des 9. November: die Abdankungsfrage.
Man hat eine Anzahl Truppenkommandeure gerufen, auch den Thronfolger und seinen Generalstabschef, Graf von der Schulenburg.
Von Berlin aus spielt der Draht: Ganz Deutschland in Hellem Aufruhr. Köln, der Brückenkopf, von bolschewistischen Marodeuren besetzt, die Nahrungszufuhr für das Heer gefährdet. Schweres Blutvergießen in Berlin nur zu vermeiden durch schnelles Abdanken des Kaisers ... Das ließ der Kanzler sagen.
In Spa wird beraten. Die Meinungen schwanken. Mit dem neuen Generalquartiermeister ist ein anderer, ganz anderer Geist eingezogen. Wie denkt die Armee? Im Morgengrauen sind die Truppenkommandeure eingetroffen. Man legt ihnen, nachdem der Feldmarschall einen trostlosen Situationsbericht gegeben hat, die Fragen vor:
„Steht die Armee zum Kaiser?"
„Wird sie gegen die Bolschewisten und Aufrührer in der Heimat kämpfen?"
Einzeln gehen die 59 Truppenkommandeure zu Oberst Heye und sagen ihm, unter dem Siegel ehrenwörtlicher Verschwiegenheit in bezug auf Namensnennung, ihre Ansicht.
Aber niemand kam auf den Gedanken, daß die Offiziere über die ihnen gestellten Fragen keine verbindliche Antwort geben konnten. Denn an der Front gab es keine Kaiserfrage. Für den Soldaten war der Kaiser die Inkarnation des Reiches, der oberste Führer, der letztlich Entscheidende, der letzte, allerdings immer mehr schwindende Halt für die Soldatenherzen. Und wenn überhaupt jemand über das Fühlen der Männer im Graben in diesem Punkte hätte Auskunft geben können, so wären das bestenfalls jene Leutnants und jene Unteroffiziere gewesen, die tagtäglich mit ihren Kameraden im Trichterfeld zusammenlagen, die wußten, wie sie dachten, wie sie fühlten.

In der Villa Fraineuse am glostenden Kamin steht der letzte Monarch des zweiten Reiches, mit einem Umhang bekleidet, in den er die Arme wickelt. Die Flammen wärmen nicht. Es ist kalt und ein graubleicher Tag sickert durch die hohen Fenster. Um den Kaiser stehen die Offiziere der Obersten Heeresleitung: der Generalfeldmarschall v. Hindenburg, der erste Generalquartiermeister Groener, ferner Graf von der Schulenburg und Herren im schwarzen Rock der Diplomaten. An der Tür hält, aufrecht wie ein Recke aus ferner Zeit, Generaloberst von Plessen die Wacht.
Heye tritt ein und knistert mit Papieren. Die Frontkommandeure hätten die Bereitschaft der Armee, mit dem Kaiser an der Spitze in Deutschland einzumarschieren, in der Mehrzahl verneint oder für zweifelhaft gehalten. Doch glaubten zwölf, daß die Truppen den Bolschewismus Niederkämpfen würden, während neunzehn auch hieran gezweifelt und acht sogar mit „nein" gestimmt hätten.
Da lodert Schulenburg auf: „Sie werden mich den preußischen Soldaten nicht kennen lehren." Auch Plessen pflichtet ihm bei.
Der Kaiser wendet sich an Groener:
„Und der Fahneneid, den die Soldaten ihrem König geschworen?"
Groener antwortet. Noch nie war ein Scheitel so gerade gezogen. Eitel steht er da, kalt und hohl. Kaum, daß sich seine Lippen bewegen.
„Fahneneid?" sagt er, „Schwur? — Das ist am Ende nur eine Idee!"
Streckte sich kein Arm zum Degengriff? Schulenburg bebte. Auf ihm, auf seiner Treue, auf seiner Initiative, auf seinen Schultern allein lastete in diesem Augenblick die ganze Schwere des brüchigen Gerüstes, welches das Reich zusammenhielt. Ihm gab, auf einen schnell herausgepreßten Gedanken eingehend, der Kaiser die Versicherung, daß er zwar als Deutscher Kaiser, nicht aber als König von Preußen, abdanken werde. Beim Heere bleibe er auf jeden Fall.
Schulenburg atmete auf. Die Hauptsache war: der Kaiser blieb. Erst als der Graf zu seiner Heeresgruppe zurückgekehrt war, wagte sich Groener wieder vor. Er verlangte vom Kaiser das Opfer der Flucht und wies darauf hin, daß auch der Feldmarschall die Armee nicht mehr als zuverlässig betrachtet habe.
Zu einer kraftvollen Tat vermochte sich im großen Hauptquartier damals niemand aufzuraffen. Man dachte rechnerisch, kaufmännisch — echt liberalistisch — und kam mit den Gedanken über die Schranken des Hoflebens nicht hinaus. Im Grunde hat die tragische Albernheit einer überlebten Etikette jene Männer, die wie Schulenburg dazu berufen gewesen wären, von einer raschen, alles umwälzenden Tat abgehalten.
Dann erfuhr der Kaiser, daß der Kanzler den völligen Thronverzicht des Monarchen und des Thronfolgers bereits von sich aus verkündet hatte. Gerüchte schwirrten umher: meuternde Haufen seien von Köln aus im Anmarsch auf Spa. Das genügte den Schranzen.
Die Sicherheit Seiner Majestät. Als ob nicht 500 Offiziere im Großen Hauptquartier gewesen wären; als ob die Front aus ihrer Elite nicht das Sturmbataillon von Rohr und eine M.G.S.S.-Abteilung zum Schutze des Kaisers delegiert hätte — mochte da die Zuverlässigkeit einer ausgesprochenen Etappentruppe, wie es die in Spa liegende Gendarmeriebrigade war, ruhig dahingestellt bleiben.
Der Kaiser aber sitzt und sinnt. Ob jener Große vor seinem geistigen Auge gestanden haben mag, der sein erster Kanzler war, — Mahner aus dem Grabe noch, mit Worten etwa, die er einst ihm, dem Prinzen, geschrieben: „Die festeste Stütze der Monarchie ist ein Monarch, der nicht nur in ruhigen Zeiten arbeitssam mitwirkt an den Regierungsgeschäften des Landes, sondern auch in kritischen Zeiten lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Throns für sein Recht kämpfend fällt, als zu weichen!"?!
Am nächsten Tage senkte sich der holländische Schlagbaum hinter dem letzten Kaiser. Ein Reich zerfiel.

Max von Baden hatte das Blutvergießen nicht verhindern können. Ebert komplimentierte ihn aus der Reichskanzlei hinaus, und Scheidemann trennte sich von seiner „dünnen Wassersuppe" im Reichstagsrestaurant, als er hörte, daß Liebknecht vom Schloß aus zu den Massen sprach und im Begriff stand, den Sowjetstaat auszurufen. Das roch denn doch zu sehr nach schmutziger Konkurrenz.
Darum kletterte Scheide mann auf die Rampe der Reichstagstreppe und sprach beim Ausrufen der demokratischen Republik das berüchtigte Wort: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt."

Diese Scheidemannsche Siegesfanfare fand ihren schmachvollen Widerhall im Walde von Compiègne. In seinem Extrazug empfing Marschall Foch die deutsche Waffenstillstandsdelegation: den schwammigen Erzberger, der es eilig hatte wie ein Geschäftsreisender. Hinter ihm General v. Winterfeldt, todernst, die Grafen Oberndorf und Helldorff.
Erzberger lispelnd: „Wir kommen wegen der Vorschläge."
Foch, eisig, voller Hohn: „Ich habe Ihnen keine Vorschläge zu machen."
Betreten schwieg Erzberger, der Politiker „von gigantischem Format". Erst durch das Eingreifen des Grafen Oberndorf wurde ihm klar: hier war keine Rede von „Vorschlägen", hier wurde diktiert: Ablieferung der Flotte, einer Unmenge von Waffen und Kriegsmaterial, mehr noch, als überhaupt vorhanden. Räumung der besetzten

Gebiete innerhalb 14 Tagen. Von feindlicher Seite gehen die Operationen selbstverständlich weiter. Die Blockade bleibt aufrecht.
Fassungslos starren die Deutschen. Schließlich gelingt es nach langem Hin und Her denn Grafen Oberndorf und dem General von Winterfeldt in einem mehr privaten Gespräch mit General Weygand, dem Stabschef des Marschall Foch, einige Milderungen zu erreichen. Dennoch bleiben die Bedingungen vernichtend.
„Annehmen", gestikuliert Erzberger.
„Annehmen", belfert die Meute in Berlin.
Aber zuvor schicken Winterfeldt und Oberndorf den Rittmeister Graf Helldorff zurück. Und bei diesem Übergang zu den eigenen Truppen muß der deutsche Offizier erfahren, was in seiner Armee noch an Kraft und Abwehrwillen steckt.
Wie toll jagen diese Männer den Stahl aus den Läufen. Die Erde glüht und lodert und türmt sich im Auswurf gen Himmel. Kein Fußbreit an der Front, wo ein Übertritt möglich, wo nicht noch immer mit zäher Hartnäckigkeit gekämpft worden wäre. Zwei Tage vergehen, bis Graf Helldorff endlich hinübergelangt, fast aus Versehen.
Und diese Armee, müde, bleich, mit hohlen Augen, sie kehrte nach dem schmählichen Waffenstillstand diszipliniert in die Heimat zurück. Diese verlassene Armee, der man die Idee und damit das sittliche Rückgrat genommen hatte, sie fühlte in sich etwas anderes, etwas Neues hochsteigen. Sie wußte nicht, was es war. Sie sagte: „Heimat. Kamerad.", und blieb innerlich geschlossen, mochte man sie auch körperlich auseinandergerissen, mochte man sie von allen Seiten verraten haben.
Ein Reich war zerfallen, aber nicht ein Volk. Die Unentwegten der Front hielten es. Und was sie band, die Landsknechte waren für immer, es war das Blut.
Und es war wieder nichts als das Blut, das sie gegen die spartakistischen Haufen später im Lande anstürmen ließ. Manche splitterten ab und fanden schließlich wieder zurück. Neue kamen hinzu, Neue, die die Sprache des Blutes verstanden, das auf Frankreichs Erde geflossen. Die Kraft dieses Blutes führte sie zueinander und kittete sie fester denn je.
Die Kraft!
Denn es gibt vor einer unbarmherzigen Naturmoral nicht Gute und Schlechte, sondern nur Starke und Schwache. Geschlechter, die kämpfend den Boden erwerben, wo jeder vergossene Blutstropfen segnend die Erde befruchtet. Und Geschlechter, die ruhmlos dahinsinken müssen, weil der klaffende Hieb nichts als das welke Fleisch aufreißt. Die Letzten der Front und die, die zu ihnen fanden, sie haben bewiesen, daß sie das sind, was ein Volk, eine Rasse erhält: ein starkes Geschlecht!

Für was wir zu kämpfen haben, ist die Sicherung des Bestehens und die Vermehrung unserer Rasse und unseres Volkes, die Ernährung seiner Kinder und Reinhaltung des Blutes, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, auf daß unser Volk zur Erfüllung der auch ihm vom Schöpfer des Universums zugewiesenen Mission heranzureifen vermag.

Adolf Hitler

Widerstand
von
Hans zur Megede

Die Geschichte wird nicht von Epochen beherrscht, sondern von Persönlichkeiten, die die Kraftströme ihres Volkes lenken. Diese Kraftströme gehen seit Jahrhunderten in Preußen von seiner Armee aus, in der das Blut des deutschen Menschen sich am klarsten und kräftigsten gezeigt hat.
Dem entgegen quoll, von Frankreich ausgehend, der Kraftstrom fast immer aus dem zivilen Bürgertum. Zuletzt setzte er nach kurzer Vorbereitung 1789 ein. Sein Künder war Jean Jacques Rousseau, ein epileptischer Uhrmacher aus Genf, der ein Naturrecht propagierte, das dem biologischen Sinn des Zeitgeschehens ebenso fremd war, wie es dem mechanischen Räderwerk einer Uhr ähnelte. Jedem Bürger versprach diese Heilslehre das Recht, Regent des Staates zu sein. Gleiche Rechte für alle, damit dem Ich genüge geschehe.
Die Ich-Idee und ihr Herd, nämlich Frankreich, fühlten sich deshalb von den umliegenden Staaten des Feudalismus bedroht. So kam es, daß auch jeder Bürger Soldat werden konnte. Die Französische Revolution stellte daher eine Masse der Ich ins Feld und schritt zu einer neuen Kampfesweise. Der geschlossenen Linie, wie sie noch seit Friedrich dem Großen bestand, wurde die gelockerte Schützenkette entgegengestellt. Die letztere triumphierte bei Jena und Auerstädt. Aber dann wandelten Scharnhorst und Gneisenau diese Formen auf die preußische Arteigenheit um, und siegten bei Leipzig und Waterloo. Schon das Lied, in dem der Soldat im Felde besungen wird, wie er „da auf sich selber ganz allein" steht, kündet die innere Lösung des Ich vom Ganzen.

Diese Formen waren aus der Überlegung, dem verstandesmäßigen Kalkül, entstanden. Aber schon im Weltkriege wuchsen die neuen entgegengesetzten Formen aus dem Gefühl, dem Kameradschaftsgefühl, hervor. Die Bedienungen der Maschinengewehre hielten wie Pech und Schwefel zusammen und erwiesen sich in größeren Verbänden als so vorzügliche Kampftruppe, daß Ludendorff die MGSS-Abteilungen schuf. Aus der Truppe heraus bildeten sich die Stoßtrupps. Führer, Unteroffizier und Mann bis ins letzte aufeinander eingespielt, unentbehrlich einer dem andern. Und ihr Geist war es, der jede Formation der letzten Kriegswochen an der Front zum Sturmbataillon machte, in dem blutgebundenen gleichen Willen, der westlerischen, zahlenmäßig weit überlegenen Masse den Sieg zu verwehren. Es war der deutlich erkennbare Wille zum „Wir", zum Volk.

Die Revolte von 1918 ist ein liberalistischer Rückschlag, wie ihn die Geschichte revolutionärer Zeiten mehrfach aufzeigt. Selten aber sind derartige Reaktionen mit so viel verbrecherischer Windbeutelei erkünstelt worden, wie dieser Novemberverrat.
Noch bevor das Feldheer zum Rhein gelangt ist, bildet sich in Berlin aus Deserteuren die Volksmarinedivision und wird Schutzgarde der Negierung, Zu der ganz kurz auch Liebknecht gehört. Für einen Tag, an dem das Unterschreiben eines Passierscheines die einzige Regierungsarbeit dieses „Volksbeauftragten" ist. Dann gehorcht er der Masse, die gerade ihn, den Bolschewisten nicht neben so unterkätigen [eitrigen] Menschewiki wie Scheidemann und Ebert sehen will. An allen Straßenecken steht der Jude, wiegelt die Massen auf gegen die Regierung, zu der er dennoch durch Haase, Emil Barth und Dittmann eine verschwörerische Verbindung unterhält. Unter seinem Einfluß vergrößert sich die Kluft zwischen den Unabhängigen und der Sozialdemokratie. „Diktatur des Proletariats" ist das Feldgeschrei der einen — „Wahl zur Nationalversammlung" die Parole der anderen. Aber zu Liebknecht steht unter Eichhorn, dem unabhängigen Polizeipräsidenten von Berlin, auch die Volksmarinedivision unter dem Juden Dorenbach. Das bedeutet „Macht" für die Arbeiter und Soldatenräte, denn schon läßt Eichhorn die verhetzten Masten bewaffnen.
In dieser Zeit meldet auf einer „Reichskonferenz der Volksbeauftragten der Länder", Kurt Eisner, Bayerns jüdischer Ministerpräsident, die Absicht an, einen bayerischen Separatfrieden mit der Entente zu schließen. Zur Begründung führt er an, Deutschland trage die Schuld am Kriege; er, Eisner, werde das durch Dokumente beweisen, und in einem solchen Staat zu leben, sei unmöglich für die Vertreter der „Menschlichkeit".
Dokumente hat Eisner dann auch veröffentlicht. Aber sie waren gefälscht und bewiesen nichts als die Kraftlosigkeit eines verwirrten Volkes.
Wirrwarr und Chaos! Ein Zentralrat der Arbeiter und Soldaten wird gebildet, der die politische Überwachung der Reichsregierung und ihrer Kumpane in Preußen übernimmt. Im übrigen will man jedoch bei der demokratischen Staatsgrundlage bleiben und auf die Nationalversammlung Hinsteuern. Ein fürchterlicher Gedanke für die Unabhängigen. Wo bleiben da Räteverfassung, wo die Diktatur des Proletariats? Unerfüllte Wünsche, die den Bruch zwischen Sozialdemokratie und Unabhängigen herbeiführen.
Nun trumpft auch Dorenbach aus, und seine Volksmarinedivision, die Schloß und Marstall besetzt hält, etabliert sich als Nebenregierung unter dem Jubel des heranwogenden Mobs auf den Straßen.

Vor seinem Schreibtisch sitzt Ebert in bürgerlicher Hilflosigkeit und kratzt sich den Bart. Er weiß, daß in den Vororten Berlins die Feldregimenter eingetroffen sind. Ein geheimes Kabel verbindet ihn mit der Obersten Heeresleitung in Kassel. Täglich spricht er mit Hindenburg, mit Groener, doch er weiß nicht recht, ob er die Hilfe

ihres zweischneidigen Schwertes in Anspruch nehmen soll. Aus jeder Falte dieser Offiziersseelen glaubt er sich von Reaktion angelauert.
Aber da haben ihm die Strolche des Dorenbachhaufens den Genossen Wels entführt, bereit, ihn zu lynchen, wenn es den Herren paßt. Nur deshalb entschließt sich Ebert nach langem Zögern, den General Lequis mit der Durchführung einer Aktion gegen die Volksmarinedivision zu beauftragen. Am 24. Dezember 1918 wird ein Portal des Berliner Schlosses von Artilleriefeuer zerschmettert und achthundert Soldaten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division stürmen die Hochburg der Matrosen.
Doch dieser Sieg wird zur Niederlage. Zwar hat man Wels befreit, den Marstall erobert und die Führer der Spartakusgruppe gefangen genommen. Aber dadurch, daß man zu verhandeln beginnt, erhalten die Roten Zeit, sich Zuzug aus den Berliner Kommunistennestern zu verschaffen und die Gewehr bei Fuß abwartende Schützendivision mit Gesindel derart zu durchsetzen, daß eine Wiederaufnahme der Kampfhandlungen unmöglich wird. Die Volksmarinehaufen ziehen wieder in den Marstall, und ihre Führer werden freigegeben.

Im Zirkus Busch ist Massenversammlung. Und einer meldet sich zum Wort, der das Recht hierzu durch die Tat bewiesen! Ein Soldat, Mann aus dem Volke, der sich aufbäumt gegen die Schmach. Es ist Suppe, der aktive Unteroffizier des alten Heeres.
Zu ihm finden sich Gleichgesinnte, die sehr viel von „Zivilversorgungsschein" reden und eigentlich doch nur Deutschland meinen. Denn als der Oberst Reinhard, letzter Kommandeur des 4. Garderegiments z.F., an Stelle des schmählich blamierten Wels zum Stadtkommandanten von Berlin ernannt wird, kommandiert Suppe seiner Garde: „Still gestanden! Die Augen links!"
Und stellt sich dem Obersten zur Verfügung. Bedingungslos, rücksichtslos, nicht fürchtend den Tod, der dem wirklichen Materialisten wohl doch ein Zuviel der „Versorgung" sein dürfte.

Am Brandenburger Tor steht unter den Novemberleuten ein General als Zeuge eines Aufzuges marodierender „Soldaten". Das Gesicht verkniffen, die Augen halb geschlossen — angewidert von diesem Anblick: General von Lüttwitz. Schweigend kehrt er sich ab.
Tage nur später gründet er aus Formationen des alten Heeres das Freikorps Lüttwitz. Es war zu Recht ein Freikorps! Denn niemand zwang sie, die kamen. Sie eilten zur Fahne ebenso frei aus sich selbst heraus wie die jungen Kriegsfreiwilligen von 1914, die niemand rief und die doch kamen. Nicht für Geld, für Esten oder Kleidung gar — sie kämpften für dasselbe wie jene von Langemarck, von Ypern oder von Verdun. Sie dachten nicht daran, irgendwelchen Industriegewaltigen, Bank- und Börsenfürsten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und liebten noch weniger die Ebert und Scheidemann. Sie achteten nicht auf sich, denn sie liebten ihr Volk und folgten der Stimme ihres Blutes. Desselben Blutes, aus dessen Geist sich die MGSS-Abteilungen des Krieges und die Sturmtrupps im ersten Willen zum „Wir" geformt hatten.

Und dennoch schlechte Tage für Ebert und Scheidemann. Es regiert sich nicht leicht. Und jene hundekalte Dezembernacht kam, da diese Biedermänner, von den Brüdern in Rot verfolgt, flüchtend über Gartenzäune durch Berlin irrten.
„Wir setzten uns auf die Stufe einer Ladentür und unterhielten uns", so berichtet Scheidemann in seinen Erinnerungen, „wir, die Regierung Ebert-Scheidemann."
„Ich mag das Hundeleben nicht weiter führen", sagte Ebert.
„Ich auch nicht", war die Antwort, „aber was tun?"
„Fanatische Menschen, die uns niedergeschossen hätten, wo immer sie uns gefunden, verfolgten uns, die Regierung Ebert-Scheidemann. Dann schlichen wir uns allmählich an den Sitz unserer Macht in der Wilhelmstraße und ließen im Laufe des Tages mit den beiden unbrauchbaren Maschinengewehren im Garten allerlei Rasselgeräusche machen, um die spartakistischen Massen, die brauchbare Maschinengewehre und Handgranaten hatten, zu täuschen."
So fürchteten diese „Volksbeauftragten" mit dem schlechten Gewissen meineidiger ehemals kaiserlicher Staatssekretäre, wie tolle Hunde über den Haufen geschossen zu werden und erflehten den Schutz des verhaßten preußischen Soldaten. Denn immer heftiger wühlten Liebknecht und Rosa Luxemburg und trieben zum Aufstand, der am 5. Januar 1919 unter dem Vorsitz Ledebours in aller Form beschlossen wurde. 200000 Mann warteten tags darauf, bis an die Zähne bewaffnet, im Tiergarten auf die „Signale zum letzten Gefecht". Nur wußte man nicht, wie man anfangen sollte, und hieß noch einmal die murrende Menge auseinandergehen.
Zuvor bahnte sich durch diesen brodelnden Hexenkessel ein freundlicher Spaziergänger mit höflichem Bitten Platz. Es war Gustav Noske, der, nach Berlin zurückgekehrt, soeben den Oberbefehl über alle „Streitkräfte" der Regierung übernommen hatte. Noch nicht zwei Monate waren vergangen, seit er die deutsche Flotte mit einem häßlichen Abschied aus den heimischen Gewässern der Britischen Insel zudampfen sah. „Vergeßt nicht, daß Ihr in den Deutschen verächtliches Viehzeug vor Euch habt!" hatte damals der englische Admiral seinem Geschwader durchgegeben, das den deutschen Schiffen entgegenfuhr.

Ob Herr NoSke, der mitschuldige Verfechter des Massenwahns, dieses schimpflichen Wortes gedachte, als er die Verhetzten im Tiergarten sah? Hier schrie das entwurzelte Ich nach letzter Erfüllung der marxistischen Lehre, und die Geister, die man gerufen, man wurde sie nun nicht los.

Da irrte Noske nach Dahlem zum Freikorps Lüttwitz, bestehend aus den Landesjägern des Generals Maercker, der von Hauptmann Pabst neu aufgestellten Garde-Kavallerie-Schützen-Division und einer Brigade, die, aus Kiel gekommen und in märkischen Dörfern untergebracht, als die bessere Hälfte der Marine anzusprechen war.
Noske befleißigte sich hier einer warmherzigen und zuvorkommenden Freundlichkeit. Zumal: „Es hatte sich gezeigt, daß gegen bewaffnete Scharen nur mit einer disziplinierten Truppe etwas auszurichten ist", dachte Noske und schrieb es später in seinem Buch „Von Kiel bis Kapp".

In Berlin lag mutterseelenallein, zunächst fast nur aus der Suppe-Garde bestehend und kaum 300 Mann stark, das Regiment Reinhard in der Kaserne des 4. Garde-Regiments z.F. Verschanzt mit Drahtverhauen, leidlich bestückt mit Waffen aller Art, sogar ein Geschütz darunter und Minenwerfer, leicht und schwer. Überfälle waren an der Tagesordnung. Einmal hatten die Roten sogar einen Freund Suppes, den Wachtmeister Penther, der noch im letzten Moment gerettet werden konnte, regelrecht an der Laterne aufgehängt. Von den Schuldigen wird einer lebend gefaßt und schleunigst an die Wand gestellt. Das war Notwehrrecht. Nur, daß man Penther damit Lynchjustiz vorwarf, die aus Gründen der „Menschlichkeit" zu unterlassen gewesen wäre, das zeigt den liberalen Grundcharakter auch in bestimmten militärischen Führerkreisen der damaligen Zeit. Aber Preußen mit dem gesunden Gefühl des Soldaten waren diese Führer trotzdem, und das macht sie uns wert.
Aber auch eine neue Haltung deutete sich an. „Ich stehe zu jedem, der Ordnung schafft. Mein Herz ist beim Volk, aber nicht bei der Sozialdemokratie", sagte der preußische Oberst Reinhard, worauf ihm Noske die Hand reichte und seine Loyalität beteuerte. Ein Versprechen, das er später des öfteren gebrochen hat.

Aber zuvor läßt Reinhard aus der Reichskanzlei, in der man gerade auf ein Ultimatum Liebknechts starrt, eine Festung machen, die von Suppe und seiner kleinen Garde tapfer verteidigt wird, als die Wellen der Spartakusleute anbranden, denen als Vorwand dient, daß man den kommunistischen Polizeipräsidenten Eichhorn durch den SPD-Mann Ernst ersetzen will. Die Wilhelmstraße ist bedeckt mit Toten, Verwundeten — Blutlachen weit und breit. Dreimal schon ist die Woge der deutschen Lenin-Revolution rot emporgeschäumt, bricht sich aber am Widerstand der kleinen Minderheit eines Stammes von Frontsoldaten. Nun ebbt sie ab unter den Augen der sogenannten Volksbeauftragten, die sich mit triefenden Worten bei den Soldaten bedanken. Eine hündische Dankbarkeit, dem der feige Schakalbiß zu folgen Pflegt. So hat der Jude Landsberg, der am meisten gejammert und um Schutz gebeten, später denn auch den Satz geprägt: „Wenn du einen Soldaten siehst, dann weiche ihm aus, denn er ist nichts als ein verruchter Mörder."

„Hier Reichskanzlei. Ist dort das Regiment Reinhard?"
„Ja. Oberleutnant von Kessel."
„Sehn Se mal, Herr Oberleutnant, das haben Se ja nun wirklich kollossal fein gemacht. Aber da ist noch das ganze Zeitungsviertel besetzt von den Liebknechtischen. Der Vorwärts und Mosse auch. Könnten Sie...?"
„Wir allein sind zu schwach. Höchstens, wenn die Potsdamer Garnison ... Schicken Sie doch ein Telegramm: Alle zuverlässigen Truppenteile sofort alarmieren und nach Berlin in Marsch setzen. Meldung beim Regiment Reinhard ...
„Meldung — beim — Re — gi — ment — Reinhard", wiederholt der Sekretär am anderen Strippenende und läßt das Telegramm, da er keinen Minister erreichen kann, mit der Unterschrift „Reichskanzlei" hinausgehen.
Kessel aber, der Adjutant des Obersten Reinhard, hat nicht geahnt, welche Wirkung dieses Telegramm haben sollte. Bei ihm melden sich Freiwillige, die einem Aufrufe der Regierung folgen und zudem von Suppe angezogen werden, als wäre dieser Frontsoldat ein Magnet.

Am 10. Januar 1919 ist das Regiment „Potsdam" in Berlin. „Kein Mensch weiß, was man soll — verdammte Schweinerei!" schimpft sein Kommandeur, Major von Stephani. Doch nachdem ihn Kessel beruhigt hat, kundschaftet er, als Rotgardist verkleidet, das Zeitungsviertel auf Angriffsmöglichkeiten und die Stärke der Roten aus, während die zaudernde Regierung verhandelt, um von Liebknecht und dem inzwischen aus Rußland eingetroffenen Radek-Sobelsohn Absage auf Absage zu erhalten.

Mehrfach haben stärkere Streitkräfte versucht, die rote Festung Mosse zu stürmen. Da ruft am Abend des 10. Januar der Oberleutnant Bachmann aus der Garde Suppes eine Kampfschar zusammen. Junge Menschen darunter, die kaum dem Knabenalter entwachsen. Einer von ihnen, das Gesicht offen, die Augen hell, den Kopf zurückgeworfen, steht dicht vor dem Offizier, als dieser die Instruktion für ein selbständiges Vorgehen Richtung Mosse mit den Worten beschließt: „Also, um 11 Uhr antreten!" Und dann zweifelnd fragt: „Willst du auch mitstürmen, Kleiner?" — „Jawoll", klappt der Bengel die Hacken zusammen und verspricht, sich pünktlich zu melden. Tritt ab, geht mit

Kameraden in den „Clou", gibt Handgranaten und ein MG in der Garderobe ab, ißt, trinkt, tanzt und ist auf die Minute wieder zur Stelle.
Bleibt neben Bachmann, als er an den Papierbarrikaden den Führer der Mossebesatzung, den Mischen Professor Nicolai, zur Übergabe des Messehauses auffordert. Und hier sieht der kaum Sechzehnjährige den Haß des Juden, der während des Krieges im Flugzeug von der Front nach Holland desertiert ist, gegen alles Deutsche aufblitzen. „Wie soll ich übergeben?" redet der Jude mit den Händen, bleich in einem Gemisch von Wut und Angst. „Einem Preußen nie! Die Weltrevolution marschiert!"
Dann knallt's. Und der Junge, im ersten Schreck noch etwas verwirrt, greift zur Fahne des alten Reiches, geht vor mit den anderen und ist auch dabei, als im Turm des Messehauses die bis zuletzt kämpfenden Matrosen mit Handgranaten erledigt werden. Es ist dies seine erste Tat in einem Zeitungsbetriebe; später ist er ein bekannter nationalsozialistischer Journalist geworden.

Zwischen der Reichskanzlei und der Vorwärts-Besatzung sind die Verhandlungen abgebrochen worden. Am Morgen des 11. Januar 1919 tritt das Regiment „Potsdam" an, und die Friedrichstadt wird zum Schlachtfeld. Vom Belle-Alliance-Platz her donnern die Geschütze, in der Lindenstraße krachen die Minen; in der Früh, um 8:15 Uhr schon, gehen die Stroßtrupps der „Potsdamer" von allen Seiten gegen die bröckelnden Mauern des Vorwärts-Gebäudes vor und besetzen das Haus nach einem blutigen, von den Dachschützen der Roten mit besonderer Hinterhältigkeit geführten Franktireurkampf. Viele der Spartakisten halten sich bis zuletzt, viele aber auch haben die Waffen weggeworfen, die roten Armbinden dazu, und flehen um Gnade als harmlose Passanten.

Im Anschluß wird die Säuberung des Polizeipräsidiums durch die Garde des Feldwebels Suppe vorgenommen. Und als Noske am 14. Januar 1919 mit dem Freikorps Lüttwitz in Berlin einzieht, kann Oberst Reinhard berichten, daß die Stadt, bis aus den Osten, fest in seiner Hand sei.
Aber es ist Blut geflossen, viel Blut. Zu viel, als daß man nicht nach den Hetzern und Schürern hätte fahnden sollen. Nach diesen Juden: Radek, der wie ein hungriger Wolf durch die Elendsquartiere der Großstadt jagt und die Massen aufpeitscht, nach Liebknecht und der Rosa Luxemburg. Während Radek erst später verhaftet und von der marxistischen Regierung wieder freigelassen wird, ereilt Liebknecht und seine Brutschwester das Geschick. Sie, die die schwere Blutschuld all dieser Kämpfe auf sich geladen haben, finden nach ihrer Gefangennahme durch Soldaten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, den verdienten Tod.
Zwar atmen jetzt die Berliner auf, zwar können die Wahlen zur Nationalversammlung in leidlicher Ruhe unter dem Schutz der Bajonette vorgenommen werden, doch hier und da flackern die Kämpfe wieder auf. Es kommt zum Generalstreik, zu einem erneuten geschlossenen Aufruhr am Alexanderplatz, der aber von Reinhard auf Bitten Noskes niedergekämpft wird.
Aber dann werden in Lichtenberg regierungsfreundliche Beamte von rotem Mob hingeschlachtet. Noske gibt darauf den bekannten Schießerlaß heraus. Als demzufolge in der Französischen Straße ein Haufen bewaffneter Matrosen an die Wand gestellt wird, läßt die Regierung, konsequent nur in Treulosigkeit und Preußenhaß, die Soldaten nicht nur im Stich, sondern auch von dem Geifer der jüdischen Presse übergießen und schließlich eine Anzahl von ihnen in die Gefängnisse werfen.

Kurz gehen die Wintertage über München dahin, grau und kalt. Ein Frösteln, viel Liefer noch als sonst in dieser Jahreszeit, durchzittert die Bewohner. Eisner, der sogenannte Literat, der Jude aus Galizien, der mit gefälschten Dokumenten Deutschland der infamsten Gemeinheit bezichtigt, er treibt das Bayernland dem Abgrund zu und den feindlichen Mächten in die Arme.
Das empört, bringt Wallung in die Bayernherzen; denn auch die Kommune rührt sich immer mehr. Aus dieser Atmosphäre knallen Schüsse, die den kosmopolitischen Juden Eisner niederstrecken. Und wenig nur später hat im Landtag der Kommunist Lindner den Innenminister Auer schwer verwundet.
Nun hastet alles durcheinander. Wochenlang wird debattiert. Mehrheitssozialisten, Unabhängige und Kommunisten befehden sich gegenseitig. Bis endlich der Sowjetsieg Bela Kuhns in Ungarn den Ausschlag gibt und an einem Frühlingsmorgen, Anfang April, den Münchnern an Litfaßsäulen und Straßenecken die Räterepublik plakatiert wird. Zu deren Spitze ist aus den Rauchschwaden der Schwabinger Kaffeehäuser ein Abschaum anarchistischer Literaten emporgestiegen: Mühsam und Landauer — Juden, in deren Mitte sich sogar ein abgestempelter Tollhäuser, Dr. Lipp, befindet, dessen erste Tat als Außenminister Kriegserklärungen an Württemberg und die Schweiz sind.
Ein Wahnsinn, in den Methode gebracht wird, als die russisch-jüdischen Bolschewiken Leviné-Nissen und Axelrod mit ihrem Artgenossen Toller die Macht an sich reißen, nachdem der mehrheitssozialistische Bahnhofskommandant Aschenbrenner einen mißglückten Gegenstoß unternommen hat und zu seinem Regierungsfreund Hoffmann nach Bamberg geflohen ist. Streiks, Demonstrationen für und wider die Räterepublik, förmliche Hetzjagden und Kesseltreiben auf politische Gegner setzen ein. Allenthalben lauert der Tod. Besonderen Argwohn erregt die Thule-Gesellschaft, die von rassebewußten Deutschen geleitet wird.

Was aber die Roten nicht wissen, ist, daß die Mitglieder der Thule-Gesellschaft Oberleutnant Kurz und der spätere Nationalsozialist Franz Dannehl, durch den Oberleutnant Egedie Verbindung mit den Freikorps außerhalb Münchens ausgenommen haben und nun den Widerstand in der Stadt selbst organisieren.

Schwarz füllt den Marienplatz eine dichte Menschenmenge. Sie ist erregt und ihre Stimmung paßt nicht recht zu dem milde sinkenden Frühlingstag. Da steht plötzlich ein Mann auf
der hohen Umfriedung an der Mariensäule, spricht zu den Tausenden über Marxismus, Bolschewismus und Judenfrage. Aus Rußland kommt er, schildert, wie dort die liberale Revolution ins extremistische Fahrwasser geriet und in der jüdisch-kommunistischen Diktatur endete.
„Wahnsinn!" ruft er, „Wahnsinn ist es, wenn in Deutschland das gleiche passiert, wenn das gesunde Bayern sich in diese Lage eines geknechteten Volkes begibt."
Es ist Alfred Rosenberg, dessen klarer Sinn, geschärft im Baltikum, an dieser geistigen Stromscheide Asiens und des Abendlandes, ihn Worte finden läßt, die früh Bekennermut und einen ungetrübten Seherblick verraten. Mit dem Dichter Dietrich Eckart tritt er schon seit Januar 1919 in dessen Zeitschrift „Auf gut deutsch" für die völkische Idee ein. Aber noch ist er unbekannt und niemand ahnt, daß er es einmal sein wird, der als treuer Gefolgsmann seines Führers einer arteigenen Kultur in Deutschland das Fundament geben wird.
Kaum hat Rosenberg geendet, da werden Flugblätter verbreitet, die mit einem Knochenmann auf der Titelseite symbolisch die Folgen eines jüdischen Regiments in Deutschland darstellen sollen. Die Blätter kommen von der Thule-Gesellschaft und zu ihren Verbreitern gehört Franz Dannehl.
Die Roten horchen auf. Noch immer antisemitische Propaganda? Leviné und Axelrod, bis ins tiefste erschreckt, sehen Juda in sich entlarvt. Jetzt wird mit aller Schärfe nach den Gegnern gefahndet. Aber man bekommt Rosenberg, Eckart und Dannehl nicht mehr, sucht vergebens auch nach einem Mann namens Hitler, der dem Zentralrat schon mehrfach auf die Nerven gefallen ist.
Doch von der Thule-Gesellschaft werden sieben unbeteiligte Opfer in die gruftkalten Keller des Luitpold-Gymnasiums geschleppt. Dort sind Seidel und Hausmann die Kommandanten und Teufelswächter einer Unzahl von Gefangenen.
Dieses München der Tollheit, voll raubenden und plündernden Gesindels, ist nicht zum aushalten. Seit Wochen liegen in Dachau noch Tote umher, die für die Hoffmannregierung gekämpft und nach einem Waffenstillstand auf Geheiß des Juden Ernst Toller beim Abziehen hinterrücks mit Maschinengewehren niedergemäht worden sind.

Der Oberst von Epp sieht von der Generalstabskarte auf. Vor ihm steht in Haltung der Oberleutnant Egidie und macht Meldung aus dem roten München, das er — nach einem gelungenen Theatercoup, mit dem er die Sowjets genasführt — im Flugzeug verlassen hat. Der Oberst erhebt sich.
„Wir sind so weit, Egidie!"
Unter dem Oberbefehl des Generalleutnants von Oven treten Teile der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, die Marine-Brigade Ehrhardt, das Freikorps Oberland, die zweite Garde-Infanterie-Division, Generalmajor Haas mit württembergischen Freiwilligen und Oberst von Epp mit den Bayern zu einem konzentrischen Angriff auf München an. Es ist Ende April 1919.
Beim Herannahen der Truppen fühlt Leviné-Nissen, der, ein ruheloser Ahasverus, überall ätzend und zersetzend von Land zu Land gezogen ist, mit dem Instinkt des Verruchten das Ende nahen. Sein Haß, seine Zerstörungswut richten sich nicht ins Blaue hinein, sondern zielbewußt auf jene, von denen er weiß, daß sie Feinde seiner Rasse sind, auf jene sieben des Thule-Kampfbundes, die eingepfercht sind in die muffigen Katakomben des Luitpold-Gymnasiums. Dorthin geht Levine, sieht sie an voller Hohn und zischelt den Teufelswächtern Seidel und Hausmann geheime Befehle zu.
Den schriftlichen Auftrag zur Erschießung der Geiseln läßt er durch den roten Oberkommandanten Egelhofer erteilen, den „Matrosen mit der Tangofrisur". Der war Kohlentrimmer. Wegen seiner Teilnahme an der Marinemeuterei zum Tode verurteilt, verstand er es, sich dem Henker durch die Flucht zu entziehen. Am 30. April, während die Freikorps bereits an der Peripherie Münchens in schwere Kämpfe verwickelt sind, krachen im Hof des Luitpold-Gymnasiums die Salven. Und während die Sterbenden stöhnen, tanzen die vertierten Helfer und Vollstrecker des jüdischen Willens im Trunk nach dem Gequietsche einer Ziehharmonika. Tänzen in den Blutrausch hinein und verstümmeln bestialisch die Leichen.
Mit dem Einsatz ihrer ganzen Kraft gehen die Freikorps vor. Um jeden Fußbreit Boden wird mit Erbitterung gekämpft. Am Stachus, am Bahnhof, an der Feldherrnhalle. In Giesing, einer Hochburg der Roten, muß Oberst von Epp eine Fabrik von Artillerie in Trümmer schießen lassen, auf denen es dann zu Nahkämpfen kommt mit Handgranaten und Messern.
Grämlich verhüllt sich der Maienmorgen mit dem Pulverdampf der Straßenschlacht. Gegen das Luitpold-Gymnasium bricht unter Führung der Sturmkompanie Manfred von Killingers die Brigade Ehrhardt vor. Wie versteinert stehen die Soldaten vor den Leichen im Hof. Fast nur ausgesprochene Antisemiten sind hingeschlachtet. Man sucht die Mörder. Egelhofer wird auf der Flucht erschossen, Hausmann hat sich selbst gerichtet. Von den wirklichen Drahtziehern aber können sich Lewien durch die Flucht, Axelrod durch die Fürsprache der

Mehrheitssozialisten ihrem Schicksal entziehen. Toller jedoch, der sich Monate hindurch in der Kleiderkammer eines Malers verborgen gehalten hat, kann später in der demokratischen Republik ein buntes Leben führen. Der Drahtzieher Leviné-Nissen und seine Helfer wurden auf Grund eines gerichtlichen Todesurteils erschossen.

Das war München, war Berlin, war Flamme des Widerstandes an den Mittelpunkten des Reiches, die gleichzeitig — wir werden es später sehen — auch an den Grenzen emporloderte. So kämpfte der freiwillige Soldat Deutschlands, dem Befehl seines Blutes gehorchend, jenem inneren Muß, das über ihm stand wie ein Gebot, im ersten instinkthaften Aufbäumen gegen eine Zersetzung der Heimat durch Fremdkörper, deren Ausscheidung allein im Kampf möglich war. Denn er war feind diesem Fremden und fühlte zu Recht, daß es keine Brücke gibt zwischen ihm und jenem, das seinem Blut zuwider. Darum stritt er unbeirrt, rang aus einem Geist, der geboren und geformt in Trichter und Graben, und tat — nach einem Wort Rosenbergs — für die Kultur seines Landes mehr als unzählige Professoren. Soldat, in dem Willen, die Heimat zu säubern, damit sie dereinst zu dem werden konnte, was er ersehnte: zum Vaterland.

Die baltische Tragödie
von
Hans zur Megede

Nur wenigen wurde in Deutschland um die Jahreswende 1919 klar, daß im Konzern der internationalen Weltmächte der Untergang unseres Vaterlandes beschlossen war. Zu viele trauten den Verheißungen Wilsons, dem Menschheitsgerede der Juden, den salbungsvollen Predigten des Zentrumsabgeordneten Erzberger, der in ewiger Wiederkehr verkündete: „Nachgeben! Alle Forderungen des Feindbundes erfüllen, dann werden wir Gnade finden vor den Augen der Sieger." Darauf hatten Frankreich, England und Amerika gewartet. Schon der Waffenstillstandsvertrag von Compiegne, dessen unheilvoller Abschluß durch die böswillig-verräterische Zustimmung Erzbergers und seiner novemberlichen Hintermänner zustande gekommen war, bewies klar, wie die „Gnade" der Sieger aussah: man wollte das Reich zerstückeln.
Dafür waren mehrere Vorbedingungen notwendig. Zunächst, daß man rund um Deutschland einen Ring kleiner Staaten legte und sich diese, auch soweit sie von Deutschland im Kriege unter ganz anderen Voraussetzungen selber geschaffen, zu Bundesgenossen machte, indem man ihnen weite Teile des Reichsgebiets zusprach. Als weitere Vorbedingung war die innere Zerrüttung Deutschlands erforderlich. Mit kalter Ruhe beobachteten die Minister der Entente, wie überall im Reich die rote Woge emporschäumte, und es war ihnen keineswegs unangenehm, daß der Wind, der diese Wellenbewegung hervorrief, mit Vehemenz aus Moskau geblasen wurde. Gewiß, ein völliges Untergehen Deutschlands in der bolschewistischen Flut hätte auch sie in Bedrängnis gebracht. Das wußte man wohl. Aber einmal wähnten sich die Staaten der Entente reich genug an Mitteln, derartigen Gefahren zu begegnen; dazu wußte das Judentum in diesen Ländern geschickt die Meinung zu verbreiten, daß es mit dem Bolschewismus „gar nicht so schlimm" sei. Ein deutsches Hirngespinst, so behauptete man, eine Redensart, ein Vorwand militaristischer Kreise in Berlin, um einen Druck auf die Friedensverhandlungen auszuüben. Diese aber bereitete Clemenceau gerade vor; er hatte keine Lust, das von ihm geplante Vertragswerk von Versailles durch, seiner Meinung nach, untergeordnete Fragen stören zu lassen. Mochte der Bolschewismus sein wie er wollte — Deutschland, das sich über vier Jahre einer Welt von Feinden erwehrt hatte, war dem „Tiger" weit gefährlicher. Und wenn Moskau es unternahm, die Kräfte des Reiches zu zersetzen, so konnte das der Entente nur recht sein. Ein Standpunkt, den das internationale Judentum seinen Plänen mit ebensoviel Schlauheit wie Rücksichtslosigkeit dienstbar zu machen begann.

Bereits 1917 hatte der Jude Trotzki als Befehlshaber der Sowjettruppen die Idee, bei der ersten besten Gelegenheit über Deutschland herzufallen, in die Tat umsetzen wollen. Doch Lenin hatte abgewinkt; noch war der Augenblick nicht gekommen. Damals hatte das bolschewistische Staatsoberhaupt daran erinnert, daß ein solches Vorgehen gegen Deutschland schon einmal, und zwar im Verlauf des Weltkrieges, zum Unglück einer russischen Negierung — vom Volk sprach er nicht — geworden war. Jetzt aber, da das Reich, vom Bolschewismus vergiftet, in Fieberzuckungen und völliger Ohnmacht daniederzuliegen schien, jetzt konnte man beginnen. Was 1914 durch die Schlacht bei Tannenberg verhindert wurde, nun wollte man es erreichen, dieses Ziel: Deutschland sollte unter die Vorherrschaft Asiens, insbesondere unter die Vorherrschaft kulturell tiefstehender Raffen gebracht werden, weil diese dem Judentum, infolge eines gewissen Zugehörigkeitsgefühls, am ehesten ein Dauerregiment über die Deutschen sichern würden.
Blieb demnach das Ziel alt, so waren die Mittel neu. Nicht minder die Wege. Als Mittel bediente man sich, wie bekannt, der kommunistischen Idee und des Klassenkampfes mit einem Erfolg, der 1918/19 in Ungarn und Deutschland die verlockendsten Aussichten bot. Als Weg aber für den Angriff von außen schlug man die Richtung über Kurland ein. Und das mit gutem Grund.
Hier, im Gebiet an der Küste des Bernsteinmeeres, in den ehemals russischen Ostseeprovinzen, war seit 700 Jahren ein altes deutsches Geschlecht ansässig. Der Adel war mit den Ordensrittern ins Land gezogen und vereinte sich in den Handelsstädten Libau, Riga und Reval mit deutschen Kaufleuten, die seit der Hansa in diesen Städten einen blühenden Handel trieben. Später hatten sich den beiden Gruppen zahlreiche Kolonisten aus dem angrenzenden Preußen hinzugesellt. Sie alle begründeten nun im Baltikum die deutsche Kultur, die sie mit Treue und Standhaftigkeit durch die Jahrhunderte aufrecht erhielten.
Aber es war ihr Verhängnis, daß sie, dem Wesen ihrer Kultur entsprechend, in diesem Lande zu einer geschlossenen Oberschicht geworden, auf eine Unterschicht sozusagen aufgepfropft waren, die ihnen feindlich gegenüberstand. In Kurland handelte es sich dabei um die Letten, die mit den Litauern zusammen ursprünglich zu einer nordischen Völkerfamilie gehörten, aber im Laufe der Jahrhunderte so stark verslawt sind, daß sie schon aus blutlichen Gründen der von den Deutschbalten gebildeten Oberschicht feindlich gesinnt waren. Mit der Bitterkeit des Unterlegenen haßten sie die Deutschen schon deshalb, weil deren Tatkraft auch materiell in einem gewissen Wohlstand Ausdruck fand
So mußte es dem bolschewistischen Moskau ein leichtes sein, den Nationalitätenkampf im Baltikum als Klassenkampf zu tarnen; war doch die soziale Kluft in der Bevölkerung hierzu wie geschaffen. Gerade von den

Letten erwartete man eine außerordentliche Verstärkung der roten Heeresmasse und hatte sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht.
Als die Bolschewiken, einem riesigen Hornissenschwarm gleich — Tscherkessen, Kirgisen, Kaukasier, Armenier, Weißrussen u. a. - in Kurland einfielen, um von hier aus zur ostpreußischen Grenze zu gelangen, da fanden sie im lettischen Volk eine nicht geringe Unterstützung und bei dem wirr zurückflutenden deutschen Ostheer kaum nennenswerten Widerstand.
Doch außer den beherzten Deutschbalten versuchte sich auch die lettische Intelligenz zu wehren. Aus ihrer Mitte hatten die deutschen Besatzungsbehörden der Kriegszeit die Bildung einer lettischen Regierung veranlaßt, die aus dem Ministerpräsidenten Ulmanis, dem Innenminister Walther, dem Kriegsminister Sahlit und dessen Adjutanten, dem Juden Goldmann, bestand. Großsprecherisch hatte Goldmann sich sofort an die Organisation lettischer Freiwilligenregimenter gemacht, die aber mit fliegenden Fahnen, sofern sie deren besaßen, zu den Bolschewiken übergelaufen waren. Die lettische Regierung bat nun den deutschen Gesandten in Riga, August Winnig, um Schutz und Hilfe. Mit ihm schloß Herr Ulmanis am 29. Dezember 1918 einen Vertrag, nach welchem jedem deutschen Soldaten, der freiwillig gegen die Sowjetmassen kämpfte, auf Antrag das lettische Staatsbürgerrecht verliehen werden sollte. Dem lag der Sinn zugrunde, daß bei der beabsichtigten Agrarreform auch der deutschstämmige Kämpfer wie jeder andere lettische Staatsbürger ein Anrecht auf die Zuteilung von Siedlungsland haben sollte.
Herrn Ulmanis hat dieses Versprechen, um das sich vorläufig kein Mensch kümmerte, später leid getan. Zunächst gingen Worte, Meinungen, Absichten unter in Schrecken und Panik, die der Bolschewismus in nimmermüdem Ansturm verbreitete. Auch die lettische Regierung mußte Riga fluchtartig verlassen und fand in Libau Unterschlupf. Hier regierte der revoltierende Soldatenrat mit Resten der deutschen 8. Armee, die Kurland im Letzten Kriegsjahr besetzt gehalten hatte, und ließ es sich wohl sein im gastlichen Libauer „Kristall-Palast". Eine wilde Soldateska, verwöhnt in langen Etappenjahren, radikal-marxistisch und von ausgesprochenem Maulheldentum. Ihre Wortführer: zwei Berliner Juden! Ihnen lag die Anwerbung von Freiwilligen ob. Natürlich hatten sie, selber mit den Bolschewiken liebäugelnd und von bezeichnender Laschheit, wenig Erfolg. Was, von ihnen angeworben, sich zunächst als „Eiserne Brigade" zusammenfand - schön war es nicht.
Unterdessen waren im Januar 1919 die Bolschewiken bis zur Windau, einem kleinen Fluß unweit Libau, vorgerückt. Ihnen gegenüber stand diese „Eiserne Brigade", jederzeit bereit, das Feld zu räumen, wenn die kalte Winterluft zu „dick" werden sollte. Aber das wurde schon anders, als sie einen Führer erhielt, der mit dieser Art Soldaten keineswegs einverstanden war: Major Bischoff. Er war ein alter Kämpfer der Westfront, der sich dort den Pour le mérite verdient und auch in Afrika Lorbeeren geerntet hatte. Kraft seiner Persönlichkeit und seines Beispiels an Kühnheit und Draufgängertum, war es ihm möglich, diese Halbfreiwilligen zur Abwehr zu bewegen.
Weiter nördlich bis zur Küste, vor Goldingen und Hasenpot, hielt die Baltische Landeswehr tapfer und aufmerksam eine treue Wacht. Ursprünglich gebildet aus jungen Balten, stießen später auch reichsdeutsche Freiwilligenformationen zu ihr, als sie von ihrem neuen Führer, Major Fletcher, übernommen wurde, dessen Taten noch zu einem Ruhmesblatt in der baltischen Geschichte Werden sollten.
Nun ist es bemerkenswert, daß der Wunsch, einen tatkräftigen Oberbefehlshaber zu haben, aus den Reihen der Soldaten selber kam. Die Wahl fiel auf den Generalmajor Grafen Rüdiger von der Goltz, der Finnland vom Bolschewismus befreit hatte und ganz der Mann war, auch das politische und militärische Chaos des Baltenlandes zu entwirren. Auf Bitten der Truppe und nach Anfrage durch die Oberste Heeresleitung erklärte sich der General bereit, den Oberbefehl über das neu aufzustellende 6. Reservekorps in Libau zu übernehmen.

Heute können wir feststellen, daß General von der Goltz zu jenen nicht zahlreichen Aristokraten gehört hat (neben ihm Schulenburg und Brockdorff-Rantzau), die fast als einzige aus der Führerschicht des kaiserlichen Deutschlands in den Augiasstall des Zwischenreiches hinüberragten und mit ehrlichem Bemühen zu retten suchten, was noch zu retten war.
In Goltz hatte das liberale Zeitalter den Preußen nicht zu überwinden vermocht. Schon mehrfach hatten Männer seines Namens in der preußischen Armee eine bedeutende Rolle gespielt. Zuletzt war es der General der Infanterie Freiherr Colmar von der Goltz, der als einer der größten Soldaten- und Jugenderzieher Deutschlands angesehen werden muß. Bereits um die Jahrhundertwende gründete er den ersten Jugendbund, dessen Aufgabe es sein sollte, die Jugend in soldatischer Kameradschaftlichkeit über die Klassengegensätze Hinwegzubringen. Es war der „Jung-Deutschland-Bund", der sich schon früh zu natürlicher Auslese und Führertum bekannte. Während des Krieges leitete Colmar von der Goltz die Operationen an der türkischen Front. Kurz vor seinem letzten Siege bei Kut el Amara, den er nicht überlebte, sprach er von neuen Formen, Ansichten und Gebräuchen nach dem Kriege und rief schließlich aus: „Ein neuer Alexander wird erstehen, welcher mit einer kleinen Schar trefflich gerüsteter Männer die kraftlosen Massen vor sich hertreibt, wenn diese sich... wie das Grünbannerheer der Chinesen, zu einem zahllosen aber friedfertigen Spießbürgerschwarm verwandelt haben."
Diese Überwindung der Massen, die Colmar von der Goltz mit einem Prophetenblick sondergleichen voraussah, sie hatte sich schon in ihren ersten Anfängen im Weltkrieg gezeigt und sollte sich noch klarer im Baltikum ausprägen. Seltsam nur, daß dieses unter der Leitung eines Mannes gleichen Namens geschah. Es ist wohl auch nicht der Name, es ist das Blut.

Mysterium. Auch Rüdiger von der Goltz sah viel voraus. „Wohl dürfte einer preußischen Staubentwicklung in Form eines vaterländischen Sozialismus bei uns die Zukunft gehören", schrieb er 1920. Das Ringen im Baltikum hatte er von Anbeginn als Rassenkampf gegen die östliche Barbarei erkannt. Doch zeitbegründet hinderte selbst ihn die Begriffsfassung der liberalen Epoche an der letzten Erkenntnis des Neuen. So stand im Hintergründe seines militär-politischen Wollens der Gedanke, nach Petersburg zu marschieren, die liberale Interventionsidee gegen Sowjetrußland, statt der Erkenntnis, daß — ähnlich wie in Deutschland der 9. November — auch die russische Revolution ein liberalistischer Rückschlag ist. Ein verschärfter Rückschlag allerdings, und zwar durch den asiatisch gefärbten Wurmfortsatz des Liberalismus, den wir in der Gestalt des revolutionären Marxismus erblicken, und dessen Überwindung schließlich nur durch rassische Klärung und Erwachen der russischen Seele erfolgen kann, gleichviel durch welchen Anstoß sich das offenbart.
Zuvörderst aber wußte der General um das Grundsätzliche seiner Aufgabe: letzter Schutzwall des Reiches zu sein gegen den Osten. Darum verglich er die Situation der baltischen Freikorps zu Recht mit „der Lage der Kämpfer in der Mongolenschlacht bei Liegnitz 1241, durch deren Ausgang Europa ebenfalls davor bewahrt wurde, asiatisch zu werden".

Als Rüdiger von der Goltz, der „deutsche General in Kurland", wie man ihn nannte, in Libau eintraf, atmete alles auf, das zuverlässig deutsch und entschieden gegen den Bolschewismus war. Besonders die Soldaten, die in lockerer Postenkette Libau halbkreisförmig umstanden, in Eis, in Schnee, und jederzeit erwarten mußten, daß sie von einem Schwarm unzähliger Bolschewiken einfach überrannt wurden. Die Abwehrmaßnahmen, die der General sofort ergriff, versuchte vor allem der Libauer Soldatenrat zu sabotieren Erfreut darüber waren nicht nur die gänzlich verseuchten Garnisonsbataillone der alten Besatzungsarmee, sondern mehr noch die Letten im Libauer Hafenviertel. Sechstausend Gewehre hielten sie in ihren windschiefen Häusern verborgen und sehnten den Augenblick herbei, da sie die Waffen bei einem Durchbruch der Bolschewiken gegen die Deutschen richten konnten. Eine üble Situation, der auch die lettische Regierung mangels genügenden Einflusses und Rückhalts im Volk nicht Abhilfe zu schaffen vermochte. Sie wurde damals allein durch den Innenminister Walther vertreten.
So glich Libau einem Pulverfaß. General von der Goltz stand vor der Notwendigkeit, Schiffe im Hafen zum Abtransport seiner Truppen für den Fall bereitzustellen, daß die Stadt bei einem Einfall des Feindes und gleichzeitiger Erhebung der Letten trotz energischer Gegenwehr nicht mehr zu halten war. Aber das eine erkannte man klar: Es wären bestenfalls nur Trümmer des 6. Reservekorps zum Abtransport gekommen. Man stand also vor der Entscheidung: siegen oder untergehen.

Die Aussichten für einen Sieg waren in Anbetracht der Stärke des Gegners gleich Null, obwohl sich der Wert der deutschen Formationen ganz wesentlich gehoben hatte. Unter der verständigen Einwirkung Bischoffs begann die „Eiserne Brigade", ihren Ehrentitel mit Recht zu tragen. Und die Baltische Landeswehr, vergrößert durch ein Bataillon vertriebener oder aus deutscher Gefangenschaft entlassener Russen unter dem Fürsten Lieven und durch eine Kompanie politisch rechtsstehender Letten unter Ballod, warfest entschlossen, den Bolschewiken das Handwerk zu legen.
Vor ihrer Front befand sich, fast nur von Deutschen bewohnt, das Städtchen Goldingen. Hier übten die Bolschewiken einen so fürchterlichen Blutterror aus, daß selbst einige lettische Überläufer vom Schauder gepackt wurden. Sie kehrten entsetzt zurück und erzählten den Balten, was sich in Goldingen zutrug. Berichteten über nicht wiederzugebende Quälereien, denen gegenüber der Tod wie eine Erlösung war.
All das erweckte in den Balten einen berechtigten Grimm. Mit ernsten Worten baten sie ihren umsichtigen Führer, Major Fletcher, die Genehmigung zur Einnahme Goldingens einzuholen.
Fletcher entwickelte darauf einen wohldurchdachten Plan, den General von der Goltz zwar als Wagnis bezeichnete, sich aber schließlich mit ihm einverstanden erklärte. Der deutsche General in Kurland verhehlte sich jedoch nicht, daß er hier vor völlig neuartigen Verhältnissen stand, die er, der Tatkräftige, in seiner langen Militärzeit nie erlebt hatte: der Impuls zu operativen Unternehmungen ging von der Truppe aus.

Die Wjuga, der russische Schneesturm, jagt über das Land, heult in den Öfen und rüttelt an dem knarrenden Gebälk des Hauses, in dem der Stoßtruppführer der Baltischen Landeswehr, Hans von Manteuffel, sitzt, umgeben von Kameraden. Vier Jahre Krieg hat er hinter sich, im Osten und Westen, Jahre in Dreck und Feuer, bewußt kämpfend für Deutschland mit heißem Herzen. Bis zum schmählichen Ende. Da will er zurück in das Land seiner Ahnen an der Ostsee, in das sie als Ordensritter gezogen sind, es urbar gemacht und ihm Kultur gegeben haben. Versumpft und verdorben wäre das Land ohne diese Kultur, die hier in vorderster Linie den linken Flügel europäischer Wesensart schlechthin darstellt.
Nun findet der Heimgekehrte die Häuser geplündert, die Höfe vernichtet, die Mütter verschleppt, die Väter getötet, die Schwestern geschändet und die Kinder massakriert. Da hat der Oberleutnant von Manteuffel nicht gebetet. Sein Wort war ein Fluch und sein Schwur der Glaube an die Stärke seines Blutes und des Blutes derer, die seine Brüder sind, sich um ihn scharen zur Befreiung von Asien und seinen Mitläufern. Alle, ob sie von Adel oder nicht, ob mit der Hansa ins Land gezogen, den Ordensrittern oder später als Kaufleute und Kolonisten. Zerschmolzen war der

Standesdünkel im Feuer des großen Krieges. Und Fehler, die gemacht, und Sünden, die begangen, jetzt sollten sie nicht durch Kniefall gesühnt werden, jetzt galt es, sie zu überwinden durch die Tat im Kampf aus der Kraft einer untrennbaren Rassengemeinschaft heraus. Denn ihrer Vernichtung allein galt die asiatische Flut! — Das hat Manteuffel erkannt wie nur einer. Und ist so höchste Inkarnation des Willensausdrucks der Baltischen Landeswehr geworden.
Jedesmal, wenn die Hilferufe der Gepeinigten aus Goldingen und auch aus der am gleichnamigen Fluß gelegenen Stadt Windau zu ihm hinüberklangen, hat Manteuffel gestöhnt in Wut. Dann war sein ständig wiederkehrendes Wort: „Wir müssen Goldingen haben und Windau auch."
Jetzt sollte sein Wunsch erfüllt werden. Die Vorbereitungen für den Angriff auf Goldingen sind getroffen. Als die Nacht hereinbricht, ist es so weit. In Schlitten, zu Pferde, zu Fuß und auf Protzen brechen die Balten im Schutze der Dunkelheit gegen das bolschewistische Massenheer vor. Gleichsam gehüllt in einen dichten Schleier wehenden Schnees, überrumpeln sie die feindliche Linie, schießen nach rechts und nach links. Vorwärts, vorwärts. Die Nacht hindurch, bis sie vor Goldingen stehen. Hier leistet der Bolschewik verzweifelten Widerstand. Aber durch nichts lassen sich die Balten beirren. Sie kämpfen mit einer wütenden Zähigkeit, allen voran Major Fletcher, der hier auf seine junge Truppe zum erstenmal in einem schweren Gefecht einwirken kann. Groß sind die Verluste der Balten, aber noch größer ist der Erfolg: Goldingen wird im Sturm genommen.
Erschreckt ziehen sich die Bolschewiken zurück. „Wie ist das möglich gewesen?" fragen sie sich verwirrt. Doch bevor sie sich von ihrem Erstaunen völlig erholen können, erhalten sie einen neuen Schlag: auch Windau wird nach hartem Kampf von der Baltischen Landeswehr besetzt.
Das war möglich, weil hier der Wille einer Gemeinschaftsseele über das Sammelsurium, die kernige Minderheit über den gestaltlosen Haufen, das Gesetz der Rasse über die Gleichheit der Menschen triumphierte.

Goldingen und Windau waren Großtaten, die in Europa Aufsehen erregten und allenthalben die unterschiedlichsten Rückwirkungen hervorriefen. Zunächst fand sich die lettische Regierung in Libau wieder ein, gefolgt von einer Ententekommission, die das weitere Verhalten der Deutschen mit gesteigertem Argwohn beobachtete. Sie stand in dauernder Verbindung mit der Waffenstillstandskommission in Paris und erreichte von ihr die Absendung einer im Befehlston gehaltenen Note an die deutsche Regierung, in der darauf hingewiesen wurde, daß nach dem Waffenstillstandsvertrag die deutschen Truppen das Baltikum zu verlassen hätten, wenn die Entente das für notwendig halte.
Die November-Regierung der Ebert und Scheidemann wußte darauf nichts Besseres zu erwidern, als durch die jüdische Presse zu erklären, daß sie das „Tun der Baltikumer" mit dem größten Mißtrauen verfolge. Leider sahen auch weite Kreise des deutschen Volkes dem Heldenkampf an der Ostsee mit befremdlicher Gleichgültigkeit zu, obwohl das Dröhnen der Werbetrommel auch an ihre Ohren klingen mußte.
Es ist nun Tatsache, daß die Kommune aufmerksamer war und Elemente ins Baltikum schickte, die dort zersetzend wirken sollten. In der Hauptsache jedoch fand jener Ruf, der von den Werbestellen ins Land schallte, bei denen Widerhall, deren Herzen von den Stürmen des roten Novembers noch nicht zu einer schaurigen Einöde gemacht worden waren. Man bot den Männern Land. Aber es war keine Erwägung materieller Natur, die sie hinausgehen ließ. Denn mochten sie dieses Land mit dem Schwert erwerben, winkte ihnen doch der Tod und bestenfalls ein Leben in Not und harter Arbeit auf einem schwer zu beackernden Boden in rauher Landschaft. Darum war es niemals Eigennutz, der die vom Geifer der jüdischen Presse bespienen und als „Landsknechte" bezeichneten Freikorps-Soldaten über die Grenze trieb, sondern es war der blutgebundene Wille, um die Ehre des deutschen Volkes zu kämpfen. Um dieser Ehre willen fochten sie und machten aus dem Schimpf eine ehrenvolle Bezeichnung: das Wort „Landsknecht" wurde zum Ruhmestitel. Und ihrem Gefühl entsprang der Ruf von den Werbestellen, der Schrei ihrer Seele: „Rettet den Osten!"

So fanden sie sich zusammen, die freiwilligen Soldaten Deutschlands. Sie bildeten die erste Garde-Reserve-Diviston unter Führung des Generals Tiede. Sie reihten sich ein in die Baltische Landeswehr und machten aus der bisher nicht immer „Eisernen Brigade" Bischoffs eine wahrhaft „Eiserne Division". Sie stellten sich unter das Kommando des Hauptmanns Schauroth, sie fochten mit Bravour unter Hauptmann von Pfeffer, sie ließen sich führen von dem einarmigen Freikorpshelden Petersdorff und gingen in die Schlacht unter dem Kommando des Majors von Kleist, bis schließlich auch Roßbach mit seiner Schar den Kameraden im Baltikum zur Hilfe kam.
Nacheinander in mehr oder minder langen Zeitabständen trafen sie ein, je nachdem es die Lage in den vom roten Mob geplünderten Städten des Reiches zuließ. So verfügte Goltz recht bald über ein Heer, das wir das baltische nennen wollen, und dessen Taten für sich sprechen.

Ende Februar 1919 war man so weit, daß man von der Stellung um Libau in drei Etappen in Richtung Mitau zum Angriff schreiten konnte.
Der 1. Garde-Reservedivision wurde der rechte Abschnitt zugewiesen. Sie sollte auf Bauske marschieren. In der Mitte hatte Major Bischoff mit der Eisernen Division die Aufgabe, geradewegs auf Mitau vorzudringen, während am linken Flügel der Baltischen Landeswehr auf deren Wunsch gestattet wurde, die Küstenstädte Tuckum und

Talsen zu nehmen. Der Plan war, Mitau zu Beginn der dritten Etappe überraschend einzukreisen, so daß es ein Entkommen für die in Mitau liegenden Bolschewiken nicht mehr geben konnte. Sie sollten hierdurch daran gehindert werden, die in dem Gefängnis von Mitau schmachtenden Geiseln zu ermorden.
Die beiden ersten Etappen Verliesen planmäßig. Die dritte bot insofern eine Überraschung, als die Baltische Landeswehr am 18. März 1919 plötzlich durch Funkspruch meldete: „Standpunkt Mitau." Major Fletcher hatte sich entschlossen, am linken Ufer der Aa entlang von Tuckum auf Mitau vorzustoßen, weil er hoffte, durch den völlig unerwarteten Überfall die Geiseln in Mitau vor dem sicheren Tode zu bewahren. Eine Erwartung, die leider getrogen hat. Denn die Bolschewiken fanden trotzdem noch Zeit, die Gefangenen auf die Chaussee Mitau — Riga hinauszutreiben. Frauen und Greise, gepeitscht und mit Bajonetten niedergestochen, fanden hier schließlich einen fürchterlichen Tod. Auch im Gefängnishof türmten sich die Leichen zu Bergen entsetzlicher Bestialität. Sie wiesen nicht zu beschreibende Wunden und Verstümmelungen auf. Und ein trostloser Anblick war es, als Manteuffel mit seinen Kameraden zwischen den Gefängnismauern Umschau hielt und abgerissene Glieder auflas, an denen oft nicht mehr festzustellen war, zu welchen Körpern sie gehörten.
Asien....
Die Bolschewiken hatten inzwischen die Baltische Landeswehr in Mitau eingeschlossen und kämpften außerdem im Südwesten gegen den Heerbann der anrückenden Eisernen Division, deren rechter Flügel in dem Waldgelände von Doblen in ein blutiges Gefecht verwickelt wurde. Der Führer dieser Gruppe war der Major von Kleist, der, soeben aus Deutschland eingetroffen, das Kommando im Laufe des Kampfes übernahm. Die Bolschewiken fochten hier mit so großen Massen, daß die Deutschen mehrmals vergeblich stürmten und sich aufzureiben drohten. Da raffte Major von Kleist aus den Trümmern seiner Mitte zwei Kompanien zusammen, stellte sich an ihre Spitze und entwand dem Feinde nach einen: zähen Ringen den bereits winkenden Sieg.
Damit war die Lage entschieden. Der Weg auf Mitau wurde frei. Kampflos wichen die Bolschewiken nach der Niederlage von Doblen über die Aa zurück. Die Eiserne Division konnte sich daraufhin in Mitau mit der Baltischen Landeswehr vereinigen und war bereit, auf Riga vorzudringen.
Das aber wurde von der deutschen Regierung nicht erlaubt. Ob die Deutschen dort zu Tausenden hingeschlachtet wurden, es war den marxistischen Ministern in Berlin offenbar recht gleichgültig. Nur spärlich und gleichsam entschuldigend wie über Torheiten ließ die Regierung in der jüdischen Presse über die Taten der Balten berichten. Und die immer Lauen in Deutschland nahmen kaum davon Notiz, daß die prahlerisch von den Bolschewiken angekündigte Weltrevolution einen empfindlichen Schlag erlitten hatte.

Im April 1919 ereigneten sich in Libau Dinge, die man in Berlin mit noch weniger Freude hinnahm. Der Soldatenrat, nach wie vor die Triebfeder zu Dauermeutereien in der Etappe, war durch Hauptmann Schauroth festgenommen und über die deutsche Grenze abgeschoben worden. Wenig später befreite Hauptmann von Pfeffer den deutschen Leutnant Stock, der von den Letten — angeblich wegen eines politischen Komplotts — in das Libauer Gefängnis gesperrt worden war und hingerichtet werden sollte. Hierbei mußten durch das Freikorps Pfeffer einige hundert Letten entwaffnet werden, die man schon lange als Bedrohung im Rücken der baltischen Front angesehen hatte. Am nächsten Tage verhaftete Oberleutnant von Manteuffel mit seinen: Stoßtrupp ein Mitglied der lettischen Regierung, weil diese dem deutschen Element in Kurland fast jeden Einfluß auf die politische Führung verweigerte. Den Balten war eS dadurch möglich, eine Regierung unter dem lettischen Pastor Needra zu bilden, an der auch Männer ihres Blutes Anteil hatten.
Fälschlicherweise versuchte man nun, Goltz mit diesen Vorgängen in Verbindung zu bringen.
Als daraufhin seitens der Entente die Absetzung des Generals verlangt wurde, beriefen ihn Ebert und Scheidemann nach Berlin. Hier machte Erzberger die überraschende Mitteilung, daß er der Entente die Räumung Lettlands angeboten habe, allerdings sei der Feindbund darauf nicht eingegangen.
„Ein Beweis dafür, daß die Entente auf die Bolschewikenbekämpfung durch deutsche Truppen Wert legt", stellte Goltz fest, fuhr aber empört fort: „Wo bleibt bei solchen Angeboten das Siedlungsrecht für meine Soldaten? Sollen sie keine Anerkennung für alle Entbehrungen erhalten, für Kulturtaten von unabschätzbarem Wert?"
„Kulturtaten?" lispelte Erzberger. „Mit Verhandlungen wäre man bei den Bolschewiken ebenso weit gekommen."
„Vielleicht räumen sie Riga freiwillig", höhnte Goltz.
Erzberger zuckte die Achseln. „Wir jedenfalls können die Verantwortung für eine Besetzung Rigas nicht übernehmen."
„Dann werde ich sie tragen!" entschied sich der General und gab telegraphisch den Befehl zum Angriff. Von seiner Abberufung wurde nicht mehr gesprochen. Man hatte Angst.

Zum Vormarsch auf Riga wurden die Baltische Landeswehr und die Eiserne Division angesetzt. Schon lange hatten die Balten gewartet. Schlimmer von Tag zu Tag waren die Nachrichten geworden, die sie auf Umwegen über die grauenhaften Ermordungen ihrer Familienangehörigen und einer Unzahl deutscher Landsleute erhalten hatten. Entsetzen und Empörung entfachten in diesen sonst so ruhigen Männern eine Flamme lodernden Hasses, die sie mit unwiderstehlicher Gewalt zur Befreiung der alten Hansestadt drängte.

Als blutrot im Westen der 21. Mai 1919 versunken war, durchtobte der Ansturm des baltischen Heeres gegen die Bolschewiken wie ein Orkan die Frühlingsnacht. Vor Mitau donnerten die Batterien, belferten die Maschinengewehre, zerhieb die Eiserne Division rechts und links von der großen Chaussee nach Riga die tiefgegliederte Front der bolschewistischen Horden. Die völlig überraschten Gegner fliehen, suchen sich in Richtung des Meeres zu retten, versinken aber im tückisch blinkenden Moor, über das auf schwanken Bohlenwegen die Baltische Landeswehr in allerlei Gefährten rast. Vornweg der Stoßtrupp, geführt von Manteuffel auf schaumbedecktem Pferd. Ihm nach holpert dumpf das Geschütz des Leutnants Albert Leo Schlageter, Batterieführer in der Abteilung des Hauptmanns von Medem.
Ihr Ziel ist die Lübeckbrücke vor Riga. Wird sie gesprengt, ist alles verloren, erhalten die Bolschewiken Zeit, die in der Zitadelle und im Zentralgefängnis von Riga gefangenen Geiseln wie Tiere abzuschlachten.
Stunden um Stunden Hetzen sie weiter, bis sich fern über Weidenbüschen im Dunst des jungen Tages die Türme von Riga zeigen. St. Peter ragt und der Dom funkelt.
Manteuffel stürmt Hagensberg, nimmt die Brücke, hält sie mit wenigen seiner Getreuen gegen die Roten, die sich aus Häusern und von Dächern herab zur Wehr setzen.
Da zittert die Brücke in donnerndem Knall. Ist sie gesprengt? Als Manteuffel sich umdreht, sieht er ein Geschütz und blutende Pferde neben der Protze. Schuß knallt auf Schuß in die Nester der Bolschewiken. Seelenruhig, wie auf dem Schießplatz, kommandiert der Leutnant Schlageter: „Achtung, Feuer!"
„Die Gefangenen befreien!" schreit Manteuffel, reißt seine Männer hoch und bricht mit ihnen vor in Richtung der Zitadelle. Da stürzt er getroffen zu Boden und stirbt. Er stirbt den Tod eines wahren Heroen. Abschluß eines Lebens, das kurz gewesen, voller Bitterkeit, aber heiß im Kampf und zuletzt noch glücklich im Bewußtsein eines überwältigenden Sieges.
Mit den anderen stürmt Hauptmann von Medem weiter, bis zur Zitadelle. An Gitterstäbe gepreßt, brüllen die Gefangenen vor Freuds und rütteln wie toll an den: Eisen. Eine geballte Ladung Handgranaten zertrümmert das Tor, Äxte und Kolben zerschlagen die Zellentüren. Und dem Halbdunkel der Gänge entquillt ein Schwarm erbarmungswürdiger Menschen. Hungergestalten, fassungslos, wie im Traum: Kinder, Frauen und Greise, kraftlos und elend, vom Tode gezeichnet.
Doch während die Zitadelle gestürmt wird, ermorden die Bolschewiken im Zentralgefängnis 32 Geiseln. Riga bot ein Bild des Grauens. Im Kaiserwald, einem Villenvorort, wölbten sich die Hügel riesiger Massengräber. Über 4000 Balten sind in etwa vier Monaten von den Roten ermordet worden.
In der Verfolgung wurden die Heerhaufen der Bolschewiken über Jakobstadt und nördlich über die Seenkette der Jägelflüsse zurückgeworfen. Hierbei stieß die Baltische Landeswehr in Wenden unerwartet auf Esten, die sich gegen die Deutschen feindlich zeigten und auf sie das Feuer eröffneten.
Erst jetzt erfuhr man, daß sich die Stimmung der Esten zuungunsten Deutschlands gewandelt hatte, und zwar unter dem Einfluß des nach Reval geflüchteten Ulmanis und der Entente. Man wollte mit Hilfe der estnischen Armee die Deutschen aus Lettland verdrängen und gleichzeitig die ihnen freundlich gesinnte lettische Regierung Needra stürzen. So war man aller Verpflichtungen den Freikorpssoldaten gegenüber ledig, und die Entente konnte eine von Deutschland nicht behinderte Handelspolitik in den Randstaaten treiben. Darum trat sie auch bald rücksichtslos auf und verlangte die Räumung.

„Ich befehle Ihnen, Ihre Truppe hinter die Linie Aa — Neu-Schwaneberg zurückzunehmen, die Hälfte Ihrer Truppe nach Deutschland zu schicken und Herrn Ulmanis zu gestatten, eine Regierung zu bilden." So lautete ein Funkspruch des Generals Gough, Chef der interalliierten Militärmission im Baltikum, vom 10. Juni 1919 an General von der Goltz.
Antwort: „Ich weise es mit vollster Entschiedenheit zurück, daß Sie sich anmaßen, mir Befehle zu geben. Ich bin deutscher General und empfange Befehle nur von meinen deutschen vorgesetzten Behörden."
Und die Behörde „befahl", aber der Befehl war auch danach. Bevor er zustande kam, berieten Scheidemann, Erzberger und Noske hin und her.
„Ich meine, daß diese Truppen eine Gefahr für den Frieden sind", sagte Erzberger.
„Eine Gefahr für uns, die Regierung!" berichtigte Scheidemann.
„Deshalb muß man die Truppen dort lassen", fügte Noske hinzu. Denn wie leicht - dachte er - kann das so stark gegen den Osten erhobene Schwert, gewendet, auf Berlin niedersausen. Und ohne daß er es aussprach, hatten sie ihn alle verstanden. Wenn man richtig verfuhr, die Freikorps allmählich schwächte, dann mußten sie schließlich durch die von der Entente ausgerüsteten Heerkörper der Randstaaten zerrieben werden.
Darum wurde in folgender Art befohlen: Die Räumung Lettlands sei zwar angeordnet, aber nicht erwünscht. Die Freikorps sollten nur dort bleiben. Alles weitere werde der Geschicklichkeit des Generals von der Goltz überlassen und ihm sogar anheimgestellt, in lettische Dienste zu treten. Dies war die Einleitung zu der satanischen Politik regierender Verräter, die zum Fluch für das deutsche Volk geworden sind.

Im Baltikum glaubte man sich nun in Übereinstimmung mit Berlin, als man die dem Deutschtum an der Ostsee gestellte Schicksalsfrage mit dem Griff zur Waffe beantwortete und dem Angriff der Esten zuvorkam. Nach Siegen,

die in einer Zeit des allgemeinen Verfalls etwas Außerordentliches waren, wellte man sich nicht schmählich vertreiben lassen.
So traten die deutschen Kämpfer wieder an. Eiserne Division und Baltische Landeswehr stießen nördlich auf Wenden und Lemsal vor, einige Kolonnen gerieten dort aber in einen Hinterhalt und mußten sich nach einem gräßlichen Blutbad zurückziehen. Das Gros versuchte noch einmal, bei Hinzenberg Widerstand zu leisten, doch müde von der Schlacht, entkräftet und zerschlagen, mußte es den Rückzug fortsetzen und konnte auch Riga nicht mehr halten, weil die Schiffe der Entente vom Meer aus die Dünabrücken beschossen und dadurch die rückwärtigen Verbindungen gefährdet wurden. Am 2. Juli 1919 sah das baltische Heer vom westlichen Ufer der Düna die Stadt wieder vor sich liegen, dem neuen Feinde preisgegeben.

Jetzt machte sich Versailles bemerkbar. Auf Veranlassung Erzbergers hatte die deutsche Regierung, vertreten durch den Marxisten Hermann Mütter und den Zentrümler Dr. Bett, jenen Friedensvertrag von Versailles mit der Entente unterzeichnet, der fortan die Handhabe zur Unterdrückung des Deutschtums in aller Welt bieten sollte. Auf diesen Vertrag, der vorsah, daß die deutschen Truppen auf Befehl des Feindbundes Kurland zu räumen hätten, berief sich der Ententegeneral Gough in einer Unterredung mit General von der Goltz und verlangte noch einmal den sofortigen Abtransport der Freikorps.
„Ich werde ihn anordnen", erwiderte Goltz mit erhobener Stimme, „wenn zuvor das Schicksal meiner Kameraden, die infolge des Anspruchs auf das lettische Staatsbürgerrecht in Kurland bleiben wollen, entschieden ist!"
„Herr Ulmanis", sagte Gough, „wird nicht früher ruhen, als bis der letzte Deutsche das Land verlassen hat. Das Abkommen bezüglich des Staatsbürgerrechts ist durch den Versailler Vertrag annulliert. Die Verpflichtung daraus hat die deutsche Negierung übernommen. Halten Sie sich an diese."
Das war der Dank für die Befreiung von den bolschewistischen Bluthorden. Wäre deren Vormarsch 1919 geglückt, so wäre Europa, wäre die Welt ihnen verfallen gewesen. Und in Deutschland hätte der letzte Bürger, verärgert aus dem Schlaf geweckt, in rauchenden Trümmern seine Habe suchen können, bis eine mitleidige Kugel sich seiner erbarmt.
Aber Berlin blieb ungerührt. Gerade dort dachte man nicht daran, sich der Freikorpssoldaten anzunehmen. Von ihrer Ansiedlung im Reichsgebiet wollte man erst recht nichts wissen. Doch wenn sie im Baltikum womöglich in fremden Diensten bleiben wollten - erklärten Ebert und Hermann Müller — dann werde die Negierung das als Privatsache betrachten und ferner gestatten, daß man sich Verpflegung und den für ein Heer notwendigen Nachschub in Deutschland kaufen könne.
Diese merkwürdig anmutende Aufmunterung war darauf zurückzuführen, daß Goltz den Gedanken in die Tat umzusetzen begann, in Kurland ein Heer russischer Weißgardisten aufzustellen, Aus ihren Reihen war der Oberst Awaloff-Bermondt zum Oberbefehlshaber ausersehen Wenn sich die Freikorps ihm unterstellten, so mußten sie als russische Truppe gelten, gegen die man auch seitens der Entente nichts würde einwenden können. In Berlin hatte sich eine „Westrussische Regierung" gebildet, die aus privaten Mitteln das Bermondtkorps versorgen wollte. Hier lag also eine Möglichkeit, den Bolschewiken, die sich an der Düna wieder zu regen begannen, noch einmal die Stirn zu bieten. Das lettische Heer, von Kommunisten durchsetzt, schien hierzu nicht geeignet.
Den in deutschem Dienst verbliebenen Verbänden wurde nun der Befehl zur Räumung erteilt. Viele der Freiheitskämpfer traten darauf zu Bermondt über. Als die Letten merkten, daß die „Westrussische Armee" Bermondts stärker und stärker wurde, beschlossen sie, dieses Heer, das bei Mitau lag, durch einen Überfall zu vernichten.
Major Bischoff hatte das kommen sehen und, um seine Landsleute im Bermondtkorps nicht im Stich zu lassen, den Abtransport der Eisernen Division nach Deutschland verweigert. Zunächst wurde noch versucht, mit den Letten zu verhandeln. Der Kampf solle sich nicht gegen sie, sondern allein gegen die Bolschewiken richten. Doch die Verhandlungen blieben ohne Erfolg.
So galt es, den Letten die Überfallsgelüste durch einen Angriff zu nehmen. Noch einmal rückten die Freikorps auf Riga vor, warfen den Feind zurück und behaupteten sich bis in den Oktober hinein an der Düna und in Riga selbst. Jetzt aber zeigten die Novemberleute in Berlin das wahre Gesicht. Sie sperrten dem baltischen Heer die Zufuhr, verwehrten den Urlaubern die Rückkehr nach Kurland und schnitten auch Bermondt unter Bruch des vor kurzem abgegebenen Versprechens jede Möglichkeit ab, sein Heer zu versorgen.
So wurde in Riga, das man zum zweitenmal nach einem Siege voller Größe erobert hatte, der Beschluß zur Rückkehr nach Deutschland gefaßt und das baltische Unternehmen zur Tragödie. Von Hunger, von Krankheit, von unerhörten Verlusten geschwächt, traten die Freikorps einen schweren Rückzug an, dessen trauriger Abschluß im Dezember 1919 erfolgte. Ohne Mäntel, ohne genügendes Schuhzeug, waren sie auf einem langen Marsch dem Eiseshauch des russischen Winters ausgesetzt, belästigt von bewaffneten Banden, die sie Tags wie Wölfe umstreiften und nachts in den Quartieren überfielen.
Dennoch marschierten sie aufrecht, in Ordnung und Disziplin. Sie hielt der zähe Wille, fortan um die Gestaltung des Schicksals zu ringen. Ein Wille, der mitschwang im dröhnenden Rhythmus der grauen Marschkolonnen. Sie waren ausgezogen, die Kultur deutschen Wesens an der Ostsee zu schützen, einen Damm zu bilden gegen die astatische Flut, sich zu opfern als Bauern in den rauhen Breiten am Meer. Aber sie, die man um diese Erde betrogen,

die man verraten, beschimpft und geächtet hatte, sie gewannen im Widerhall des Schlachtenlärms eine Erkenntnis: daß der Mensch ohne Erde nicht leben kann, daß zum Körper der Boden gehört wie das Blut zum Gorst und der Glaube zur Seele. Mochte man ihnen viel genommen haben, aber eines konnte man ihnen nicht nehmen: den Glauben an Deutschland und die Hoffnung auf seine Erde!

Hakenkreuz am Stahlhelm
von
Hans zur Megede

Während Deutschland im November 1918 zusammenbrach und das Westheer an den Rhein zurückging, strebten auch die Truppen im Osten der Heimat zu. Seit dem deutsch-russischen Frieden von Brest-Litowsk 1917 hatten sie weite Gebiete der Ukraine und Polens besetzt gehalten, um von dort die Zufuhr großer Getreidemengen nach Deutschland zu sichern, die das Reich zur Versorgung von Armee und Heimat im Kriege dringend brauchte. Diese Aufgabe war mit Abschluß des Waffenstillstandes von Compiègne beendet.

Der Rückmarsch über die winterlichen Gefilde Rußlands gestaltete sich aber nicht allein schwierig durch Frost und Schnee in diesen unwirtlichen Gegenden, sondern er wurde zu einem regelrechten Kriegszug gegen bolschewistische Banden, die sich den Truppen beutegierig in den Weg stellten.

Das änderte sich in Polen nur insoweit, als die Bolschewisten durch stärkere Abteilungen polnischer Revolutionäre abgelöst wurden. Nach dem Zusammenbruch Rußlands und der Mittelmächte erwachte das polnische Volk zu einem leidenschaftlichen Nationalismus und sah am politischen Horizont die Morgenröte seiner Selbständigkeit aufsteigen. Daß es sich dabei auch gegen Deutschland richtete, welches seit 1915 Garant der Neuerstehung des Polenreiches gewesen war, gehört in ein besonderes Kapitel tragischer Verwicklungen, aus denen die jüdische Propaganda besonders stark hervortrat. Durch sie wurde den Polen auf Kosten Deutschlands die „Wiedergeburt aus der Bluttaufe“ verheißen, die - nach den Ausführungen des Oredownik von 1900 - „abhängig ist von der politischen Rolle, zu der Preußen in dem für das Reich natürlich unglücklich verlaufenden Kriege der Zukunft degradiert wird“. Achzehn Jahre später hatte sich diese jüdische Sehnsucht erfüllt.

So war es kein Wunder, daß auch in Posen die fälschlich sozial genannte Revolte des 10. November 1918 in eine national-polnische abgebogen wurde. Der deutsche Arbeiter- und Soldatenrat tagte „paritätisch“ mit dem „Polnischen Volksrat“. Unter der Devise „Fort mit der Reaktion“ hatte man es eilig, deutsche Beamte durch polnische zu ersetzen. Eine Maßnahme, die Hindenburg zu der Anregung veranlaßte, sofort zuverlässige Truppen nach Posen zu senden.

Scheidemann, dem es völlig gleichgültig war, ob im Osten deutsches Land besetzt wurde, hielt das für überflüssig und schickte zunächst den Landesverräter Helmuth von Gerlach nach Posen. Gerlach war erst vor kurzem aus dem Himmel eines alldeutschen Hurrapatriotismus in die Suhle pazifistischer Jüdelei gefallen. Mit der Gewissenlosigkeit eines verlumpten Charakters leistete er den Wünschen der Polen Vorschub, wo er konnte, war ein viel gefeierter Fast ihrer Feste, trank ihren Sekt und lispelte zwischen brechenden Hummerscheren: „Fabelhaft, wie Sie das alles machen!“

„Also ist die Entsendung von Truppen unnötig!“ trumpfte der Unabhängige Sozialdemokrat Barth, einer der wildesten Revolutionsschürer in Berlin, auf und schrie nach Laternenpfählen für die Offiziere.

Leicht fiel es so dem Polnischen Volksrat, sich am 6. Dezember 1918 als Landesregierung in Posen zu etablieren. Noch leichter Herrn Paderewski, wenige Tage darauf in Posen einzuziehen. Da peitschten, wenig später, Schüsse durch die Stadt. „Polnische Schüsse!“ stellte Blankerz fest, ein deutscher Soldatenrat, der sich zu spät auf das Blut seiner Väter besann. Er wurde von Sokols umgebracht. Die anderen Soldatenräte, bestochen mit feindlichem Gelde, intrigierten dafür um so mehr zugunsten der Polen.

Indes, der Mord entfachte die Flamme des Abwehrkampfes. Das Grenadier-Regiment Nr. 6, mürbe und müde von der Westfront heimgekehrt, stand gegen die Eindringlinge auf und trieb sie in hartnäckigem Angriff vor sich her durch die Straßen, aus der Stadt, die das Regiment nun hielt gegen Divisionen schwerbewaffneter Feinde.

In Berlin aber hatten die Ebert und Scheidemann darum schlaflose Nächte. Von ihnen gesandt, wankte einige Tage darauf der SPD.-Minister Ernst, einer alttestamentarischen Sagengestalt gleich, durch Posen in Begleitung des Unterstaatssekretärs Göhre.

„Sofortige Zurückziehung des 6. Grenadier-Regiments!“ forderten die Polen.

„Wie Sie wünschen“, antwortete Ernst. Und sorgte dafür, daß die Truppen abziehen mußten.

Danach konnten die Polen auf Graudenz, Bromberg und Kattowitz vordringen, obwohl ihnen der Weg dorthin durch gleichsam aus dem Boden gestampfte Freiwilligen-Formationen bitter schwer gemacht wurde. Zurückgeschlagen jedoch konnten sie mit den äußerst geringen deutschen Kräften nicht werden.

Statt diese zu unterstützen, liebäugelte Ebert mit den Soldatenräten und folgte den Einflüsterungen der Juden Landsberg und Rathenau, als er den Offizieren am Wahltag zur Nationalversammlung das Tragen von Rangabzeichen verbot. Das war die Anerkennung der Sozialdemokratie für die Befreiung Berlins von der spartakistischen Gewaltherrschaft, die im Reich noch lange nicht gebrochen war.

In Bremen wurde das von der Front einrückende Infanterie-Regiment Nr. 75 von Soldatenräten in eine Falle gelockt und von rotem Pöbel entwaffnet. Da entsann man sich wieder der Offiziere. Die Regierung flehte den Obersten Gerstenberg förmlich an, in die alte Hansestadt mit seinem Freikorps einzumarschieren. Die Besetzung gelang, jedoch unter schweren Verlusten in einem wilden Straßenkampf. Gleichzeitig wurde in Hamburg der rote Terror gebrochen und das von Plünderern heimgesuchte Wilhelmshaven durch die neugegründete Marinebrigade Ehrhardt gesäubert.

An Rhein und Ruhr hatte sich eine „Neunerkommission“, bestehend aus Unabhängigen und Mehrheitssozialisten, aufgetan, die die Bergwerke in Beschlag nahm und die Bevölkerung in bolschewistischen Tobsuchtsanfällen drangsalierte. General von Watter, der kommandierende General des 7. Armeekorps, befahl darauf die Auflösung des Soldatenrats.

„Wer es wagt, die Errungenschaften des 9. November anzutasten, den werden wir wie einen Hund erschlagen“, war die Entgegnung des Soldatenrates, der im Anschluß den Generalstreik proklamierte. Raub und Plünderungen setzten nun in verschärfter Form ein.

Da stieß von Bremen aus General von Roeder, später vereinigt mit dem Freikorps Lichtschlag, vor und überwand die von den Roten aufgeworfenen Barrikaden nach einem hartnäckigen Ringen, das sich durch Wochen hinzog. Essen, Dortmund, Gelsenkirchen und Düsseldorf gehören zu den Etappen dieser Kämpfe.

Auch in Mitteldeutschland wütete der Pöbel. In Weimar sorgte General Maerker mit seinem Landesjägerkorps dafür, daß die inzwischen einberufene Nationalversammlung unbehelligt tagen konnte. Mit einem Teil seiner Truppen mußte Maerker dann nach Gotha marschieren, das sich unter Abgabe einer blutrünstigen Kriegserklärung zum Austritt aus dem Deutschen Reich verstiegen hatte.

Kaum aber war hier die Ordnung wiederhergestellt, da verlangte Halle den Schutz des Landesjägerkorps. Bei der Besetzung gerieten die Truppen jedoch in schwere Bedrängnis. Am Rathaus wurde ein Zug Infanterie von dem massenhaft auftretenden Mob überfallen, entwaffnet, mißhandelt und Maerker selbst die Nacht hindurch in der Post belagert.

Am Morgen machte sich Oberstleutnant von Klüver, im Kriege Generalstabschef einer Armee, in Zivil auf, um die Lage zu erkunden. Er wurde von der Menge erkannt, halb totgeschlagen und in die Saale geworfen. Schwimmend versuchte er sich zu retten; doch als er bereits das Ufer erfaßt hatte, zertrat das Gesindel die Hände des Oberstleutnants und stieß ihn ins Wasser zurück. Nach abermaligem Auftauchen aus den kalten Fluten wurde der verdienstvolle Offizier niedergeknallt. Die Antwort der Truppen auf diese viehische Roheit war ein rücksichtsloses Durchgreifen, das die Einnahme der spartakistischen Hochburg an der Saale und Ernüchterung in das mitteldeutsche Streikgebiet brachte.

Auch in Braunschweig war Spartakus nicht müßig geblieben. Dort hatte der Schneidergeselle Merges eine kleine Rätemonarchie mit seiner „Freundin“ aufgemacht, der es an der Zeit schien, das mühselige Handwerk des Flaschenspülens mit der Rolle einer Herzogin von Braunschweig und Cumberland zu vertauschen. Ein Traum, der, trotz tätiger Beihilfe der aus Berlin vertriebenen Schürer Eichhorn und Dorenbach, durch die Landesjäger Maerkers zunichte gemacht wurde.

In Königsberg schaltete der Musikhausbesitzer Schöpper über Wohl und Wehe der Bevölkerung in übelster Weise. Da er sich weigerte, mit seinen Pseudomatrosen und Kellerbohemiens freiwillig die Waffen zu strecken, eröffneten in der Frühe des 3. März 1919 die Geschütze des Haupfmanns Brettmann das Feuer auf Ordensschloß und Roonschule. Oberleutnant Gerd säuberte darauf die Stadt mit seinen Jägern an einem Tag.

Doch alles das brachte nur scheinbar Ruhe. Drückend lastete die politische Schwüle über dem Reich; Streiks und Gegenstreiks jagten einander; es gärte und brodelte unter der Oberfläche; die angemaßten Autoritäten fanden

mangels blutlicher oder geistiger Legitimation fast nirgends innere Anerkennung. Einsam stand da der Freikorpsmann als einziger Ruhepol im Wellenspülicht des Zwischenreiches.

Zum Präsidenten dieses Reiches hatte die Nationalversammlung, am 6. Februar 1919 im Nationaltheater zu Weimar eröffnet, den Sozialdemokraten Ebert gewählt. „Laßt ab von der Selbstzerfleischung", hieß es in seiner Osterbotschaft, „tut die Augen auf vor dem Abgrund, überwindet euch, arbeitet!" Aber trotz dieser schönen Worte tat Ebert wenig, taten die Drahtzieher um ihn nichts zum Schutze jener, die selbstlos und treu ihr Leben einsetzten, um Deutschland vor dem völligen Zerfall zu bewahren. Nicht nur, daß diese Regierung die Maßnahmen Hindenburgs durchkreuzte, die der Feldmarschall zur Befreiung Posens und Westpreußens von den Polen egriffen hatte, sondern darüber hinaus ließ man es zu, daß Abgeordnete der Unabhängigen Sozialdemokratie, insbesondere der jüdische Rechtsanwalt Haase, die Freikorpssoldaten in wüsten Ausfällen als „Kapitalistenknechte", „Mörder" und „Noskehunde" bezeichneten. Nur zu oft beteiligten sich die Parteifreunde Eberts an derartigen Schimpfkanonaden, unterstützt von den Juden der Demokratischen Partei und stets ermuntert von den lächelnden Jesuiten des Zentrums.

Da diese Parteien, aus den Januarwahlen 1919 als Parlamentsmehrheit hervorgegangen, neben den Unabhängigen nur eine schwache Opposition der Rechten in den Abgeordneten der Deutschnationalen und Deutschen Volkspartei gegen sich hatten, so konnten sie sich zur „Weimarer Koalition" zusammenschließen. Ihre hauptsächlichen Vertreter in der neugebildeten Reichsregierung waren: Scheidemann als Ministerpräsident, Noske als Wehrminister und Erzberger (ohne Portefeuille) als Referent für die Friedensverhandlungen.

In farbenfrohen Bildern prophezeiten diese Schwätzer dem deutschen Volk eine glückliche Zukunft und behandelten den Kriegsausgang als Bagatelle, als winzigen Wermutstropfen in dem Freudenbecher jener „Segnungen", die der November gebracht hatte. Sie versicherten, daß die Entente beim Friedensschluß niemals von den 14 Punkten Wilsons abgehen und das in diesem Programm zugestandene Selbstbestimmungsrecht der Völker auch auf Deutschland anwenden werde. „Ich lasse mir den Glauben an Wilson nicht rauben", erklärte Erzberger in weinerlichem Tone und stellte die Befürchtungen des Außenministers Grafen Brockdorff-Rantzau als unerträglichen Pessimismus hin. Brockdorff-Rantzau war nämlich der einzige, der auf der Regierungsbank im Parlament davor warnte, den Versprechungen Wilsons zu trauen. Er verwies auf die bereits begonnene Verwirklichung der feindlichen Willkürpläne, auf die Besetzung des Maingaus durch die Franzosen, auf das Vordringen Polens, auf die Gefährdung Danzigs und auf die Handlungen der Tschechen. Aber seine Stimme verhallte ungehört; es waren Kassandrarufe, die man als lästig empfand.

Die Regierung war blind dafür, daß der Feind dem Deutschen Reich ohne Unterlaß in fortgesetzten Einfällen an den Grenzen blutige Wunden schlug. Anstatt die Kraft des ganzen Volkes zusammenzufassen, erging sich Ebert in papierenen Protesten und rief das Gelächter der ganzen Welt hervor, als er die künftige Stellung des Reiches mit folgenden Worten kennzeichnete: „Vom Imperialismus zum Idealismus. Von der Weltmacht zur geistigen Größe!"

Als ob die Abwehr französischer Großmannssucht etwas mit „Imperialismus" zu tun gehabt hätte! Denn der Begriff des Imperialismus enthält das Streben einer staatlichen Macht, andere Völker zu unterwerfen und diese sich wirtschaftlich dienstbar zu machen. Eine Tendenz, die besonders typisch für die Außenpolitik des liberalen Zeitalters ist. Ihr, deren Höhepunkt die Siegerstaaten in Versailles erreichten, die Ohnmacht Deutschlands als „Idealismus" entgegenzustellen, war ein perfider Hohn auf das deutsche Nationalgefühl. Richtiger hätte das Wortspiel Eberts heißen müssen: „Vom kraftvollen Siegeswillen zur marxistischen Selbstentmannung."

Durch den Marxismus wurde das Reich zum Trümmerhaufen, auf dem der Jude Preuß das Machwerk der Weimarer Verfassung schuf und in ihr die Herrschaft der Parteien und des Judentums verankerte. Die innere Lockerung des in Freistaaten eingeteilten Reiches führte zu einem immer selbstherrlicheren Auftreten der Länderregierungen. In jener trüben Zeit hätten diese den oft versuchten Austritt aus dem Verband des Reiches sicherlich vollzogen, wären die Bande des Blutes im Volke nicht stärker gewesen als die papierene Bindung des Juden Preuß. Nach der Verfassung waren die Länder im Reichsrat vertreten, der mit dem auf vier Jahre gewählten Reichstag die Gesetzgebung ausübte. Der Reichspräsident als völkerrechtlicher Vertreter des Reiches und Oberbefehlshaber der Wehrmacht war auf die Dauer von sieben Jahren unmittelbar vom Volk zu wählen. Gegen diese Bestimmung aber verstieß man schon in den Anfängen des Zwischenreiches, als Ebert von der Nationalversammlung und nicht vom Volke zum Reichsoberhaupt gewählt wurde. Man wußte sehr wohl, daß er diese Stellung bei einer Befragung des Volkes nicht behalten hätte und schreckte deshalb vor einem Verfassungsbruch nicht zurück, um ihn als Treuhänder des jüdisch-marxistischen Ideengutes auf dem höchsten Posten des Reiches zu halten. Verstießen so die Urheber der Weimarer Verfassung schon gegen das eigene Machwerk - wie sollten sich dann jene verhalten, die zu dem parlamentarischen Phrasengeklingel in schärfster Opposition standen. Zu unterscheiden ist hierbei zwischen der Opposition des Wortes und einer solchen der Tat. Die Opposition des Wortes wurde, mehr oder minder lendenlahm, ausgeübt von den

Parteien der Rechten, den Deutschnationalen und der schwerkapitalistischen Deutschen Volkspartei. Die Oppotition der Tat aber lag bei dem Freikorpssoldaten. Denn er allein war es, der den durch die Machenschaften der „Weimarer“ drohenden Verfall des Reiches aus der Kraft seiner Rasse heraus aufhielt. Doch war es in Anbetracht der marxistischen Wühlarbeit, die das Reich an den Abgrund brachte, eine Riesenlüge, als man die Weimarer Verfassung mit den Worten verkündete: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und beseelt von dem Willen, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen...“ - Einigkeit und Freiheit? Das Gegenteil war der Fall! Denn auch die Freiheit stand unter dem Knechteszeichen von Versailles.

Wir werden auf die näheren Zusammenhänge dieser fürchterlichen Knebelung, mit der die Siegerstaaten des Weltkrieges das deutsche Volk zu verderben suchten, später eingehen. Jetzt sei lediglich hervorgehoben, was das Schicksal des einzigen Garanten für eine spätere Einigung und Befreiung des Volkes, das Schicksal des freiwilligen Soldaten Deutschlands am stärksten beeinflußte.

Während der Wonnemond des Jahres 1919 den Zauber seiner Blütenpracht über die Lande ergroß, während die Natur jubilierte und die Abgeordneten der Nationalversammlung nach schönen Reden sich an der malerischen Buntheit Thüringens ergötzten, schrie von Versailles her Clemenceau, der französische Ministerpräsident und Vorsitzende der Friedenskonferenz, seinen Haßgesang in die Welt, der sich wie Rauhreif über das Frühlingssehnen des deutschen Volkes legte und die Gemüter verdüsterte. Erschreckt hielt sogar der Soldat, noch ringend an den Fronten der Nachrkriegszeit, den Atem an: Was sollte geschehen?

Deutschland sollte anerkennen, daß es die Alleinschuld am Kriege trage. Die Auslieferung seiner großen Heerführer, der U-Boot-Kommandanten, einer Anzahl ehemaliger Minister und des Kaisers wurde gefordert, zur Aburteilung vor den Kriegsgerichten der Entente. Das deutsche Heer sollte bis zum 1. April 1920 auf hunderttausend Mann herabgesetzt werden. Im übrigen aber war die Ausplünderung des Reiches in einer Weise vorgesehen, die an Gewissenlosigkeit ihr Beispiel in der Geschichte sucht.

Diesem brutalen Vernichtungsdrang widersetzte sich vor allem die Armee. Gestützt auf die Freikorps, wendete sich General von Lüttwitz, der als einer der ersten Freikorpsführer die Grundlagen zur Reichswehr geschaffen hatte, an den sozialdemokratischen Reichswehrminister Noske. In dienstlicher Haltung, hager, doch mit einem bösen Funkeln in den Augen, stand der General vor dem Zivilisten und erklärte: „Die Armee erwartet die strikte Ablehnung dieser Friedensbedingungen!“

Noske, größer, massiger als der General, sah über ihn hinweg und putzte verlegen an seiner Brille. „Die Bedingungen“, meinte er unsicher, „sind zwar hart, aber sehen Sie, wenn wir unterschreiben, dann wird das Ausland Geld in unsere Unternehmungen stecken, und bald sind wir wieder ein glückliches Volk.“

„Ohne Ehre, Herr Minister?“

„Geld ist besser, Herr General.“

Dieses Gespräch wirft ein grelles Schlaglicht auf die seelische Verfassung der damals Regierenden. Man baute auf die internationale Solidarität des Kapitals, unbekümmert darum, daß Deutschland durch zum Zins- und Lohnsklaven geldgieriger Fronvögte werden mußte.

Indes traten Ende Juni 1919 zwei Ereignisse ein, die den in Weimar bereits auf den Nullpunkt unbedingter Friedensannahme gefallenen Stimmungsbarometer wieder steigen ließen. Admiral von Reutter versenkte in Scapa Flow die zur Ablieferung an England bereitliegende deutsche Flotte. Und in Berlin verbrannten deutsche Studenten und Freikorpssoldaten vor dem Denkmal Friedrichs des Großen französische Fahnen, die während des Krieges erbeutet waren und nun wieder zurückgegeben werden sollten. Vor allem aber wirkte bei der Regierung eine verschärfte Kampfansage des Generals von Lüttwitz. Er erklärte, daß die Armee sich zu Gewalttaten hinreißen lassen würde, falls man die Schmachparagraphen unterzeichnete. Es schien darauf, als wollte die Regierung jetzt wenigstens passiven Widerstand leisten und die Annahme des Versailler Diktats verweigern.

Aber da schaltete sich General Groener ein, der böse Geist der alten Armee und Eidesverhöhner von Spaa. Aus Kolberg, wo der Nachfolger Ludendorffs die einst so bedeutende Oberste Heeresleitung zum Schattendasein einer Verbindungsstelle hinabsinken ließ, sprach er telephonisch mit Ebert. Er verbürgte sich dafür, daß die Armee alles ruhig hinnehmen werde, wenn Herr Noske sie weiter betreuen und die Annahme des Schandvertrages als die einzige Möglichkeit zur Rettung des Vaterlandes hinstellen würde.

Dadurch erhielt der jesuitische Ränkeschmied Erzberger, der stets zur Unterzeichnung geraten hatte, endgültig die Oberhand in der Nationalversammlung. Um ihn, den Maulwurf am Lebensfundament des deutschen Volkes, sammelten sich nun die Jämmerlinge des Zentrums, der Demokraten und der Sozialdemokratie und krönten im Triumph der Feigheit ein Werk der Schwäche: sie stimmten für diesen „Frieden"!

Eine Welle nationaler Empörung ging durch das Land. Sie ebbte ab. Doch in der Armee gärte es weiter. Generalfeldmarschall von Hindenburg hatte seinen Abschied genommen, und auch Groener verschwand eine Zeitlang. Die Reste des alten Heeres wurden aufgelöst. Aus Freikorps und Grenzschutzregimentern wurde die neue Reichswehr gebildet, und Chef der Heeresleitung wurde General Reinhardt, nicht zu verwechseln mit Oberst Reinhard, dem Befreier Berlins vom roten Terror. Chef des Truppenamts im Reichswehrministerium war General von Seeckt. Die Reichswehr selbst wurde in zwei Gruppenkommandos eingeteilt. Gruppenkommando I mit den Gebieten rechts der Elbe, den beiden Sachsen, Braunschweig, Thüringen und Hannover unterstand dem General von Lüttwitz in Berlin. Gruppenkommando II mit dem Westen und Süden des Reiches befehligte General von Schoeler, vorübergehend in Osnabrück.

Das Zusammenarbeiten dieser Dienststellen gestaltete sich schwierig; zu verschieden waren die Geistesrichtungen. General Reinhardt bekannte sich offen zu den Marxisten, ebenso wie der Stabschef Noskes, Major von Gilsa. General von Seeckt blieb dagegen im Hintergrunde, verschwiegen und undurchsichtig, von den einen als Hoffnung der Monarchie bezeichnet, von den anderen als Stütze der Republik gefeiert. Da auch General von Schoeler keinen festen politischen Standpunkt einzunehmen vermochte, so stand von der aktiven höheren Generalität nur General von Lüttwitz in offener Feindschaft zu den Volksverrätern von Versailles. Zu seiner Gefolgschaft aber gehörte ein großer Teil der Männer in Reih und Glied der Freikorps.

Schon im Juli 1919 revoltierte, zurückgekehrt aus den Münchner Kämpfen, die Garde-Kavallerie-Schützen-Division gegen das leichtfertig hingenommene Joch der Sieger und machte Demonstrationsmärsche durch Berlin. Ihr verdienstvoller Generalstabschef, Hauptmann Pabst, wurde deshalb verabschiedet. Er beteiligte sich darauf an der Gründung einer „Nationalen Vereinigung", die in enger Verbindung mit Lüttwitz stand und in der neben guten Patrioten, die leider keine politischen Köpfe waren, Männer eine Rolle spielten, die alles andere erwerben konnten, nur nicht das Vertrauen der Nation.

Da war vor allem der galizisch-englische Jude Trebitsch-Lincoln, einer der größten politischen Abenteurer seiner Zeit, der immer dort auftauchte, wo der chaotische Wirbel politischer Ereignisse zum Fischzug im Trüben einlud, und von dem man nie wußte, aus welch dunklen Quellen er seine Direktiven bezog. Auch der Journalist Schnitzler, der sich besonders an Kapp heranmachte, war Mitglied der Nationalen Vereinigung.

Geheimrat Wolfgang Kapp war als Direktor der ostpreußischen Generallandschaft zu Königsberg in der Öffentlichkeit dadurch bekannt geworden, daß er aus diesem Beleihungsinstitut ein Musterbeispiel für gleichartige Organisationen in anderen Provinzen geschaffen hatte. Politisch galt er als „zweiter Bismarck", obwohl er dem Eisernen Kanzler bestenfalls an körperlichem Format gleichkam, und weil er wie dieser einen breitkrempigen Schlapphut trug.

Es war bedauerlich, daß im Kreise um Kapp, zu dem auch der Oberfinanzrat Bang gehörte, Männer wie Ludendorff und dessen bester Gehilfe aus der Kriegszeit, Oberst Bauer, zu finden waren. Von den edelsten Absichten erfüllt, merkten sie nicht, daß sie von einem so gerissenen Drahtzieher wie Trebitsch-Lincoln für eines der intrigenreichsten Schauspiele der Nachkriegszeit benutzt werden sollten.

Die berechtigte Erbitterung der Truppen, die im Herbst 1919 aus dem Osten, aus Schlesien und im Baltikum kamen, steigerte sich immer mehr. Die Regierung provozierte sie förmlich. Ließ sie in schlechten Quartieren, besoldete sie mit einem Hungerlohn und dankte ihnen für alle Großtaten im Kampf mit einer unaufhörlichen Beschimpfung durch die jüdische Presse. Hinzu kam, daß die Regierung die Auslieferung der Heerführer und U-Boot-Kommandanten an die Entente zwar verweigerte, diese jedoch als „Kriegsverbrecher" vor deutsche Gerichte zu zerren wagte. Selbst Hindenburg und Ludendorff mußten am 14. November 1919 vor einem Untersuchungsausschuß erscheinen. Sie wurden dabei umjubelt von den Besten des Volkes, und Oberst Reinhard, der Retter Berlins, stellte den Heerführern eine Ehrenkompanie. Er wurde deshalb von den Novemberleuten entlassen.

Zu Beginn des Jahres 1920 züngelte auch die rote Flamme wieder aus dem Asphalt der Reichshauptstadt. Am 13. Januar 1920 versuchten bolschewistische Massen den Reichstag zu stürmen, wurden daran aber durch das mutige Eingriffen des Oberleutnants von Kessel und der Sicherheitspolizei gehindert.

Die Atmosphäre des Aufruhrs jedoch verdichtete sich von Tag zu Tag. In den Betrieben hetzte die Kommune zum Streik, der hier und da aufflackerte und zum Generalstreik auszuarten drohte. Um trotzdem die Versorgung der Bevölkerung mit Wasser und Licht sicherzustellen, hatte Lüttwitz eine „Technische Nothilfe“ eingerichtet, bestehend aus Studenten und Arbeitswilligen aller Kreise. Was aber sollte geschehen, wenn diese Männer von der Kommune an der Ausübung ihrer Tätigkeit gehindert wurden?

Die zu ihrem Schutz erforderlichen Truppen sollten erheblich vermindert werden. Die Regierung befahl die Auflösung der besten und national zuverlässigsten Freikorps. Betroffen davon wurde in erster Linie die Marinebrigade des Kapitäns Ehrhardt, die in Döberitz lag und durch eine Reihe größerer, aus dem Baltikum zurückgekehrter Verbände auf sechstausend Mann angewachsen war. Ihrer Auflösung, die von der Regierung mit dem Hinweis auf das Versailler Diktat begründet wurde, widersprach General von Lüttwitz. Sie sei, so sagte er mit Recht, ebenso zu umgehen wie die Auslieferung der sogenannten Kriegsverbrecher. Indes erschienen Noske, Ebert und Erzberger gerade diese Truppen weit bedrohlicher als die Brüder von links. Verband sie mit letzteren der Marxismus, so trennte sie von ersteren eine Welt: das persönliche und nationale Ehrgefühl.

Das zeigte sich damals besonders in dem politischen Sensationsprozeß zwischen Helfferich und Erzberger. Der einstige Staatsminister im kaiserlichen Deutschland, Dr. Helfferich, wies dem Zentrumsabgeordneten, Novemberminister und Intriganten, Matthias Erzberger, vor Gericht nach, daß Erzberger als Aufsichtsratsmitglied eines Industriekonzerns und gleichzeitiger Minister eine Politik getrieben habe, die ihm pekuniäre Vorteile gebracht, seinem Lande aber unermeßlichen Schaden zugefügt habe. In dem Urteil eines Berliner Gerichts vom 12. März 1920 heißt es: „Der Wahrheitsbeweis ist dafür erbracht, daß Erzberger sich bewußt der Unehrenhaftigkeit, der Unanständigkeit, der politischen Tätigkeit mit der Vermischung eigener Geldinteressen zum Nachteil Deutschlands schuldig gemacht hat.“

Und mit diesem Menschen teilte Noske, teilte der später gleichfalls als Landesverräter entlarvte Ebert die Ministerbank! Eine solche Regierung mußte verschwinden!

An sie trat deshalb auf Veranlassung Kapps General von Lüttwitz mit der Aufforderung heran, gemäß der Verfassung die Nationalversammlung aufzulösen, Neuwahlen zum Reichstag auszuschreiben und den Reichspräsidenten durch das Volk wählen zu lassen.

Ebert lehnte ab. Inzwischen waren Noske durch General von Seeckt Gerüchte hinterbracht worden, nach denen sich Lüttwitz, Kapp und Hauptmann Pabst, gestützt auf Freikorps, zu einer Militärverschwörung vereint hätten. Noske beantwortete daher die Aufforderung des Generals von Lüttwitz mit dessen Absetzung.

Da Kapp behauptete, daß er die für einen Umsturz notwendigen Vorbereitungen getroffen habe, war für Lüttwitz nun die Stunde des Handelns gekommen. Am Morgen des 12. März 1920 erteilte er der Brigade Ehrhardt den Befehl zum Marsch auf Berlin.

Durch wen Noske hiervon Kenntnis erhielt, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Im Laufe des Tages entsandte er den Chef der Marineleitung, Admiral von Trotha, nach Döberitz. Trotha kehrte mit der Meldung zurück, daß im Lager alles ruhig sei und Ehrhardt an irgendwelche Unternehmungen offenbar nicht denke.

Am späten Abend jedoch setzte sich die Brigade in Marsch. Auf Ersuchen Noskes stürzten sich darauf General von Oven, der zum Nachfolger von Lüttwitz bestimmt war, und General von Oldershausen, der bisherige Stabschef des Generals von Lüttwitz, in ein Auto und fuhren zu Ehrhardt. Sie drohten ihm mit einer Mobilisierung der in Berlin liegenden Reichswehr und fragten, ob der Kapitän auf Kameraden schießen lassen wolle, mit denen die Angehörigen der Brigade Schulter an Schulter einer Welt von Feinden getrotzt haben. Zunächst fruchtete diese Vorstellung nichts. Als Oven und Oldershausen aber beim Einmarsch der Truppen in Berlin am Morgen des 13. März 1920 Ehrhardt ein zweites Mal aufsuchten, ließ er sich auf Verhandlungen ein und sagte folgendes zu: Die Brigade werde bis 7 Uhr nicht über die Siegesallee hinaus vorrücken, wenn die Novemberminister sich zur Annahme der Forderungen des Generals von Lüttwitz, Reichstagswahlen auszuschreiben und dann eine neue Regierung zu bilden, verpflichteten.

Ehrhardt wollte damit das Äußerste tun, um einen Kampf gegen deutsche Soldaten zu vermeiden. Er konnte nicht wissen, daß die wiederholte Drohung, Reichswehr gegen ihn aufzubieten, ein Bluff war, durch welchen sich die Novembergewalten Zeit verschaffen wollten, um sich aus dem Staube zu machen.

Mitten in der Nacht hatte nämlich eine Sitzung stattgefunden, in der Noske und der Chef der Heeresleitung, General Reinhardt, für einen energischen Widerstand eintraten. General von Seeckt warnte. Nicht etwa aus Sympathie für

Marinebrigade und Baltikumtruppen, sondern lediglich, weil er deren Überlegenheit fürchtete und annahm, daß Reichswehr und Polizei für die Nationalrebellen Partei ergreifen würden.

Die Stimme Seeckts gab den Ausschlag. Die hastig zusammengetrommelte Regierung ging das Ultimatum Ehrhardts nicht ein und entschloß sich zur Flucht über Dresden nach Stuttgart, um von dort aus Gegenmaßnahmen zu treffen.

Nur der jüdische Vizekanzler Schiffer blieb in der Reichskanzlei zurück. Als ihm die Gefahren, denen er sich aussetzte vorgestellt wurden, meinte er treuherzig: „Man wird doch noch verhandeln dürfen?“ Wahrscheinlich baute er auf den Schutz seines Rassegenossen Trebitsch-Lincoln. In welchem Lager die Juden zur Zeit auch standen oder zu stehen vorgaben - es mußte sie die Tatsache einen, daß aus dem Soldaten der Front ein Soldat der Politik zu werden begann, der betont einen völkischen Charakter zur Schau trug.

Weiß leuchten Hakenkreuze von den Stahlhelmen im Berliner Tiergarten, zum erstenmal weltanschauliches Symbol der Unentwegten im grauen Ehrenkleid des Krieges, das den Hauch noch trägt von Grabenerde und Trichterlehm der Fronten in Ost und West. Germaniens Söhne im Zeichen der Urväter, das ihnen, wie einst den Ahnen, aus der Mystik des Blutes geborener Willensausdruck ist, zum Widerstand gegen die fahle Blässe internationaler Theorien, zum Widerstand gegen ein Sklavenjoch, das die profitgierigen Träger dieser Gedankenwelt mit Willkür auf ein ganzes Volk geladen haben. Das Hakenkreuz blinkt auf im rosigen Dämmerschein durch Dunst und Nebel jenes Märzmorgens, da ein Heerbann in das schlafende Berlin einzieht. Kavallerie trampelt vorbei, lange Kolonnen stampfen einher, Batterien rollen, Feldküchen dampfen, und an der Spitze des Zuges weht die Kriegsflagge des alten Reiches im Wind.

Schlag 5 Uhr ist die Siegesallee erreicht worden. Nun warten die Truppen und wissen nicht worauf. Wissen nicht, daß in den Stunden bis 7 Uhr die Regierung durch die Schuld einiger Generale Zeit erhält, sich in Sicherheit zu bringen. Wissen nur, daß sie dieses Novermbersystem fanatisch hassen, weil seine Vertreter aus der Schau des reinen Materialismus heraus nichts anderes sind als Diener ihres persönlichen Interesses und nicht des Staates. Deshalb haben die Soldaten immer das Wort im Munde geführt: „Wir kennen die Absichten der Regierung nicht, aber wir mißbilligen sie!“

Diesmal allerdings wäre es besser gewesen, der Soldat mit dem Hakenkreuz hätte die Fluchtabsichten der Ebertleute gekannt - sie wären nicht davongekommen und hätten sich den Wünschen Lüttwitz' fügen müssen. So aber konnte dieses Unternehmen, das politisch schon in der Anlage recht unglücklich war, wenig Aussicht auf Erfolg haben.

Indessen, Berlin erwacht. Die Hauptstadt, seit Jahren fast ein Schauplatz wilder Schießereien, blutiger Kämpfe neben dem orgiastischen Taumel trunkenen Volkes in den Lokalen, ein Tummelplatz lichtscheuen Gesindels und verlotterter Gestalten in Uniform, diese Stadt, einem Vulkane gleich, auf dem der Tod das Tanzbein schwingt, sie erlebt nun etwas Ungewohntes, halb Vergessenes: den geordneten Einmarsch feldmarschmäßiger Truppen durch das Brandenburger Tor. Die Märsche Preußens klingen auf im dröhnenden Rhythmus der Trommeln. Und doch ist es anders als vor 1914 und anders auch als im Jahre 1919 der Einmarsch Noskes. In diesen sonnenbraunen Gesichtern der Männer unterm Hakenkreuz liegt ein steinerner Ernst, der harte Wille, sich durchzukämpfen an ein fernes Ziel, liegt der Ausdruck eines Charakterzuges, der bedingt ist von einer glühenden Liebe zum deutschen Volk.

Und da steht nun Kapp im Frühlingsahnen des Tiergartens, nimmt den Vorbeimarsch ab, er, der in letzter Stunde noch jede Gewaltsamkeit gegen die Verfechter des Novembersystems untersagt hat. Kapp, von dem man erst jetzt erfährt, daß er sich zu der demokratischen Ideologie von 1848 bekennt. Und neben ihm Lüttwitz, preußischer, doch ohne rechten Sinn für den Begriff „Volk“ und darum reaktionär, zutiefst ebenfalls ein Kind seiner liberalen Zeit.

Kampflos beziehen sie die Ministersessel: Kapp als Reichskanzler, Lüttwitz als Reichswehrminister, der ehemalige kaiserliche Polizeipräsident von Jagow als Reichsinnenminister und der Abgeordnete Freiherr von Wangenheim als Reichsernährungsminister.

Die Reichskanzlei betritt Kapp mit den Worten: „Wo ist Schnitzler? Ohne Schnitzler kann ich nicht regieren!“ Statt seiner kommt Vizekanzler Schiffer. „Herr Generallandschaftsdirektor Kapp“, sagt er, „ich warne Sie vor den strafrechtlichen Folgen Ihres Schrittes.“

Kapp: „Ich weiß allein, was ich tue.“ - Unbehelligt tritt Herr Schiffer ab durch eine Nebentür. Zur anderen hinein, wie auf der Bühne, hastet bald darauf Schnitzer und flüstert mit Kapp. Der Geheimrat zückt ein Schriftstück, sein „Manifest“, wie er sagt, das er mit der Einleitung versehen hat: „Eine Regierung der Tat ist gebildet worden...“ Und dann ist die erste, wahrhaft unselige Tat des neuen Kanzlers das Verbot sämtlicher Zeitungen. Damit beraubt er sich

des Sprachrohrs zum Volk, und es ist sein Geheimnis geblieben, wie er ohne die Presse das „Manifest“ schnell verbreiten wollte.

Nicht auf ihn, lediglich auf die kameradschaftliche Verbundenheit mit den Männern des Hakenkreuzes ist es zurückzuführen, daß auf ihre Seite sich nun auch Reichswehr und Polizei in Berlin stellen. Die Parteien der Rechten dagegen, Deutschnationale und Volkspartei, halten sich ängstlich zurück. So oft sie auch gegen Verrat und Verbrechen der Novembermänner gewettert haben - jetzt, da diese vor dem ersten Anhauch nationalen Geistes geflohen sind, selbst jetzt lassen sie sich nur zu vorsichtigen Sympathieerklärungen herbei. Der kraftvolle Griff an das Ruder des Staates, er liegt ihnen nicht, den Helden des Wortes; zu tief stecken auch sie schon im Sumpf des verfallenden Liberalismus, und zu groß ist die Angst vor dem Verlust der Pfründe und des Kontos auf der Bank. Deshalb gelingt es nicht, das neue Ministerium zu vervollständigen.

Statt dessen bekennt sich ein Sozialdemokrat zu Kapp, mehr noch zum Hakenkreuz: August Winnig, der Oberpräsident von Ostpreußen, der sich allerdings schon immer beträchtlich von seinen Parteifreunden unterschieden hat. Auch die Nachrichten aus den anderen Provinzen lauten teilweise nicht ungünstig. Aus Dresden fragt sogar die Polizei in der Reichskanzlei an, ob man die soeben eingetroffene Ebertregierung nicht „der Ordnung halber“ in Schutzhaft nehmen solle. „Um Gottes willen“, ruft Kapp aus, „ich will den ersten Stein nicht auf sie werfen!“ - Wer denn sonst?

Aber die Gegner erheben den Stein und schleudern ihn - auf das deutsche Volk. Es ist die Parole zum Generalstreik: „Legt die Arbeit nieder, streikt... Kämpft mit jedem Mittel... Proletarier, vereinigt euch!“ Wahr und wahrhaftig: so lautet die Aufforderung Eberts. So spricht er zu der unterdes in Stuttgart zusammengetretenen Nationalversammlung, so reißt ein marxistischer Reichspräsident die Klassengegensätze tiefer, Ebert, der, kaum ein Jahr ist es her, in seiner Osterbotschaft vor Selbstzerfleischung und Abgrund gewarnt, zu Überwindung und Arbeit gemahnt hat. Und nun, da er selbst das Reich an den Abgrund geführt, da der Soldat, dem Ebert bisher die Existenz seines Regiments verdankt hat, in dem Willen zur Rettung des Landes aufsteht, nun kennt derselbe Ebert nur noch eine Sorge: die Rückeroberung der Futterkrippe für sich und seine jüdischen Hintermänner mit Hilfe des Klassenkampfes; mag das Volk darüber zugrunde gehen. Für einen Klüngel verbrecherischer Naturen vom Schlage Erzbergers soll es arbeiten, aber nicht für die Gemeinschaft, die Nation! So handelt Ebert.

Am 14. März ist in Berlin das öffentliche Leben erstorben. Kein Zug fährt, die Bahnhöfe sind verödet, es gibt weder Licht noch Gas, noch Wasser. Eine Totenstarre liegt über der Stadt. Und Kapp ist ratlos. Ein zielbewußtes Durchhalten kommt ihm gar nicht in den Sinn. Da ist es ihm fast wie eine Erlösung, als General Maerker am Abend aus Dresden kommt und im Auftage Eberts zu verhandeln beginnt. Der Geheimrat zeigt sich zum Rücktritt bereit; nur stellt er seine Bedingungen: unter anderem Personalunion zwischen Reichskanzler und Preußischem Ministerpräsidenten und die Schaffung einer berufsständischen Kammer.

Wie zukunftsweisend auch die Forderung - es ist dies ein Nachgeben, zu dem besonders Schnitzler geraten hat, auf dessen Veranlassung zwei Tage später der jüdische Vizekanzler Schiffer die Besprechungen fortsetzt. Die Zusammenrottung riesiger Menschenmassen in den Straßen Berlins wirft Schiffer in die Waagschale der Verhandlungen, dieser Jude, der, wo er nur konnte, die Feuer des Aufruhrs geschürt hat.

Überall in der Stadt hetzen seine Rassegenossen das Volk auf, predigen den Bolschewismus und schreien: „Nieder mit dem Hakenkreuz!“ Ein Gezeter, das selbst auf einige Truppenkommandeure der damaligen Reichswehr nicht ohne Wirkung bleibt. Sie, die sich von Ebert im Grunde nie getrennt haben, sie - nicht etwa die Soldaten - kündigen im Bangen um ihre Stellungen Kapp die Gefolgschaft auf. - Das wirft ihn um, den Geheimrat. Er bittet nur um Amnestie für seine Helfer, nicht für sich. Er dankt ab mit der Erklärung, daß er allein die Verantwortung an dem Putsch trage. Denn mag er ein politisch unfähiger Schwächling sein, selbstsüchtig oder unehrenhaft ist er nie gewesen. Das unterscheidet Kapp grundsätzlich von den Ebertleuten, von Schiffer, der ihn belächelt, als der Geheimrat, eine Riesenreisetasche in der Hand, beim Verlassen der Reichskanzlei ausruft: „Und ich habe an die wahre Demokratie geglaubt!“

Nur Lüttwitz bleibt noch und erreicht die Zusage der Ebertregierung, daß wenigstens ein neuer Reichstag gewählt werden solle. Im Anschluß kommt es zu einer häßlichen Szene, in deren Verlauf sich die Generale von Seeckt, von Oven, von Oldershausen und Oberst Heye offen zu Ebert bekennen. Nun geht auch Lüttwitz, und die Brigade Ehrhardt rückt ab. Sie ziehen durch das Brandenburger Tor, beschimpft von kommunistischem Pöbel und bespien von jüdischem Gesindel. Da fallen Schüsse am Pariser Platz...

Allenthalben brachen jetzt Aufstände aus. Bewaffnete Horden trieben ihr Unwesen im Reich, erschossen Passanten auf den Straßen Berlins und belagerten Gebäude, in denen sich aus den Kapptagen noch Truppen befanden.

Namentlich vor dem alten Rathaus in Schöneberg hatte sich der Mob angesammelt. Dort war eine Halbkompanie von Offizieren untergebracht, die bisher den Patrouillendienst in den dunklen Straßenzügen dieses Stadtviertels versehen hatte. Den Offizieren wurde von der zurückgekehrten Ebertregierung befohlen, die Waffen abzugeben. Weil die marxistischen Funktionäre ihnen freien Abzug zusicherten, so kamen sie diesem Befehl nach und bestiegen völlig waffenlos vor dem Rathaus zwei bereitgestellte Lastautos, die sie nach Beendigung ihrer Aufgabe zur Kaserne bringen sollten. Kaum waren die Wagen angefahren, als sie von der dichtgedrängten Menge johlend an der Weiterfahrt gehindert und mit Flaschen, Steinen und Eisenstücken bombardiert wurden. Sie versuchten weiterzufahren. Da stürzte sich die verhetzte Masse auf die wehrlosen Offiziere, zerrte sie in einem wüsten Handgemenge von den Wagen, zertrampelte neun der Unglücklichen und riß sie buchstäblich in Fetzen.

Ein grausiger Vorfall, der auf dem Flugplatz Adlershof eine furchtbare Nachahmung fand. Studenten, Kriegsfreiwillige und jüngere Offiziere hielten dort die Wacht. Unerwartet wurden sie plötzlich von ganzen Bataillonen schwerbewaffneter Spartakisten überfallen. Stundenlang setzten sie sich zur Wehr; stundenlang fand in Adlershof ein blutiges Gefecht statt, ohne daß sich in Berlin jemand darum kümmerte. So kam es, daß die Freiwilligen der roten Übermacht erlagen und schließlich mit Handgranaten niedergemacht wurden. Dreißig Tote, gräßlich verstümmelt, fand man tags darauf in einem Fliegerschuppen liegen.

Die Tragödien von Adlershof und Schöneberg waren der Auftakt zu den größten Unruhen der Nachrkiegszeit im Reich. An Rhein und Ruhr besonders erhoben Kommune und Separatisten das Haupt, schoß die Saat ins Kraut, die mutwillig von den Hetzern zum Generalstreik, von den Machthabern des Weimarer Systems auf einen Boden gesät worden war, den sie seit Jahr und Tag vorbereitet hatten.

Der Aufstand brach aus, weil man die berechtigte Empörung des freiwilligen Soldaten zum Vorwand benutzte, ihn, den alleinigen Hüter des Reiches, verächtlich zu machen und als Verbrecher zu verfolgen.

Doch wohin er kam und wo er auch trotz Acht und Bann der damals Herrschenden immer wieder in die Bresche sprang, kämpfend für Bestand und Ehre seines Landes, es ging seither in ihm eine Läuterung vor. Er erkannte, daß es nicht die Männer des zweiten Reiches waren, die das Ziel ihm weisen konnten, weil sie groß geworden in einer Geisteswelt, die begründet lag in den Wesensformen des Liberalismus, und weil sie es deshalb nicht vermochten, den konsequentesten Vertretern dieser Weltanschauung eine neue, das Volk im Nationalismus und Sozialismus einende Idee entgegenzustellen. In dieser Erkenntnis, im Ringen um sich selbst und um die Seele seines Volkes, suchte der Freikorps-Soldat fortan den Einen: den Führer!

Scapa Flow
von
Wolfgang Loeff

Am 11. November 1918 unterzeichneten im Walde von Compiegne die deutschen Bevollmächtigten auf Veranlassung Erzbergers und der Berliner Novembergrößen im Salonwagen des französischen Marschalls Foch die Waffenstillstandsbedingungen und schufen damit die Grundlage für die Versklavung Deutschlands. Artikel 23 dieser Bedingungen lautete: „Die Kriegsschiffe der deutschen Hochseeflotte, welche die Alliierten und Vereinigten Staaten bezeichnen, sind sofort abzurüsten und werden alsdann in neutralen Häfen oder in deren Ermangelung in Häfen der alliierten Mächte interniert. Die Häfen werden von den Alliierten und den Vereinigten Staaten angegeben werden. Die Schiffe bleiben dort unter der Überwachung der Alliierten und Vereinigten Staaten. Es werden nur Wachkommandos an Bord belassen. Die Bezeichnung der Alliierten erstreckt sich auf: 6 Panzerkreuzer, 10 Linienschiffe, 8 kleine Kreuzer (davon 2 Minenleger), 50 Zerstörer neuesten Typs. Alle zur Internierung gelangenden Schiffe müssen bereit sein, die deutschen Häfen sieben Tage nach Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages zu verlassen. Die Reiseroute wird ihnen durch Funkspruch vorgeschrieben."
Die deutsche Flotte sollte also interniert werden. Das bedeutete nicht etwa dasselbe wie: ausgeliefert. Aus der näheren Bezeichnung des Artikels 23 der Waffenstillstandsbedingungen ging das deutlich hervor: „... in neutralen Häfen..." und erst „...in deren Ermangelung in Häfen der alliierten Mächte." Danach blieb das Besitzrecht Deutschlands an den Schiffen gewahrt, genau so, wie etwa eine internierte englische Truppe in Holland nicht plötzlich mit der Internierung das Besitzrecht an ihren Ausrüstungsstücken verliert. Ihre Waffen können wohl zeitweilig beschlagnahmt werden, weil in Holland natürlich nur die amtlichen Organe der Holländer, aber nicht Fremde bewaffnet sein dürfen. Doch beim Verlassen des neutralen Gebiets sind die Ausrüstungsgegenstände, gleich welcher Art, den rechtmäßigen Eigentümern zurückzugeben.
Da die deutsche Flotte laut Waffenstillstandsbedingungen vor ihrer Abreise zur Internierung bereits „abgerüstet" — d. h. ohne Munition, mit unbrauchbar gemachten Geschützen — sein mußte, also völlig entwaffnet in ihrem Internierungshafen einlaufen sollte, so fiel nach dem Waffenstillstandsvertrage auch jede zeitweilige Beschlagnahme deutschen Eigentums auf den Schiffen weg.
Trotz dieser klaren Abgrenzung von Besitzrecht und Internierungszwang war es für ehrliebende Soldaten eine in der deutschen Geschichte noch nicht dagewesene Zumutung ihrer Regierung, die unbesiegte Flotte nach einem vom Feinde befohlenen Platz zu fahren. Eine Forderung, die namentlich das Berufssoldatentum vor eine Gewissensfrage stellte. Denn es wurde von Offizieren und Mannschaften eine Dienstleistung verlangt, die außerhalb ihrer durch Beruf, Stand, Eid und Ehrauffassung übernommenen Pflichten und Aufgaben lag.
Diesen Soldaten drängte sich deshalb immer schärfer die Frage auf: Ist die Ehre des Soldaten ein Ding an sich, oder ist sie mit dem Staatswohl verbunden? Die Beantwortung dieser Frage hing schließlich davon ab, ob der einzelne sich zu der Einstellung durchringen konnte: meine eigene Person darf keine Rolle spielen, wenn ich verhindern kann, daß dem Deutschen Reiche Schaden zugefügt wird!
Einen Befehl gegen die Ehre hatte es bisher in der deutschen Wehrmacht nicht gegeben. Jetzt aber hatte eine Regierung dennoch die niemals für möglich gehaltenen Schmachbedingungen des Waffenstillstandsvertrages unterzeichnet und forderte in sklavischer Erfüllung derselben den Gehorsam des deutschen Soldaten.
Die Offiziere und ein Teil der Mannschaften, die sich zähneknirschend zu diesem Gehorsam bereit fanden, wurden von folgenden Beweggründen geleitet: Lief die abgerüstete Flotte nicht zur Internierung nach neutralen Häfen aus, dann, so hatte der Feind gedroht, werde er Helgoland und die Nordseeflußmündungen besetzen. Das war militärisch nicht zu verhindern, denn die Meuterer im eigenen Lande hatten das deutsche Volk nicht nur wehrlos gemacht, sondern sie waren auch entschlossen, jeden Widerstand gegen den Feind zu verhindern.
Deshalb war auch der Plan, der, vielleicht in manchem Kopf verborgen, damals schon erwogen wurde, die Flotte in ihren Heimathäfen durch Versenkung der Beschlagnahme zu entziehen, nicht durchführbar. Ebenso wäre es zwecklos gewesen, wenn sich etwa die nationalempfindenden Offiziere und Mannschaften nicht an der Internierungsfahrt beteiligt hätten. Entweder wären dann die Meuterer und Deserteure allein mit den Schiffen zum Feind gefahren, der das undisziplinierte Revolutionsgesindel natürlich sofort von Bord gejagt und die Schiffe „zu seinem Bedauern" und „der Ordnung wegen" besetzt hätte. Oder die Meuterer wären nicht gefahren — vielleicht, weil ihnen die zur Führung eines Verbandes von Riesenschiffen erforderlichen Sachkenntnisse fehlten -, so wären die Schiffe in deutschen Häfen den Engländern von den roten Machthabern ausgehändigt worden. Gingen also die nationaldenkenden Offiziere und Mannschaften von Bord, dann erreichten sie nur das Gegenteil von dem, was ihnen die Soldatenehre gebot, und die Presse der ganzen Welt, selbstverständlich im Verein mit den jüdisch-marxistischen Blättern Deutschlands, hätte triumphiert: Das Schicksal der deutschen Flotte kommt auf das Schuldkonto der deutschen Seeoffiziere und der ihnen ergebenen Matrosen!
Aus diesen Gründen erklärten sich Admiral Ludwig von Reuter, sein Stabschef Fregattenkapitän Iwan Oldekop, Kommandanten, Offiziere und viele treue Soldaten zur Übernahme des bitteren Kommandos bereit.

Der Admiral hatte sich eine einzige Aufgabe gestellt, die er selbst so bezeichnet hat: „Mein Ziel war, den im Internierungsverband vereinigten Teil der deutschen Hochseeflotte dem Deutschen Reich, dessen Besitz er zur Zeit war, auch fernerhin zu erhalten." Denn, daß England die deutschen Schiffe nicht nur internieren, sondern kampflos kapern wollte, auf diesen Gedanken mußte es ja förmlich durch die schmähliche und schwächliche Haltung der damaligen deutschen Regierung gestoßen werden.
Aus diesen Erwägungen heraus hatte Reuter die Richtschnur seines Handelns festgelegt. Um ihr folgen zu können, mußte er alles auf sich nehmen, was ihm an Unangenehmem, Ungewohntem und sogar Ungezogenem infolge der neuen Soldatenrats-Verhältnisse geboten wurde.

Vom Flottenchef, Admiral von Hipper, erhielt Reuter folgenden Befehl für die Ausfahrt der Flotte am 19. November: „Die nach Untersuchung der Schiffe (ob die Entwaffnung durchgeführt ist) in der englischen Hafenbucht Firth of Forth und nach Anbordnahme der englischen Geleitkommandos aufzusuchenden Internierungshäfen sind noch nicht bekannt. Die gesamten Überführungskommandos bleiben bis zum Eintreffen der Schiffe usw. im Internierungshafen an Bord. Im Internierungshafen selber sollen jedoch nur Wachkommandos an Bord bleiben, der übrige Teil des Überführungskommandos soll mit Transportschiffen zurückgeholt werden. Admiral Beatty (der englische Admiral), hat zugesichert, daß er die Namen der Internierungshäfen und die Zeit, zu der die Transportschiffe dort eintreffen müssen, rechtzeitig hierher mitteilen wird. Entsprechende Benachrichtigung und Befehle werden dann erteilt werden. Nach Aufnahme des Überführungsverbandes durch die englische Kreuzereskorte (40 Seemeilen Ost von May Island) hat jeder F.-T.-(funkentelegraphische) Verkehr zu unterbleiben, soweit er nicht durch den Führer der englischen Eskorte oder später durch die vom C. i. C. Grand Fleet (Chef der englischen Hochseeflotte), getroffenen Regelung gestattet wird."
Zur Ausführung dieses Befehls war Admiral von Reuter am Abend des 18. November an Bord des Flaggschiffes „Friedrich der Große" gegangen, das in der Skagerrak-Schlacht die Flagge des Admirals Scheer getragen hatte. Sofort meldete sich auch der „Verbands-Soldatenrat", dessen Obmann noch nie eine Schiffsplanke betreten hatte. Mit einem gefälschten Befehl des Hochseekommandos an Bord geschmuggelt, stellte er sich dem Chef des Stabes vor: „Also ich habe jetzt den Verband übernommen, und Sie sind mein technischer Berater." Zwar mußte er trotz dieser Unverfrorenheit auf Geheiß der Regierung mitgenommen werden, aber sein Wunsch, die rote Flagge zu hissen, wurde abgelehnt. Sie sei Piratenflagge, erklärte Fregattenkapitän Oldekop, und zöge sofortige Beschießung und Vernichtung des Schiffes nach sich, das diese Flagge auf hoher See führe. Darauf wurde nur ein „rotes Zeichen" am Vortop befestigt, aber auch dieses verschwand bereits am 19. November. Es war der Tag, an dem die deutsche Flotte Wilhelmshaven und damit die Heimat für immer verlassen hatte.
Ein häßlicher Abschied war es gewesen an jenem funkelnden Frühwintertag. Zechend und schmausend, als wäre es ein Freudenfest, hatten die marxistischen Elemente an Bord gejohlt und gesungen, begleitet von einer Musik, die Schlagermelodien spielte zum Abschied von einer traurig und angeekelt zurückbleibenden Menschenmenge, zum Abschied der deutschen Flotte von Volk und Vaterland.
Indes: Vierundsiebzig Schiffe und Torpedoboote dampfen hinaus in die Nordsee, durchschneiden in ruhiger Fahrt weißschäumende Wellenberge, vorbei an Helgolands rotem Felsen, den die sinkende Sonne in Purpur taucht. Majestätisch gleiten die riesigen Stahlburgen dahin, im Winde knatternd die Kriegsflagge, die geweht an den Masten bei Skagerrak, dem ersten großen Siegestag der jungen deutschen Marine. Aber diese Schiffe, nicht wie einst fahren sie hinaus zu Kampf und Sieg für Land und Volk, zur Schlacht mit einem weit überlegenen Feinde, gegen den sie sich behauptet haben, wo immer er war — sondern sie treten eine Schicksalsfahrt an, deren tragisches Ende schon mancher ahnt.
Gesteuert gleichsam vom Geiste des Verrats im Rücken, vom Geiste der Schande, der feigen Unterwürfigkeit und Schimpflichkeit, so treiben sie fort, die Unbesiegten, dem hohnlachenden Gegner in die Arme, Volldampf voraus, die schäumende Gischt am Bug wie damals, als ihre Rohre Feuer spien und aufbrüllten im Lärm der Schlacht am Skagerrak. An der Spitze die ruhmvollen Panzerkreuzer „Seydlitz", „Hindenburg", „Moltke", „Derfflinger", „Von der Tann" — ohne Munition, ohne Verschlüsse an den Geschützen, unfähig, auch nur einen Schuß abzugeben.
Und doch knallt es plötzlich in ihren Reihen auf. Aber es ist kein Schuß, sondern die Explosion einer Mine, die das Torpedoboot „V. 30" in die Tiefe reißt. Zwei Tote und drei Verwundete sind die Opfer des 20. November 1918.
Dann senken sich die schwarzen Schatten der Winternacht über die rollende See, und dir stählernen Ozeanriesen, die bislang Ausdruck der Lebenskraft einer Nation gewesen und nun aus einer unmännlichen Schwäche heraus zum Tributobjekt ausersehen wurden, für einen Feind, dem der Verrat zum Siege verhalf, aber nicht die eigene Kraft im Kampfe. Nacht über den Wellen der Nordsee . . . Nacht über Deutschland . . .
Grau und diesig bricht der Morgen an. Aus dem Dunst am Horizont lösen sich fern die Umrisse der englischen Flotte. Immer stärker treten sie hervor, heben sich ab vom nebligen Hintergrund — feindliche Kriegsschiffe überall: steuerbord, backbord, achtern und weit voraus, klar zum Gefecht, die Rohre sorgsam auf die Deutschen gerichtet. Luftschiffe und Flugzeuge des Feindes kreisen in der Luft. Angestrengt spähen die Beobachter hinab. Was werden die Deutschen tun? Daß sie sich kampflos ergeben — der Engländer kann es nicht glauben. Glaubt nicht an Abrüstung und Wehrlosigkeit des gefürchteten Siegers vom Skagerrak, weil so etwas britischem Kampfsinn und Seemannsstolz zuwider ist, und man sich deshalb nicht in die Lage der Deutschen hineinzudenken vermag. Voller

Argwohn wartet der Brite darum, ob sie diese letzte Gelegenheit nicht vielleicht doch noch benutzen werden, Englands Flotte zu überfallen und zu vernichten.
Aber nichts davon tritt ein. Erstaunt starren die Briten auf den stummen Feind. Zu ihm aber trägt dann der Wind vielstimmige Hurras herüber, die von den deutschen Seeleuten mit einem Fluch ausgenommen werden. Denn ein schlechter Trost bleibt es für sie, daß diese Fahrt der deutschen Flotte kein Ruhm der britischen Waffen ist.
Um drei Uhr ankert der deutsche Verband aus dem Firrh of Forth. Um vier Uhr befiehlt der englische Flottenchef: „Die deutsche Flagge ist ... niederzuholen und darf ohne Erlaubnis nicht wieder gehißt werden."
Zwar protestiert Admiral von Reuter, weil es nach internationalen Gepflogenheiten nicht üblich ist, internierten Schiffen die Flagge zu nehmen. Aber der Feind besteht auf seiner Forderung: „Die deutsche Flagge . . . darf ohne Erlaubnis nicht wieder gehißt werden."
Es war das erste deutliche Anzeichen dafür, um was es der Entente ging: sie wollte den deutschen Internierungsverband durch das Nehmen der Flagge allmählich daran gewöhnen, daß er sich nicht mehr als Besitz des Deutschen Reiches zu fühlen habe. Und doch hatte man im Übereifer etwas sehr Wichtiges außer acht gelassen: man hatte den deutschen Schiffen die Kommandozeichen, die Admiralsflagge und die Kommandantenwimpel belassen. Diese aber waren nach internationalem Recht ausschlaggebend für die Staatshoheit.
Am nächsten Tage kamen die englischen Untersuchungskommissionen an Bord der deutschen Schiffe, um die Entwaffnung zu überprüfen. An den Fallreeps standen die deutschen Soldatenräte mit weißen und roten Schleifen zu ihrem Empfang, unterwürfig dienernd, ein kläglicher Anblick. Aber die Engländer übersahen die roten Meuterer völlig, gingen stumm an ihnen vorbei, verlangten Antreten der deutschen Besatzung an Deck, frei von den Geschützen, Öffnung aller Räume und Spinde, Bereithaltung von Schiffsplänen, Besatzungsrapporten und Stellung von Dolmetschern und Führern. Kühl und korrekt verhielten sich diese englischen Kommissionen, arbeiteten gründlich und unterbanden jeden Anbiederungsversuch der deutschen Marxisten.
Die erste ungeheure Enttäuschung der Novembermeuterer war da. Sie hatten sich vorgedrängt, und sahen nun, wie der internationale Traum zerrann. Der Feind hatte sie wohl als Werkzeug zur Unterminierung ihres eigenen Volkes benutzt, von sich aber wies er sie mit Verachtung zurück.

Zwischen dem 22. und 26. November wurden die deutschen Schiffe nach dem englischen Hafen Scapa Flow gebracht. Die Entente hatte behauptet, die Ankerplätze der deutschen Flotte auf dem Firth of Forth seien zu stark dem Oststurm ausgesetzt, es müßte ein geschützterer Hafen als Reede gewählt werden; ein solcher Hafen sei die Bucht von Scapa Flow. Zweifellos bot der Firth of Forth wenig Schutz gegen die Oststürme, aber diese Entdeckung hatten die Engländer sicher nicht erst jetzt gemacht. So paßte auch diese Überführung nur zu gut zu dem Befehl der Niederholung der deutschen Flagge.
Die Bucht von Scapa Flow macht den denkbar traurigsten und ödesten Eindruck: bergigfelsige Ufer, kümmerlich bewachsenes Land, unfreundlich aussehende Häuser, gruppiert um ein geräumiges Wasserbecken, das von sieben größeren und kleineren Inseln gebildet wird.
Hier gingen die deutschen Schiffe so vor Anker, daß sie unter ständiger Bewachung eines englischen Geschwaders und einer Zerstörergruppe waren. Eine Anzahl bewaffneter Drifter und Fischdampfer fuhr zum Überflusse Tag und Nacht um die deutsche Flotte herum. Alle auffälligen Erscheinungen an Bord der Deutschen wurden sofort gemeldet. Schon das stärkere Qualmen eines Schornsteines erregte Besorgnis. „Ohne viel Aufsehen", so schließt Admiral von Reuter seine Eindrücke nach dem Eintreffen in der Bucht, „war nun aus dem ‚Überführungsverband nach dem Firth of Forth' der ‚Internierungsverband Scapa Flow' geworden."

Tage, Wochen und Monate vergingen. Längst war das Jahr 1919 angebrochen, und noch immer lagen die deutschen Schiffe in der englischen Bucht, noch immer war nicht bekanntgeworden, in welchen neutralen Häfen sie interniert werden sollten. Das schlimmste war jedoch, daß keine deutsche Regierung eine entsprechende Forderung stellte, obwohl Reuter fortwährend daraus drängte.
Indes wirkten sich die politischen Vorgänge in Deutschland vom November 1918 bis zum Juni 1919 auch auf einen Teil der Schiffsbesatzungen aus. Die Soldatenräte hörten von dem Tode Liebknechts und der Luxemburg, den Wahlen zur Nationalversammlung und den Spartakus-Kämpfen im Reich. Andererseits ließ das Bekanntwerden der Diktatfriedensbedingungen die Leidenschaften hochgehen.
Die Herren „Räte" und deren Anhänger hielten daher ihre Zeit für gekommen und hetzten gegen die Offiziere, forderten höhere Löhne, machten Stimmung zur Absetzung der Kommandanten, ergingen sich in Streikdrohungen und versuchten durch Terror die anständigen Elemente einzuschüchtern. Admiral von Reuter hatte einen schweren Stand. Erst nach und nach konnte er die Aufrührer ausmerzen und nach der Heimat abschicken. Er machte sich hierbei die Wünsche der Engländer zunutze; denn sie verlangten die Verkleinerung der deutschen Besatzungen, sehr wahrscheinlich, um sich noch leichtere Vorbedingungen zur Besitzergreifung der Schiffe zu verschaffen. Reuter stellte deshalb die radikalen Elemente vor die Frage, ob sie in ein englisches Gefängnis oder mit dem nächsten Postdampfer nach Hause wollten. Natürlich fuhren die Aufrührer lieber in das damalige rote Deutschland-Paradies, zumal sie in Scapa Flow nicht einmal an Land gehen durften. So schaffte sich Reuter die Roten allmählich vom

Halse. Eine nicht leicht zu nehmende Angelegenheit, denn je größer das Schiff, desto radikaler und zahlreicher die Marxisten.
Großartig war dagegen der Geist auf den Torpedobooten, außerdem auf dem Kreuzer „Emden", den Kapitänleutnant Elze geradezu vorbildlich, in guter Kameradschaft mit seinen Leuten befehligte. Reuter wechselte darum das Flaggschiff und siedelte auf die „Emden" über. Bald darauf begann sich bei den Zurückgebliebenen ein Geist bemerkbar zu machen, der in bewußtem Gegensatz zur Haltung der radikalen Soldatenräte und Spartakisten stand. Damit war die erste Vorbedingung für die Tat von Scapa Flow geschaffen. Sie sollte nicht lange mehr auf sich warten lasten.
Reuter und sein Internierungsverband wurden ohne amtliche Nachricht gelassen. Briefe und Zeitungen gingen durch die englische Zensur und wurden erst mit drei Wochen Verspätung zugestellt. Der Funkverkehr war gesperrt; die Engländer hatten die nötigen Apparate dazu weggenommen und verweigerten die amtliche Kenntnisnahme von der Entwicklung der Friedensverhandlungen. Der deutsche Admiral war schließlich allein auf zwei Bestimmungen für sein ferneres Verhalten angewiesen: 1. „Der Seebefehlshaber im Auslande, der ohne Verbindung mit der Heimat ist, hat nach eigenem Ermessen zu handeln, wie es der Nutzen des Reiches und die Ehre der Marine verlangen." 2. „Deutsche Kriegsschiffe dürfen im Kriege unter keinen Umständen in die Hände des Feindes fallen."
Reuter und Oldekop wußten über den Gang der Friedensverhandlungen aus der englischen Presse („Times" vom 16. Juni 1919) nur eines: die deutsche Regierung hatte zu den Schandfriedensbedingungen des Feindes Gegenvorschläge gemacht. In ihnen war die deutsche Flotte als Finanzierungsobjekt für die Kriegsschulden angeboten worden. Diese händlerische, widerwärtig krämerhafte Haltung der deutschen Regierung war so ehrenrührig, ein so unerhörter Verrat an der deutschen Flotte, daß Reuter noch am gleichen Tage einen Funkspruch an die Novembermänner in Berlin verfaßte, in dem er um Ablösung der Offiziere vor Zustandekommen dieses unsauberen Geschäftes bat. Der Funkspruch konnte mit nächster Verkehrsgelegenheit erst am 21. Juni an den englischen Admiral in Scapa Flow, Sir Fremantle, zur Beförderung abgehen.
Unterdes trafen die englischen Zeitungen vom 17. Juni ein: sie enthielten die offizielle Schlußantwort der Entente an die deutsche Regierung. Darin wurde — unter Zurückweisung der deutschen Gegenvorschläge — die Behandlung der internierten Flotte als Handelsobjekt abgelehnt. Ferner meldete die „Times", daß Deutschland innerhalb fünf Tagen endgültig zu erklären habe, ob es die Friedensbedingungen von Versailles annehme oder nicht. Nach fruchtlosem Ablauf dieser Frist wäre nämlich der Waffenstillstand beendet gewesen und der Kriegszustand automatisch wieder eingetreten. Auf Grund der Antwort, die seitens der deutschen Regierung am 16. Juni erteilt worden war, und auf Grund der Rede Scheidemanns, in welcher dieser Marxist von der Hand gesprochen hatte, die verdorren müsse, wenn sie diesen Vertrag unterschreibe — nach all dem zu schließen, glaubte Admiral von Reuter mit Recht, daß der schmachvolle Friede nicht zustande kommen werde. Er hatte sich deshalb so zu verhalten, wie es Ehre und Gewissen eines deutschen Seeoffiziers im Kriege vorschreiben. Er beriet daher mit Fregattenkapitän Oldekop, was am 21. Juni zu tun sei, wenn in der Welt die Kriegsfackel wieder auflodern würde.
Die Flotte war Waffen- und wehrlos. Kohlen, um mit Volldampf davonzufahren, waren nicht mehr genügend vorhanden. Außerdem fragte es sich, ob dazu nach dem Abtransport einer Reihe von Mannschaften in die Heimat die Personalzahl auf den einzelnen Schiffen ausreichen würde, ganz abgesehen davon, daß die Engländer die Flotte nicht einfach hätten davondampfen lasten. In solcher Lage gab es darum nur eines: die Versenkung!
Noch am gleichen Tage, dem 17. Juni 1919, wurde der Befehl hierzu mit Postbooten ausgefahren. Ein Dienst, den übrigens die englischen Trister versahen, ohne zu ahnen, was diesmal in den Briefumschlägen verborgen war.
Den Versenkungsgedanken hatten schon einmal — in den ersten Junitagen — Torpedoboots-Mannschaften geäußert. Aber Admiral von Reuter, der seinerseits mit ähnlichen Absichten — jedoch für den ganzen Verband — umging, hatte ihnen seine Überlegungen mitgeteilt, und so war es denn bei dem Gedanken geblieben. Zum Glück! Denn wären damals nur einige Torpedoboote versenkt worden, so hätten die Engländer einen derart scharfen Überwachungsdienst auf allen deutschen Schiffen eingerichtet, daß die spätere Versenkung der ganzen Flotte unmöglich geworden wäre.
Die Versenkung erforderte gründliche Vorarbeiten. In alle Räume mußte gekrochen, alles haargenau bis ins letzte vorbereitet werden, und zwar mit großer Vorsicht, damit der Feind nichts merkte. Das alles brauchte seine Dauer. Große Schiffe sinken nicht so schnell, und die Gefahr bestand, daß der Gegner noch beim Sinken versuchen würde, dieses oder jenes Schiff zu retten.

Am 21. Juni 1919, um I0 Uhr vormittags, meldet Fregattenkapitän Oldekop dem Admiral, daß die englischen Linienschiffe und Zerstörer den Hafen seewärts verlassen hätten und „daß laut englischen Pressenachrichten der Kauf der deutschen Schiffe von der Entente noch einmal abgelehnt und die bedingungslose Auslieferung gefordert sei". — Da gibt Admiral von Reuter den Befehl, das verabredete Signal zu hissen: „Schiffe sofort versenken!"
Eine Weile noch steht er auf der Kommandobrücke, glasklar in hoher Wölbung den nördlichen Sommerhimmel über sich, richtet gen Osten das Auge auf jene Stelle dieser Bucht, an der Otto Weddigen, Deutschlands großer Seeheld, mit U. 29 im März 1915 das Grab in den Wellen gefunden hat. Steil ragen fern die Berge der Küste empor und schroff erheben sich links die Mainland-Hügel, drohen hinüber zum felsigen Ufer von Hoy, vor dem unregbar noch die Panzerkolosse der deutschen Kriegsflotte liegen. Blank wie ein Spiegel ist die See, glatt und glitzernd. Im

Glast des Mittags flimmert die Luft; alles ist ruhig im weiten Rund. Einsam nur weht eine Flagge im Top der „Emden", das Signal zur Versenkung. Seewärts qualmen englische Wacht-boote, die als Sperre am Eingang zur Bucht liegen.
Da geht plötzlich an den Masten der Deutschen die Kriegsflagge auf. Aber diesmal ist sie nicht Fanal der Schlacht oder Symbol friedlicher Selbstbehauptung, diesmal ist sie Zeichen eines ehrenvollen Unterganges. Und wenig später vernehmen die britischen Posten ein Rumoren und Poltern auf den deutschen Schiffen. Fern und dumpf klingt es durch die Mittagsglut. Es kracht und rattert und klopft plötzlich überall. Da neigt sich Linienschiff „Friedrich der Große", einst Flaggschiff des Admirals Scheer in der Skagerrakschlacht, zur Seite. Schon ist die Besatzung in den Booten, stößt ab vom riesigen Stahlbau, in den sich durch Ventile und Luken das Wasser im Strudel ergießt. Weiter neigt sich das Schiff, es sinkt mit wehender Flagge und verschwindet zwischen plötzlich turmhoch aufzischenden Wasserfontänen.
Weit und breit im Umkreis gerät die See in Bewegung. Bald liegen die Panzerriesen schief, wälzen ungefüge den kolossalen Rumpf, treiben kieloben, recken noch einmal Bug oder Heck empor, als wehrten sie sich im Todeskampf. Hoch bäumt sich Linienschiff „Großer Kurfürst" auf, klirrend brechen die Ankerketten, dann schließt sich zischend und brausend die Gischt auch über ihm.
Die deutsche Flotte sinkt. Eine Panik ergreift die Engländer. Mit Torpedobooten, Zerstörern und Wachtfahrzeugen fegen sie heran, schießen auf die deutschen Besatzungen in den Rettungsbooten, lasten Maschinengewehre belfern und stoppen erschreckt das Feuer wieder, um sich an die Rettung der Schiffe zu machen.
Mag es hier und da gelingen, dieses oder jenes Schiff an Land zu ziehen — im großen und ganzen erkennen sie aber doch sehr bald, daß jede Mühe vergebens ist. Ihre Aufregung steigert sich ins grenzenlose. Immer zahlreicher preschen die britischen Zerstörer heran, rammen einige Rettungsboote mit deutschen Seeleuten und beginnen von neuem in dieses Chaos von sinkenden Riesenschiffen, schwimmenden Menschen und treibenden Booten hineinzuschießen. Zehn deutsche Seemänner finden dadurch den Heldentod und achtzehn werden verwundet.
Noch einmal versuchen es die Engländer mit Befehlen. Deutsche Offiziere sollen zurück auf die sinkenden Torpedoboote. An anderen Stellen läßt man sie nicht vom Deck, das glucksend und brodelnd bereits vom Master umspült wird.
Aber es war zu spät. Was um die Mittagszeit des 21. Juni 1919 begonnen, um 5 Uhr war es vollendet: Die deutsche Flotte lag auf dem Meeresgrund. Zehn Linienschiffe, zehn Kreuzer und zweiunddreißig Torpedoboote hatten ein selbstgewähltes Grab gefunden in der Bucht von Scapa Flow.
Am folgenden Tage werden Reuter und sein Stab auf das britische Flaggschiff „Revenge" gebracht. Schon der Empfang zeigt, daß die Deutschen sich von jetzt ab als Gefangene zu betrachten haben. An Deck steht die britische Mannschaft angetreten. Marinesoldaten mit aufgepflanzten Bajonetten bilden eine Gaffe, welche die Deutschen durchschreiten müssen. Voran Admiral Ludwig von Reuter, aufrecht, ernst, voller Würde und Festigkeit. Dahinter Fregattenkapitän Oldekop, der Chef des Stabes, mit den anderen Offizieren.
Ihm tritt nach einer Weile, begleitet von Pressevertretern und den Männern seiner Umgebung, in großer Uniform der englische Seebefehlshaber in Scapa Flow, Sir Fremantle, entgegen. Kein Muskel zuckt in dem schmalen harten Gesicht; stumm mißt er den Gegner. Dann beben seine Lippen, er beginnt zu sprechen und blickt dabei auf eine Akte, die er vor sich hält. Denn was ihm zu sagen aufgetragen ist, das sind nicht Worte eines stolzen Briten, Worte voller Achtung und inneren Verstehens für einen tapferen Feind — es ist die Gardinenpredigt einer politischen Gouvernante, die, verletzt in ihren tiefsten Krämergefühlen, den Verlust von „Werten" bejammert. Von Entrüstung über die Tat in aller Welt spricht Sir Fremantle, von Treubruch und einer Kriegshandlung im „Frieden", die dazu geführt habe, daß die bereits angeordnete Ablieferung der deutschen Flotte verhindert sei. Den dadurch entstandenen „Schaden" beklagt Sir Fremantle und schließt die anbefohlene Rede mit dem Satz: „Wie Deutschland den Krieg mit dem Verbrechen gegen Belgien begonnen hat, so haben Sie, Admiral von Reuter, ihn mit einem Verbrechen beendet."
Befremdet, erstaunt schüttelt Reuter den Kopf. Nie und nimmer, denkt er, kann ein englischer Seemann von sich aus solche Gedanken äußern. Und sofort erkennt er, daß diese Szene unter Entfaltung militärischen Pomps nichts ist als ein Theatercoup, unschön und komisch, ein Werk der Politik und nicht des Soldaten. Zum Dolmetscher gewendet, antwortet deshalb der deutsche Admiral mit lauter, klarer Stimme: „Sagen Sie Ihrem Admiral, daß ich seine Vorwürfe nicht anerkenne. Ich bin überzeugt, daß jeder englische Seeoffizier in meiner Lage ebenso gehandelt hätte wie ich. Ich allein trage die Verantwortung!"
Es war dies das mannhafte Auftreten eines deutschen Soldaten, dem sich offenbar auch Sir Fremantle nicht verschließen konnte und das ruhmvoll den Schlußstrich zog unter einen Abschnitt deutscher Seekriegsgeschichte. Denn wehrlose Männer auf abgerüsteten Schiffen hatten es, folgend der Stimme ihres Blutes, handelnd aus jenem Geiste, der die Wikinger einst beseelt, durch eine ruhmreiche Tat verhindert, daß Deutschlands Flotte schmählich dem Feinde ausgeliefert wurde. Sie hatten es vermocht, daß in dieser Zeit tiefsten Niederganges der deutsche Mensch nicht die letzte Achtung in der Welt verlor. Und wurden so zu frühen Kündern einer Wende, die sich dereinst in unserem Volke vollziehen sollte: die Wiedergeburt des Willens zur alleinseligmachenden Tat!

Versailles
von
Hans Henning Freiherr Grote

Über dem Broadway von New York steht der Novemberhimmel des Jahres 1918 in leuchtendem Flammenschein und verwandelt ihn zur Tageshelle. Das Freudenfeuer der Raketen sprüht und zischt durch die Lüfte, und unter seinem aufdringlichen Lärm, ein jämmerliches Nachbild des ungeheuren, mordbringenden Geschützdonners, der nach vier Jahren der Schrecknis unerwartet und noch kaum begriffen, plötzlich verstummt ist, umarmen sich rasende, aufgeregte Menschen.

Die „Hunnen" — so nämlich wagte das verhetzte Amerika die Deutschen zu nennen — haben endlich die Waffen gestreckt. Die Welt, von einem Ungeheuer befreit, dürfe wieder aufatmen, und der wahre Frieden der Menschheit sei zuverlässig auf dem Marsche. Zugleich kommt der Name eines Mannes auf aller Lippen, ein Apostelname, der eine Prophetenbeglückung verheißt, nicht nur für die von langjähriger Lügenpropaganda vergifteten Herzen, sondern mehr noch für die immer dollarhungrigen Geldbeutel. Dieser Name: Woodrow Wilson, achtundzwanzigster Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Er sei der wahre Heilsbringer der Menschheit, er werde der Schiedsrichter des toll gewordenen Europa sein, und mit ihm das ganze Dollarland, das um diese Stunde voll davon überzeugt ist, in seinen Grenzen das bestregierteste, das moralisch am höchsten stehende, also einzig wahre Kulturvolk zu sein. Man hat zwar, jedermann, ob hoch oder gering, sein Bestes getan, damit die alte Welt genug an Eisen und Pulver besaß, sich die Köpfe blutig zu schlagen. Wie sich's gehört, ist man dabei einigermaßen auf seine Kosten gekommen — aber selbstverständlich geschah das alles nur für den Weltfrieden! Seiner wird Amerika sich nun annehmen, ohne dessen Waffenhilfe die Herren Lloyd George und Clemenceau heute keine Siegesfeiern veranstalten könnten. Und darum gebietet Woodrow Wilson, der am Anfang dieses glücklichen Jahres der Menschheit die Botschaft von den Vierzehn Punkten verkündet hat, auch fürder Neuer und Alter Welt Herrscher, Prophet, Friedensfürst!

Das heißt, so redet man, so begeistert man sich. Denn was man zuletzt denkt, ist doch etwas ganz anderes. Wenn diese Menschen vom Weltfrieden sprechen, meinen sie Weltherrschaft des internationalen Kapitals, insbesondere des Kapitals von USA., bessere, schärfere Waffe oft als Maschinengewehre und Kanonen. Man hat das Zerstören gefördert — warum soll jetzt nicht der Wiederaufbau eine ertragreiche Quelle sein?! So — nur so — soll und wird Wilson im Namen Amerikas den gottgesandten Richter spielen ... denkt man!

Die Vierzehn Punkte, vom Weltrichter Wilson am 8. Januar 1918 verkündet, hier seien sie inhaltlich wiedergegeben. Denn erst dadurch wird erkennbar, in wie krassem Gegensatz zu diesem Programm, welches vom deutschen Volke gutgläubig als erste Verhandlungsgrundlage angenommen war, das von dem brutalen Vernichtungswillen der Sieger geschaffene Versailler Diktat steht. Wird ersichtlich, wie sehr Deutschland, das an den Ernst jener Proklamation geglaubt hatte, hintergangen und betrogen worden ist. Die Punkte haben folgenden Inhalt:

1. Öffentlich abgeschlossene Friedensverträge. Keine geheimen internationalen Abmachungen, aufrichtige, vor aller Welt betriebene Diplomatie.
2. Uneingeschränkte Freiheit der Schiffahrt auf den Meeren im Kriege wie im Frieden, außerhalb der Territorialgewässer und jener Meere, die durch internationale Verträge gesperrt sind.
3. Möglichste Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken und Herstellung einer Gleichheit der Handelsbeziehungen für alle Nationen, die dem Frieden beitreten.
4. Entsprechende gegenseitige Bürgschaften für die Beschränkung der Rüstungen der Nationen auf das niedrigste, mit der Sicherheit im Inneren vereinbare Maß.
5. Unparteiischer Ausgleich aller kolonialen Ansprüche, unter Berücksichtigung der Interessen der betreffenden Bevölkerungen und der berechtigten Ansprüche der Regierungen, deren Rechtstitel zu entscheiden ist.
6. Räumung des russischen Gebietes. Ferner Richtlinien über die künftige Behandlung Rußlands.
7. Räumung Belgiens, Wiederaufbau und Wiederherstellung seiner Souveränität.
8. Räumung des besetzten französischen Gebietes und Herausgabe Elsaß-Lothringens durch Deutschland an Frankreich.
9. Berichtigung der Grenzen Italiens nach den genau erkennbaren Abgrenzungen der Nationen.
10. Gelegenheit für die Völker Österreich-Ungarns zur autonomen Entwicklung.
11. Räumung der besetzten Gebiete von Rumänien, Serbien und Montenegro. Sicherung eines freien Zuganges zur See für Serbien. Richtlinien für die Behandlung der Balkan-Staaten.
12. Selbständigkeit der Türkei. Autonomie für die zur Zeit unter türkischer Herrschaft stehenden Nationalitäten. Sicherung der Dardanellen mit Hilfe internationaler Bürgschaften als freie Durchfahrtsstraße für Schiffe und Handel aller Nationen.
13. Schaffung eines unabhängigen polnischen Staates mit Einverleibung jener Gebiete, die von unbestritten polnischer Bevölkerung bewohnt sind. Sicherung eines freien Zuganges für Polen zum Meer.

14. Gründung eines allgemeinen Verbandes der Nationen durch besondere Verträge zum Zwecke gegenseitiger Bürgschaften für die politische Unabhängigkeit und die territoriale Unverletzlichkeit der kleinen sowie der großen Staaten. (Völkerbund!)

Wilson hat seine Pläne zur Errichtung des Völkerbundes in einer Rede am 27. September 1918 folgendermaßen erläutert:

1. Die unparteiische Gerechtigkeit, die geschaffen werden soll, darf keinen Unterschied machen zwischen jenen, gegen welche wir gerecht zu sein wünschen, und jenen, gegen welche wir es nicht zu sein wünschen. Es muß eine Gerechtigkeit sein, die keine Begünstigten kennt und die keine andere Richtschnur hat als die gleichen Rechte aller der verschiedenen Völker, die in Frage kommen."
2. Sonderinteressen einzelner Nationen oder irgendeiner Gruppe von Nationen dürfen nicht zur Grundlage irgendeines Teiles dieses Übereinkommens gemacht werden, wenn sie nicht mit den gemeinsamen Interessen aller in Übereinstimmung seien.
3. Unzulässigkeit von Bündnissen und besonderen Abmachungen „innerhalb der allgemeinen und gemeinschaftlichen Familie des Völkerbundes".
4. Untersagung wirtschaftlichen Boykotts in irgendeiner Form, es sei denn, daß „die Vollmacht zur wirtschaftlichen Bestrafung durch Ausschluß von den Märkten der Welt dem Völkerbund selbst als Zucht- und Machtmittel übertragen wird".
5. Bekanntgabe aller internationalen Übereinkommen und Verträge an die übrige Welt. Verfemung von wirtschaftlichen Rivalitäten und Feindseligkeiten. Der Wunsch nach einem aufrichtigen und sicheren Frieden, der durch bestimmte und bindende Verpflichtungen nicht unmöglich gemacht werden dürfe.

Zuvor hatte Wilson am 11. Februar auf einer Kongreßrede in Baltimore weitere vier Punkte über das Selbstbestimmungsrecht der Völker dargelegt. Hier sagte er:

1. daß jeder Teil der schließlichen Auseinandersetzung auf der dem betreffenden Falle innewohnenden Gerechtigkeit und solchen Neuordnungen ausgebaut sein muß, von denen die Herbeiführung eines Friedens von Dauer am wahrscheinlichsten ist;
2. und daß Völker und Provinzen nicht von einer Souveränität zur anderen verschachert werden dürfen, gerade als ob sie bloße Gegenstände oder Steine in einem Spiel wären;
3. daß jede durch diesen Krieg aufgeworfene territoriale Regelung im Interesse und zugunsten der beteiligten Bevölkerung getroffen werden muß;
4. daß allen klar umschriebenen nationalen Bestrebungen die weitgehendste Befriedigung gewährt werden soll."
5.

Die Gesamtsituation Deutschlands, die sich im Inneren nicht allein aus der nachlassenden Kampfkraft, sondern vor allem aus dem verräterischen Verhalten der Parteien des Zentrums (Erzberger), der Demokraten, der Sozialdemokraten (Ebert, Scheidemann) und der Unabhängigen Sozialdemokraten (Haase, Barth, Liebknecht) ergab, sind bereits im „Schulungsbrief" erläutert worden.
Die Lage an der Front seit den niederschmetternden Ereignissen vom 8. August 1918, besonders aber der Treubruch Österreichs, der in dem Sonderfriedensangebot Kaiser Karls an die Entente lag, hatten zu einem Waffenstillstandsangebot der deutschen Regierung an den amerikanischen Präsidenten geführt. In seiner Note vom 3. Oktober 1918 stellte sich Deutschland auf den Boden der Vierzehn Punkte Wilsons, des von ihm feierlich proklamierten Selbstbestimmungsrechtes der Völker und der Kundgebung des amerikanischen Präsidenten vom 27. September 1918. Aber schon die Antwort des amerikanischen Staatssekretärs Lansing zeigte den Einsichtigen in Deutschland, daß Wilson nicht mehr Herr seiner Entschlüsse war. In dem folgenden Notenwechsel trat eindeutig die Tendenz zutage, daß man zunächst einmal die militärische und moralische Widerstandskraft Deutschlands lähmen wollte. Lansing verlangte die Einstellung des U-Bootkrieges, einer besonders wirksamen Waffe in deutscher Hand, Räumung der besetzten Gebiete vor Abschluß der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen, um damit den Deutschen jedes Faustpfand zur Erringung tragfähiger Bedingungen zu nehmen. Schließlich mischte sich die Entente durch den Mund des amerikanischen Staatssekretärs in die inneren Verhältnisse des Reichs, indem sie die Macht des Königs von Preußen als eine willkürliche bezeichnen ließ, mit der man nicht verhandeln wolle. Dahinter verbarg sich nichts anderes als die Absicht, den deutschen Revolutionsmachern Mut einzuflößen, Verwirrung in das Volk zu bringen und den Trägern des deutschen Kampfwillens die Führung zu entreißen.
Als dann die Flotte meuterte und der Aufruhr in den Städten des Reiches emporflammte, beschloß Lansing den Notenwechsel mit der Zusage, daß die Verhandlungen auf Grund der Vierzehn Punkte beginnen könnten, vorbehaltlich einer neuen Auslegung des Satzes von der „Freiheit der Meere" und zusätzlich der Bedingung, „daß Deutschland für allen der Zivilbevölkerung der Verbündeten und deren Eigentum von deutschen Streitkräften zu Lande, zu Wasser und aus der Luft zugefügten Schaden Wiedergutmachung zu leisten habe."
Jetzt glaubten die deutschen Ideologen, Phantasten und Verräter, an ihrer Spitze Erzberger, triumphieren zu können. Sie standen als Drahtzieher hinter der Revolution, die das Reich zerbrach, und blieben auch unbelehrbar, als

Erzberger sich in pazifistischer Feigheit den Waffenstillstandsbedingungen des französischen Marschalls Foch in Compiègne unterwarf. Nicht nur, daß Erzberger der völligen Entwaffnung des deutschen Heeres und dessen Rückzug über den Rhein zustimmte, sondern darüber hinaus erklärte er sich damit einverstanden, daß von den Armeen der Entente rechtsrheinische Gebiete, darunter die Brückenköpfe Kehl, Mainz, Koblenz und Köln besetzt würden. Selbst Hunger und Krankheit seines Volkes vermochten diesen verräterischen Unterhändler nicht zu einer energischen Ablehnung zu veranlassen, als ihm erklärt wurde, daß seitens der Entente die Blockade in voller Brutalität aufrechterhalten bleibe.

Die Vierzehn Punkte? Schon mit Beibehaltung der Blockade und Besetzung des rechten Rheinufers sind sie verletzt. Außer den deutschen Phantasten und dem amerikanischen Präsidenten selbst glaubt von den Regierenden der Welt kein Mensch mehr an sie. In Paris wettert Clemenceau gegen dieses Programm sogar in Heller Empörung. Wenn der französische Ministerpräsident — den sie den „Tiger" nennen, weil er die Deutschen so grimmig haßt — auch nur den Namen Wilson hört, steigt das Blut brennend rot in sein Gesicht, dann ballt er die Fäuste und schreit: „Was hat uns der Amerikaner dreinzureden! Frankreich hat die Hauptlasten dieses Krieges getragen und besitzt allein das Recht, den Siegfrieden zu diktieren!"
Und jenseits des Kanals sieht Lloyd George, der englische Ministerpräsident, auf ein soeben eingetroffenes Telegramm aus dem Weißen Hause, das die Einschiffung des Präsidenten von USA. nach Europa meldet. Vor seiner Landung in Frankreich gedenkt der mächtigste Mann der Welt, England seinen freundnachbarlichen Besuch abzustatten. Dagegen hat der britische Staatsmann mit dem rosigen Kindergesicht unter dem weißbuschigen Haar sicher nichts. Man wird Friedensreden halten und den großen Propheten-Professor gebührend feiern. Man kann auch gelegentlich von diesem Völkerbund anfangen, der geradezu eine Marotte des Herrn Wilson ist, wird aber auch sehr bestimmt davon sprechen, daß England bei der kommenden Friedenskonferenz sich in erster Linie für die Kolonien und die deutsche Flotte interessiert. Die Vierzehn Punkte — man wird schon mit ihnen fertig werden.
Unterdessen sitzt Woodrow Wilson zwischen Kisten und Koffern auf dem Deck des „George Washington" und sinnt in nebelhaften Träumen dem Erdteil entgegen, darauf er die Menschheit erlösen will. Denn in der Tat, der amerikanische Präsident meint es ehrlich; soweit also hätten alle diejenigen unter Siegern und Besiegten recht, die ihm vertrauend entgegenjubeln. Sie übersehen nur eines, weil sie selbst des Blutes ermangeln und Hirn von seinem Hirne sind, daß alle seine Ideen und Pläne sich irgendwo in den Wolken zusammenbrauen und jeder natürlichen Verbindung ermangeln, daß sie erklügelte Rechenkunststücke sind, totes Zahlenwerk, aber nicht für lebende, leidende, kämpfende Menschen geschaffen. Ein Prophet kommt über das weite Weltmeer einher, als ein Narr wird er sich enthüllen, und das Erlösungswerk, das er endlich hinterläßt, gestaltet sich zuletzt als das furchtbarste Friedensdiktat der Weltgeschichte und nennt sich „Versailles!"

Wilson landet am 13. Dezember 1918 in dem französischen Kriegshafen Brest und wird wie ein Gott empfangen. Der weltfremde Professor genießt erfreut den Jubel, der ihm entgegenschlägt. Einmal zwar kommt noch die Besinnung über ihn, und er äußert zu einem seiner Begleiter: „Was sich meinem Geiste darstellt - von Herzen wünsche ich, ich möchte mich täuschen — ist eine Tragödie von Enttäuschungen." Nun, was ihn selbst betrifft, so hat ein gnädiges und kaum verdientes Schicksal ihn bald der Erde entrissen, deren Menschen er in seiner Vermessenheit zu erlösen gedachte, um sie dafür nur um so furchtbarer in Verwirrung zu stürzen.
Mit Festen und Empfängen, die volle vier Wochen dauerten, begann es. Während die besiegten Völker weiter in Hunger und Elend schmachteten und nur das Vertrauen auf das Wort des amerikanischen Präsidenten ihnen noch einen Rest von Lebensmut aufrechterhielt, feierte Paris im Rausch eines Sieges, der den Entente-Heeren in den Schoß gefallen war. Endlich, am 12. Januar 1919 trat die Friedenskonferenz am Quai d'Orsay in Paris zu ihrer ersten Tagung zusammen. In die Ideologie Wilsons fügte es sich zwar nicht, daß man auf diesem ersten Tage noch nicht von seinem Völkerbund sprach, von „seiner" Idee, die ihm in Wahrheit vom Weltjudentum, namentlich von dem amerikanischen Industriegewaltigen Baruch beigebracht worden war. Dafür stritt man sich über die Konferenzsprache. Um das Französische, das nach Ansicht des „Tigers" von je als die Sprache der Diplomaten gegolten habe, und das Englische, da Lloyd George in liebenswürdigstem Tone feststellte, daß die Englisch sprechenden Nationen die Majorität der Versammlung ausmachten. Schließlich einigte man sich auf beide Sprachen, zumal Wilson (trotz seiner Professur) nur Englisch verstand.
Dann wurde neben unzähligen Kommissionen und Unterkommissionen der große „Rat der Zehn" gebildet, in dem die fünf Großmächte, Amerika, England, Frankreich, Italien und Japan vertreten waren, um hier durchzuberaten und auszugleichen, was danach den anderen Nationen, den „Kleinen" zum Beschluß vorgelegt werden sollte. Es ist immer noch so, daß die Mächtigen die erste Stimme führen; es hat sich nichts geändert; aber in die Gerechtigkeitsgedanken des amerikanischen Präsidenten scheint hier doch die erste Bresche geschlagen zu sein. Und außerdem wird aus dem „Rat der Zehn" bald der „Große Rat der Vier", bestehend aus den genannten Hauptmächten ohne Japan.
Auch sonst erfährt Wilson einiges, das ihn sehr bedenklich machen muß. Da treten mit einem Male geheime Abmachungen von Frankreich und England und Italien zutage, darin sich die einzelnen Kriegsführenden Landeroberungen und anderes garantieren. Langsam beginnt Wilson aus seinem Traume zu erwachen, aber da er

ein rechter Ideologe ist, klammert er sich um so fester an den Gedanken, der ihm den Rettungsanker bedeutet, von dem er für die Welt das Heil erhofft — den Völkerbund.
Und in diesem Punkte bleibt Wilson zur Verzweiflung Clemenceaus und Lloyd Georges fest, aber Clemenceau will die Vernichtung der Deutschen, von denen nach seiner Ansicht zwanzig Millionen zu viel auf der Erde leben, Lloyd George wünscht endlich die Frage der deutschen Flotte, um die man schließlich den Krieg unternahm, und die Kolonialfrage erledigt zu sehen.
Dazwischen wird zum Überfluß ein Plan des Marschalls Foch aufgeworfen, der es nicht verwinden kann, um den Einzug in Berlin herumgekommen zu sein. Nichts mehr und nichts weniger steht er vor als einen Kreuzzug gegen den russischen Bolschewismus, eine Art napoleonischer Großer Armee unter seinem Kommando, die Moskau erobern soll. Eine vorzügliche Gelegenheit, bei der man Deutschland gleichsam überschlucken kann.
Das ist Herrn Wilson zu viel. Die Regierung Lenins bedeutet ihm ein Instrument des Sozialismus, eine Art Experiment großen Ausmaßes. Im übrigen ist er nach Europa gekommen als Schieds- und Friedensrichter. Und statt dessen reden diese Generale von einem neuen Krieg? Die hochaufgewachsene, hagere Gestalt des „Weltordners" Woodrow Wilson richtet sich mit einem Male im Sessel empor, daß sie um Haupteslänge über den Köpfen der streitenden Staatsmänner ist. In das stets bleiche Gesicht mit den immer ein wenig abwesend blickenden Augen tritt leichte Färbung, und bestimmten Tones erklärt der Präsident: „Ich reise ab!"
Das schlägt wie eine Bombe ein und paßt niemandem von den Versammelten. Man kann doch nicht über diesem Völkerbund einen Frieden gefährden, der jedem dieser Staaten einen gewaltigen Beuteanteil eintragen soll. Dieser Präsident will seinen Bund, bevor die Welt verteilt ist, aber gerade das darf nicht geschehen. Als Instrument des „Neubesitzes" mag der Völkerbund wohl angehen, wird er sogar gute Dienste leisten, wenn man es richtig anfängt. Da platzt in die Überlegung der anderen das Temperament Lloyd Georges. Rundheraus fragt er Wilson, ob er glaube, daß man mit einer so schwierigen Angelegenheit wie dem Völkerbund in etwa zehn Tagen zu Ende gelangen werde? Und da Wilson dieser Meinung ist, versichert Lloyd George, blitzschnell die Lage erfassend, in liebenswürdigem Tone, unter diesen Umständen werde man alle anderen Fragen zurückstellen und ganz nach den Wünschen des Herrn Präsidenten von Amerika verfahren.
Von nun an tritt die Kommission für Völkerbundangelegenheiten in Funktion. Auch der Tiger muß schnaubend nachgeben. Aber sogleich benutzt er die Gelegenheit, den Völkerbund zu einem französischen Machtinstrument auszugestalten. Und setzt ganz beiläufig hinter dem Rücken Wilsons seine politischen Wünsche zur Knebelung Deutschlands durch.
Am 14. Februar 1919 glaubt sich der Präsident von USA. am Ziel, denn an diesem Tage wird die Völkerbundssatzung mit einer Mehrheit von vierzehn Nationen angenommen. Die schweren Sturmzeichen, die sich in den vergangenen Monaten gezeigt haben, die annektionistischen Bestrebungen Frankreichs, der englische Kolonialhunger, Fochs Kriegspläne sind in dieser glücklichen Stunde, wie Herr Wilson glaubt, so gut wie vergessen. Und der Völkerbund ist da. „Dieser Krieg", so führt Wilson in einer Ansprache aus, „hat furchtbare, aber auch sehr schöne Folgen gezeitigt. Die Welt ist sich, mehr denn je zuvor, der Majestät des Rechtes bewußt geworden. Miasmen des Mißtrauens und der Intrigen sind fortgefegt. Die Menschen sehen einander ins Antlitz und sagen: Wir sind Brüder und haben ein gemeinsames Ziel! Wir ahnten es früher nicht, aber jetzt geben wir uns Rechenschaft darüber. Und hier ist unser Pakt der Verbrüderung und Freundschaft."
Daö war des Liberalismus klarste Prägung, wenn man nur die ideologische Fassade sieht. Nicht minder klar präsentierten die Hinterfront dieses weltanschaulichen Gebäudes Frankreich und England, mit Vorliebe auf eine liberalistische Geste bedacht, bei der man dafür Sorge getragen, daß sie der alliierten Politik nicht gefährlich werden konnte. Jetzt sollte der große Wilson ruhig abreisen, um den Amerikanern beglückt von seinem großen Werk zu berichten. Würden sie nicht, so bedenkt Lloyd George mit wissendem Herzen, sich an eine gewisse Monroedoktrin erinnern, jenen feierlichen Grundsatz, daß Amerika den Amerikanern gehört, und daß es an den Geschicken anderer Erdteile uninteressiert bleiben will? Gewiß hat der Professor, wie der Krieg bewies, diese Regel durchbrochen, aber das war schließlich „Business" — Geschäft. Unmöglich konnte es im Interesse der Amerikaner liegen, sich auch ferner mit dem Hexenkessel Europa abzugeben, nachdem der große „Kreuzzug" gegen Germanien gewinnbringend vorübergegangen war.
Die Kanonen von Brest donnern Salut, als der „George Washington" die Anker lichtet, den Präsidenten an Bord. Triumphator dünkt er sich, Verkünder eines gerechten Friedens, und läßt doch nur ein Europa zurück, das aus tausend Wunden blutet. In Rußland werden Hekatomben von unschuldigen Menschen hingeschlachtet, in Deutschland rast der Bürgerkrieg über die Fluren, in allen großen und kleinen Nationen rührt es sich unheilverkündend. Italien will Fiume und mehr, die Polen gieren nach deutschem Land bis zur Spree, der Größenwahn der Tschechen feiert Orgien, Deutsch-Österreich kämpft verzweifelt um seine letzten Gebiete, und über den Rhein hinaus stößt Frankreich die Faust nach Deutschland hinein.
Um diese Zeit erteilt der englische Literat Bernard Shaw einige „Winke zur Friedenskonferenz". Er wird zum ersten Male sehr ernsthaft. Er ist natürlich für den Völkerbund, aber er weiß auch in aller Offenheit festzustellen:
„Wer die europäische Lage wirklich übersieht und die Geschichte des Krieges beherrscht — bis zum Waffenstillstand durste das ja keiner der Kriegführenden erlauben, aber jetzt können und sollen wir das alle tun — wird betroffen sein, wenn er Mister Wilsons Rede vom Januar 1918 (die Vierzehn Punkte) und ihre Erläuterung

vom 27. September noch einmal liest. Als diese Reden gehalten wurden, sah man in ihnen eine Anklage der Zentralmächte und die Forderung, sie sollten Bürgschaften für ihr künftiges gutes Betragen geben. Heute richten sie sich lediglich gegen Mister Wilsons eigene Verbündete. Man kann förmlich Mr. Balfour, Lord Grey, Lord Robert Cecil, Monsieur Pichon, Monsieur Poincare und Baron Sonnino hören, wie sie sagen: ‚Ich hoffe, Sie meinen nicht uns.' Und Mister Wilson, wie er, eingehüllt in sein berühmtes Lächeln, erwidert: ‚Sie sind zu bescheiden, meine Herren, ich meine Sie, und da die Zentralmächte jetzt erledigt sind, niemand sonst als Sie!'"
Shaw, der anscheinend um diese Zeit noch glaubt, daß Wilson sich durchsetzen kann, deckt in aller Kindlichkeit die Karten auf und liefert für seinen Teil einen wertvollen Beitrag, der die Deutschen über die wahren Vorgänge hinter den Kulissen der Konferenz ein wenig zu unterrichten vermag. Unglücklicherweise führt bei ihnen der Minister Matthias Erzberger, der schon den überstürzten Waffenstillstand auf dem Gewissen hat, auch in der Friedensfrage das große Wort und verkündet in seinem schwäbelnden Dialekt: „Wir müsse ebe alles zugebe..."
Dabei zeigen sich nach der Abreise des Präsidenten Gegensätze auch bei den Alliierten. Der Tiger sieht die Zeit gekommen, Frankreichs Ernte in die Scheuern zu bringen, ehe der Professor zum zweiten Male in Brest landet. Zwar liegt Clemenceau, von der Kugel eines Anarchisten getroffen, lange auf dem Krankenbett, aber seine Vitalität ist darum noch stärker geworden. Das „arme, leidende" Frankreich brauche „Sicherheit". Das hieß also: Besitz der Rheinlande, eine völlige Entwaffnung Deutschlands, Kontrolle seiner Fabriken und Gruben, Neuordnung des mitteleuropäischen Raumes unter französischer Hegemonie und - Reparationen!
Lloyd George erkennt die Gefahr wohl, die in solchen französischen Wünschen auch für England liegt. In seiner geschickten Art nimmt er den Kampf auf, indem er in einer längeren Denkschrift dem französischen Ministerpräsidenten die Friedensbedingungen umreißt, wie England sie sehen möchte. Bewußt geht Lloyd George darin weiter, als er es selbst möchte: er bietet Frankreich die Grenze von. 1814, also das gesamte linke Rheinufer an oder die Grenze von Elsaß-Lothringen und die Nutzung der Saargruben auf die Dauer von zehn Jahren. Unter allen Umständen ist er jedoch dagegen, daß etwa die Rheinprovinzen, wie es der sehnlichste Wunsch aller französischen Politiker und Militärs ist, von Deutschland getrennt werden. Er gesteht 50 v. H. der Reparationen allein den Franzosen zu. Aber dem Tiger ist auch das viel zu wenig, und in seiner groben, losschlagenden Art erteilt er England eine ablehnende Antwort. Doch Clemenceau hat sich verrechnet. Lloyd George antwortet mit bösem Spott und droht sogar, die Konferenz verlassen zu wollen. Der Tiger hat schlimme Tage, die um so unangenehmer sind, als inzwischen auch Wilson wieder in Paris eingetroffen ist, der zweifellos die Absicht hat, Lloyd George zu unterstützen. Zwar melden Telegramme aus Amerika, daß sich des Präsidenten Ansehen dort infolge seines Mangels an „realpolitischem" Sinn beträchtlich verschlechtert habe - die jüdische Geschäftswelt Amerikas wollte endlich Geld sehen, Summen in einer Höhe, die man weder aus Deutschland noch einem anderen Lande mit „Gerechtigkeit" herauspressen zu können glaubte — immerhin, leicht ist Wilson gerade jetzt nicht zu nehmen.
Da erreicht Clemenceau die Nachricht, daß Wilson infolge der Anstrengungen des Pariser Lebens ernstlich erkrankt sei und völlig apathisch in seinem Hotelzimmer sitze. Eine willkommene Gelegenheit, die der Tiger kurz entschlossen benutzt, um den kranken Präsidenten aufzusuchen und ihm die Pistole auf die Brust zu setzen, damit der müde Mann den französischen Gewaltplänen endlich zustimme.
Es kommt zu jener unglaublichen Szene vom 28. März 1919. Der Präsident beharrt zunächst auf seinem Willen, die Heilsbotschaft der Vierzehn Punkte innezuhalten. Da verläßt den Tiger alle Besinnung. Er stürzt sich wie ein Tollhäusler auf Wilson, packt ihn am Kragen, schüttelt ihn hin und her und schreit laut hinaus: „Boche! Boche!"
Wenn die französische Zensur auch den üblen Vorfall unterdrückt, so bleibt er doch der amerikanischen Presse nicht verborgen, und es wird gemeldet, daß ein französischer Staatsmann sich an dem Präsidenten von USA. vergriffen und ihn einen „Boche" genannt habe. Der Präsident aber fühlt sich zu matt und krank, als daß er den Franzosen und ihren Plänen noch ernstlich Widerstand zu leisten vermag. Sein Ansehen sinkt immer mehr in aller Welt.
Clemenceau ist ganz gebändigte Kraft; er weiß, daß die Stunde nur so gewonnen werden kann. Zwar hat er wegen des Auftritts seinen Rücktritt angeboten, und Wilson hat darauf befohlen, daß der „George Washington" nach Europa abzudampfen habe, damit er, der Präsident, wieder Heimreisen kann. Das würde den Verzicht Amerikas auf die Verantwortung für die Friedenskonferenz bedeuten, und Frankreich würde vor aller Welt als Störenfried dastehen. Deshalb lenkt Clemenceau ein. Sehr vorsichtig beginnt er mit der Saar, und nach längerer Verhandlung läßt Wilson sich dieses erste Zugeständnis entreißen: der Völkerbund wird den Franzosen auf fünfzehn Jahre das Saargebiet als Mandat übertragen. Bald folgt die Einwilligung für die Reparationen, für die weder ein Ende, noch eine bestimmte Summe vorgesehen werden. Auch mit dem Rheinland, meint Clemenceau listig, würde sich schließlich ein Ausweg finden lassen. So geht es Schritt für Schritt bis zur völligen Kapitulation vor dem französischen Machtwillen.
Nun also konnten die Deutschen kommen!

Die Deutschen haben zwar ihren Erzberger — der sich bis zuletzt als ein Fluch für das arme Land erweisen sollte —, doch ihr neuer Außenminister ist Graf v. Brockdorff-Rantzau, seinen demokratischen Ansichten nach durchaus Mann der neuen Zeit, die angeblich glückverheißend über den Völkern aufgegangen ist; anders auch wäre er den Novemberherren nicht genehm gewesen. Aber da ist doch noch ein Etwas, das den Außenminister vor einer schrankenlosen Hingabe an die liberalistische Idee hindert. Das steigt auf aus seinem alten Blut und liegt verankert in der hohen Kultur, die seines Wesens Kern ist und jede seiner Bewegungen diktiert. Es ist zutiefst ein Stück

nordischen Herrentums, das ihm später bei der Begegnung mit den brutalen Siegern für die Ehre seines verratenen Volkes schützend zur Seite stehen wird. Vielleicht auch ist dieser Graf, dessen zwingendem und klarem Wesen sich keiner, ohne den stärksten Eindruck davonzutragen, entziehen kann, schon nahe den Gefilden jenes echten Denkens, das weder die Masse noch das Einzelindividuum, ganz gleich, wie man diese Begriffe durch die schönen Worte verbrämt, sondern allein das Volk in seiner Gesamtheit als den gültigen Maßstab der politischen Dinge setzt. Jedenfalls besitzt das Deutschland von Versailles des Jahres 1919 in seinem Außenminister noch einen Aktivposten, dessen es sich nur würdig zeigen muß, um das Schlimmste zu verhüten.
Doch Clemenceau, der Tiger, ergeht sich schon in der Vorfreude seines großen Tages. Der Schwur, den er 1871 als junger Mensch zu Bordeaux geleistet hat, Rache zu nehmen an den Deutschen, der Greis mit dem Feuerkopf wird ihn jetzt einlösen. Diktatorisch läßt er nach Berlin kabeln:
„Der oberste Rat der alliierten und assoziierten Mächte hat beschlossen, die mit Vollmachten versehenen deutschen Delegierten für den 25. April abends nach Versailles einzuladen, um dort den von den alliierten und assoziierten Mächten festgesetzten Text der Friedenspräliminarien in Empfang zu nehmen. Die deutsche Regierung wird daher dringend gebeten, Zähl, Namen und Eigenschaft der Delegierten anzugeben, welche sie nach Versailles zu schicken beabsichtigt usw."
Diese Sprache ist nichts für Brockdorff-Rantzau und gleichmütig erteilt er die Antwort, er werde diese und jene Gesandten nach Versailles entsenden. „Sie werden begleitet sein von zwei Bürobeamten ... sowie zwei Kanzleidienern, den Herren Julius Schmidt und Niedeck..." Nun ist Clemenceau gezwungen einzulenken, und in wesentlich höflicherer Form ersucht er darum, daß wirklich voll Verhandlungsberechtigte entsandt werden. Brockdorff-Rantzau fordert zurück die Bewegungsfreiheit für diese Delegierten sowie freie Benutzung von Telegraph und Telephon zum Verkehr mit der deutschen Regierung. Im übrigen werde sich die Abreise noch hinausschieben.
„Also sie kommen doch!" frohlockt der Tiger und versichert in aller Form, die deutschen Delegierten könnten reisen, wann sie dazu bereit wären. Im übrigen werden die geäußerten Wünsche bewilligt. So kann endlich am 28. April 1919 Graf Brockdorff-Rantzau mit seiner Kommission, die im ganzen hundertundsechzig Personen zählt, Berlin in einem Sonderzug verlassen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der Allerweltsdiplomat und Minister Erzberger viel lieber an seiner Stelle die Führung der Delegation übernommen hätte und jederzeit für die Tätigkeit des Grafen ein abfälliges Urteil bereit hat. Brockdorff-Rantzau weiß, daß seine einzige Waffe jene Vierzehn Punkte des amerikanischen Präsidenten sind.
Unterdessen aber hat der amerikanische Präsident kapituliert und seine eigenen Grundsätze verraten. Brockdorff-Rantzau weiß zwar nichts von den Vorgängen, doch er kann alles vermuten, nachdem er den amerikanischen Oberst Conger gesprochen hat, der im Auftrage Wilsons nachts bei Duisburg den Zug der Friedensdelegation besteigt. Congers Mission ist äußerst kurz: er rät, den Friedensvertrag ohne weiteres zu unterschreiben, und weicht sofort aus, als Brockdorff-Rantzau von den Vierzehn Punkten sprechen will. Das besagt viel, wenn nicht alles. Dennoch beharrt der deutsche Minister: „Ich unterschreibe niemals etwas, was über des Präsidenten eigenen Vorschlag, dem auch die Alliierten zugestimmt haben, hinausgeht."
In der nächsten Nacht treffen die Deutschen in Versailles ein. Als Vertreter der französischen Regierung ist Oberst Henry am Bahnhof erschienen. In Kraftwagen, die mit Soldaten besetzt sind, geht der Weg in das „Hotel des Reservoirs". Jeder muß sein Gepäck selbst auf das Zimmer tragen, denn für die „Boches" rührt sich keine Hand. Schwerbewaffnete Wachen stehen am Hoteleingang und verstärken den Eindruck bei den Deutschen, daß sie hier wie Gefangene behandelt werden sollen. Später werden die strengen Bestimmungen etwas gemildert.
Sonst aber geschieht den Tag über nichts. Die Kommission hat also reichlich Zeit, ihr Rüstzeug an Argumenten und anderem Material zu ergänzen und aufzufüllen. Man weiß, daß der Gegner versuchen will, Deutschland die Schuld am Kriege zuzuschieben. Hierin steht der Außenminister zu Recht den Fallstrick, den man Deutschland zu legen gedenkt. Alles muß schon jetzt bereitgestellt werden und greifbar sein, wenn es zur Verhandlung kommt. Aber da ist der Punkt, der dem Grafen immer wieder bedenklich erscheint: Wenn es nur dazu kommt! Wenn die anderen sich nur auf eine solche Verhandlung einlassen wollen!
So vergehen die Tage unter banger Erwartung. Am 5. Mai dann meldet sich die Gegenseite und ladet zur Prüfung der Vollmachten ein. In der Annahme, Clemenceau werde der Zeremonie selbst beiwohnen, begleitet Brockdorff-Rantzau die Kommission bis in das Hotel Trianon. Der frühere französische Botschafter in Berlin, Jules Cambon, tritt ihm mit schlecht maskierter Verlegenheit entgegen. Sofort ist der deutsche Außenminister kühle Abweisung und stellt den Reichsjustizminister Dr. Landsberg, den Juden und Sozialdemokraten, als den Führer beim Austausch der Vollmachten vor. Er vermeidet geflissentlich jede weitere Beteiligung an der allerdings kurzen Verhandlung.
Zwei Tage später findet die denkwürdige Sitzung im Hotel Trianon-Palast zu Versailles statt, auf deren Tagesordnung nur der eine Punkt steht: „Mitteilung der Friedenspräliminarien an die deutschen Delegierten."
Das heißt „Diktat ohne Verhandlung". Noch bliebe der Ausweg, sofort abzureisen, aber das ist gleichbedeutend mit Fortsetzung des Krieges. Brockdorff-Rantzau beschließt, den Fehdehandschuh aufzunehmen und begibt sich kurz vor Beginn der dritten Nachmittagsstunde des 7. Mai 1919 an die Stätte, an der Deutschlands Versklavung proklamiert werden soll.

Ein schmaler Korridor führt in den Sitzungssaal, den die deutsche Delegation betritt. Voran der Außenminister, der sich leicht auf seinen Krückstock stützt. Mit seinen kühlen, klugen Augen in dem jetzt blassen Gesicht sieht er erhaben hinweg über den großen Theaterdonner, mit dem Clemenceau die Stunde der Vergeltung, seine Stunde, ausgeschmückt hat. Der Raum ist voller Menschen. Übereifrige Zuschauer klettern auf Tische und Stühle, um sich den großen Augenblick besser einprägen zu können. Unbeirrt von dieser feindseligen Neugierde schreitet Brockdorff-Rantzau langsam weiter auf jene Stuhlreihen zu, darauf die Vertreter der Nationen Platz genommen haben, die sich hier vermessen, als eine Art Weltgerichtshof über Deutschland zu beschließen.
Ihr Sprecher ist nur einer. Nicht Wilson, der Heilsapostel aus Amerika, der längst vor den harten Gesetzen der Welt, denen er eine Utopie entgegenstellen wollte, kapituliert hat. Sprecher ist Clemenceau, Repräsentant seiner ganzen ehrsüchtigen, imperialistischen Nation. Zwischen Wilson und Lloyd George erhebt sich jetzt seine gedrungene Gestalt mit dem eckigen, brutalen Gesicht und dem düsteren, oft so unbeherrschten Augenblitzen darin. Ein Mann steht am Ziel seiner Wünsche und dünkt sich der Retter seines Volkes, wie er es einst als Jüngling geschworen. „Sie haben uns den Krieg aufgedrungen", schreit Clemenceau den Deutschen entgegen. „Es wird dafür gesorgt werden, daß nicht ein zweiter Krieg in dieser Form entstehen kann. Die Stunde der Abrechnung ist da..."
Unbeweglich hört der deutsche Außenminister. Sein Auge streift Wilsons zusammengesunkene Gestalt. Abwesend und feindselig gibt der amerikanische Präsident den Blick zurück. Also ist das Schlimmste eingetreten, der Gegner ist einig oder vielmehr, er hat sich dem französischen Machtwillen gefügt. Während sich diese Erkenntnis in das Hirn des Außenministers hämmert, bleibt Brockdorff-Rantzau unbeweglich auf seinem Platze und sinnt weiter: „Noch braucht nichts verloren zu sein, wenn wir nicht nachgeben!" Und als Clemenceau geendet hat, erhebt er sich energisch und fordert: „Ich bitte ums Wort!"
Irgendwie fleht Clemenceau die Wirkung seiner Stunde, die niemandem anders gehören soll, schon jetzt als gefährdet an. „Erst die Übersetzer zu meiner Rede", ruft er mit einem kreischenden Ton in der Stimme. Brockdorff-Rantzau setzt sich gelassen wieder.
Man hat ihm das „Buch des Friedens", wie der französische Ministerpräsident das grauenhafteste Diktat aller Zeiten genannt hat, überreicht. Der deutsche Außenminister legt den schweren weißen Band vor sich hin, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen, packt wie unabsichtlich seine schwarzen Handschuhe darüber und verlangt halblaut: „Die große Rede!"
Für den Fall, daß der französische Ministerpräsident jene Formen der Höflichkeit bewahrt hätte, die auch dem Besiegten noch zustehen, hat der deutsche Außenminister einen anderen Text bereitgestellt: er kommt nun nicht mehr in Frage. Für einen flüchtigen Augenblick erhebt sich Graf Brockdorff-Rantzau, in Haltung und Gebühren nicht wie der Vertreter eines geknebelten Volkes, das eine liberalistische Welt mit aller Unwahrhaftigkeit und den Mitteln übelster Spiegelfechterei zu ewigem Helotendasein verurteilen will, sondern erhaben steht der Graf, ganz Abwehr, kühl und irgendwie überlegen. Dann setzt er sich wieder und spricht. Schon nach seinen ersten Worten ergreift den Tiger Unruhe, und er behauptet, die Übersetzer schlecht zu verstehen. Man holt die Dolmetscher näher heran; unbeirrt spricht der deutsche Außenminister weiter:
„Wir wissen, daß die Gewalt der deutschen Waffen gebrochen ist. Wir kennen die Macht des Hasses, der uns hier entgegentritt, und wir haben die leidenschaftliche. Forderung gehört, daß die Sieger uns zugleich als Überwundene zahlen lassen und als Schuldige bestrafen wollen. Es wird von uns verlangt, daß wir uns als die allein Schuldigen am Kriege bekennen; ein solches Bekenntnis nun wäre in meinem Munde eine Lüge."
Da steht das Wort, klar und eindeutig, heftig spricht Clemenceau auf Wilson und Lloyd George ein; es ist kein Zweifel, die Initiative liegt nun wieder bei den Deutschen.
„Keiner von uns", so fährt Brockdorff-Rantzau fort „wird behaupten wollen, daß das Unheil seinen Lauf erst in dem verhängnisvollen Augenblick begann, als der Thronfolger Österreich-Ungarns den Mörderhänden zum Opfer fiel. In den letzten fünfzig Jahren hat der Imperialismus aller Staaten die internationale Lage chronisch vergiftet. Die russische Mobilmachung nahm den Staatsmännern die Möglichkeit der Heilung und gab die Entscheidung in die Hand der militärischen Gewalten. Das Maß der Schuld aller Beteiligten kann nur eine unparteiische Untersuchung feststellen, eine neutrale Kommission, vor der alle Hauptpersonen der Tragödie zu Worte kommen, der alle Archive geöffnet werden. Wir haben eine solche Untersuchung gefordert, und wir wiederholen diese Forderung!"
Rührt jetzt kein Blitzstrahl an Herz und Verstand des Apostels Wilson, muß er nicht diese einzige Gelegenheit wahrnehmen, um noch einmal und in lauterer Gerechtigkeit den Schiedsrichter zu spielen? Aber der amerikanische Präsident ist lediglich entrüstet, daß diese Deutschen jetzt noch auf einer Untersuchung beharren, obwohl er schon entschieden hat. Auf dem Katheder seiner Universität hat er niemals einen Widerspruch zu ertragen gehabt; auch aus dem Apostelforum, auf das er vom Judentum gestellt worden ist, wird er einen solchen nicht dulden. Nur Lloyd George ist nachdenklich geworden und besinnt sich auf jenen alten englischen Grundsatz, auf dem Festland keine Macht zu dulden, die über die anderen ein fortdauerndes Übergewicht besitzt. Wenn diese Deutschen wirklich hart bleiben sollten, vielleicht würde England ihnen helfen — um sich selbst zu dienen...
Nach seiner Rede erhebt sich der deutsche Außenminister und verläßt mit den Seinen den Saal. Der Kampf um den Friedenspakt hebt jetzt in Wahrheit erst an, für den Graf Brockdorff-Rantzau seine besten Kräfte bereit hält. Aber er ist schon von vornherein verloren, und auch Lloyd George wird keine Gelegenheit mehr finden, dem französischen Rivalen den Rang abzulaufen, weil Deutschland einen — Erzberger besitzt.

Der deutsche Außenminister hat recht erkannt, daß die Frage der Kriegsschuld, die Deutschland ungeteilt auf sich nehmen soll, entscheidend werden muß. Gelingt es, dieses Bekenntnis zu Fall zu bringen, so ist die Gelegenheit gekommen, den ganzen Vertrag anzufechten, der in seinen meisten und wichtigsten Punkten aus dieser moralischen Kriegsschuld, die die Deutschen anerkennen sollen, entwickelt ist. Der deutsche Außenminister arbeitet also fieberhaft mit seinen Unterkommissionen, um Satz für Satz die feindlichen Anschuldigungen zu widerlegen, so wie er es in seiner großen Rede vor der Versammlung der Nationen schon festgestellt hat. Mit Berlin steht Brockdorff-Rantzau in dauernder Verbindung, aber seltsamerweise findet er gerade in der wichtigen Kriegsschuldfrage bei der Novemberregierung nur ein halbes Ohr. Denn Erzberger ist bereits am Werk.
Am 29. Mai überreicht die deutsche Delegation der Friedenskonferenz ihre Vorschläge, unter denen sich ein Antrag auf Untersuchung der internationalen Schuldfrage befindet. Besonders hierauf will Brockdorff-Rantzau unter keinen Umständen verzichten. Am 17. Juni läßt der französische Ministerpräsident die Deutschen wissen, daß nunmehr die endgültigen Mitteilungen über den Friedensvertrag vorlägen. Brockdorff-Rantzau entsendet den Ministerialdirektor Dr. Simons zur Entgegennahme, aber die Zugeständnisse entpuppen sich als Nichtigkeiten. Noch also besitzt die Gegenseite die Nerven, so urteilt der deutsche Außenminister, und es kommt demnach darauf an, selber hart zu bleiben. Am gleichen Abend teilt er daher mit, daß er mit seiner Delegation abreisen und sich an den Sitz der deutschen Nationalversammlung in Weimar begeben werde.

Dort starrte man auf das inzwischen im Wortlaut bekanntgewordene Versailler Diktat, welches in 440 Artikeln die Verpflichtungen enthält, die Deutschland zu übernehmen hat. Die wichtigsten Bedingungen seien hier folgendermaßen zusammengefaßt:
Teil 1 enthält die Bestimmung über den „Pakt der Gesellschaft der Nationen" (Völkerbund), der von den alliierten und assoziierten Staaten gebildet wurde. Die Aufnahme Deutschlands sollte nur mit Zweidrittelmehrheit erfolgen können.
Teil 2 beschäftigt sich mit den neuen Grenzen Deutschlands. Danach werden abgetrennt: Moresnet, die Kreise Eupen-Malmedy (letztere nach Volksbefragung, die aber unter dem Druck der Besetzung stattfand) an Belgien, Elsaß-Lothringen ohne Abstimmung an Frankreich, fast ganz Westpreußen und große Gebiete von Pommern an Polen (Trennung Ostpreußens vom Reich durch den „Korridor"), die Provinz Posen und Teile von Oberschlesien ebenfalls an Polen, Teile von Schlesien (Hultschiner Ländchen) an die Tschechoslowakei, das Memelgebiet zur Verfügung der Alliierten, Danzig als „Freie Stadt Danzig", sämtliche Kolonien an den Völkerbund, Nordschleswig an Dänemark. Damit sind ohne die Kolonien 70000 qkm Landes dem Reich genommen mit 6,5 Millionen Einwohnern.
In Teil 3, der die politischen Bestimmungen über Europa enthält, wird 50 km östlich des Rheins eine neutrale Zone festgelegt, in der Deutschland weder militärische Streitkräfte noch Festungen unterhalten darf. Ferner wird die Stellung des Saargebietes unter die Oberhoheit des Völkerbundes auf die Dauer von 15 Jahren verfügt. Frankreich erhält Verwaltung und Nutznieß der Kohlengruben an der Saar. Nach 15 Jahren soll sich die Bevölkerung des Saargebietes durch Abstimmung entscheiden, zu welchem Lande sie fortan gehören will. Falls sie den Anschluß an das Deutsche Reich wünscht, so hat dieses die Kohlengruben von Frankreich in Gold zurückzukaufen. Dieser Teil enthält ferner die Anerkennung der Unabhängigkeit einzelner neugeschaffener Staaten, bestimmt weiter die Zerstörung der Befestigungen und Häfen auf Helgoland sowie die Verzichtleistung auf die Vorteile aus den Friedensverträgen von Brest-Litowsk und Bukarest.
Nach Teil 4 hat Deutschland auf alle Kolonien wie sämtliche Rechte in China, Siam, Marokko und Ägypten zu verzichten. Der koloniale Gebietsverlust Deutschlands beträgt 2954905 qkm mit nahezu 15 Millionen Einwohner.
In Teil 5 sind die Bestimmungen über Land-, See- und Luftftreitkräfte enthalten. Beschränkung der Armee auf 100000 Mann ab 1. April 1920. Auslösung des Großen Generalstabes, der Kriegsakademie, der Militärschulen usw. Herabsetzung der Munition und Waffenbestände. Auslieferung des übrigen Kriegsmaterials, Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht, Errichtung der Reichswehr unter den bekannten Bedingungen, Herabsetzung der Streitkräfte zur See.
In Teil 6 wird die Auslieferung der deutschen Kriegsgefangenen bis nach Inkrafttreten des Vertrages verschoben.
Teil 7 enthält die Strafbestimmungen und das Auslieferungsbegehren hinsichtlich der Heerführer, einer Anzahl von Offizieren und U-Boot-Kommandanten, Ministern und des Kaisers an die Entente zur Aburteilung vor den feindlichen Gerichten.
Teil 8 bezeichnet Deutschland und seine Verbündeten als die Urheber des Krieges und fordert Wiedergutmachung der Schäden durch Sachlieferungen, wie sie in einem solchen Umfange bisher nicht dagewesen sind. An Zahlungen hat Deutschland sofort 40 Milliarden Mark zu leisten, bis zum 1. Mai 1921 weitere 20 Milliarden Mark, bis 1926 abermals 40 Milliarden Mark, zu tilgen durch in Gold zahlbare Schuldverschreibungen. Außerdem wird die Auslieferung der deutschen Handelsflotte bestimmt.
In Teil 9 wird — über die Bestimmungen in Teil 8 hinaus — die Festsetzung aller Zahlungen (Reparationen), über deren endgültige Höhe eine Bestimmung nicht getroffen worden ist, einem interalliierten Ausschuß übertragen, der bis zum 1. Mai 1921 Deutschland seine Beschlüsse mitzuteilen hat. Das Reich trägt sämtliche Unterhaltskosten der Besatzungsarmee.

Nach wirtschaftlichen Bestimmungen in Teil 10, solchen über die Luftschiffahrt in Teil 11, über die Binnenverkehrswege in Teil 12, Arbeitsregelung in Teil 13, werden in Teil 14 die „Sicherheiten für die Ausführungen des Versailler Diktats" gefordert: Die Besetzung des Rheinlandes auf 15 Jahre ab 10. Januar 1920. Bei pünktlicher Vertragserfüllung ist der Brückenkopf Köln nach 5 Jahren, Koblenz nach 10 und Mainz und Kehl nach 15 Jahren zu räumen. Schließlich enthält Teil 15 die Bestimmung, daß Deutschland im voraus die zwischen seinen ehemaligen Verbündeten und den Alliierten zu schließenden Verträge anzuerkennen habe.

Nichts war von dem Programm Wilsons geblieben. An Stelle der Freiheit der Meere trat die Verbannung der deutschen Schiffe von den Gewässern der Welt, trat sogar der Raub der deutschen Handelsflotte. Statt Beseitigung der wirtschaftlichen Schranken wurden Maßnahmen getroffen, die Deutschland alle Absatzmärkte nahmen und die ihm statt des unparteiischen Ausgleiches kolonialer Ansprüche die Kolonien einfach raubten. Das Reich zwar wurde völlig entwaffnet und kraftlos gemacht, die Siegerstaaten dagegen rüsteten um so mehr. Denn nur so war es möglich, weit über die Wiedergutmachung der eigentlichen Kriegsschäden hinauszugehen und Deutschland mit einer fortgesetzten Kette von Erpressungen zu drangsalieren, nachdem man ihm große und wichtige Gebietsteile einfach entrissen hatte, ungeachtet des von Wilson gegebenen Versprechens, daß Provinzen nicht verschachert werden dürften und jede territoriale Regelung im Interesse der betroffenen Bevölkerung erfolgen solle.
Unter glattem Bruch dieser Vereinbarungen, die zur Waffenniederlegung Deutschlands geführt haben, unter Lügen, Ränken und Drohungen sollte diesem Volk ein Diktat auferlegt werden, das an Härte und Grausamkeit in der Geschichte seinesgleichen sucht.

In Weimar aber hat der Tiger Clemenceau schon längst seine Augen und Ohren. Der französische Geschäftsträger in Berlin, Haguenin, und der französische Professor Hesnard, ein Germanist und voll der deutschen Sprache mächtig, sie beide sind äußerst rührig in Deutschland und gewinnen dort nebenbei auch die Freundschaft des Herrn Ministers Matthias Erzberger. Voller Beglückung genießt der Allerweltspolitiker, der in dieser Zeit tiefster deutscher Schmach sich in Weimar amüsiert und in ein Gästebuch die Worte schreibt: „Erst mach dei Sach, dann trink und lach!", die Bekanntschaft der beiden gelehrten Herren. Durch sie stellt Erzberger die Verbindung her, mittels deren er das an sich schon morsche Nervensystem der deutschen Regierung mit immer mehr Unterwerfungswillen füllt. Darum findet Brockdorff-Rantzau bei seiner Ankunft in Weimar eine hoffnungslose Stimmung auf den Regierungsbänken vor.
Vom 19. Juni 1919 ab ist es die in aller Welt gestellte Frage: „Werden die Deutschen unterzeichnen?" — Eine Erklärung über die Bereitwilligkeit hierzu steht noch aus. Statt ihrer gelangt die Kunde von dem Emporbranden einer nationalen Welle im Reich zu den Regierungen der Siegerstaaten. Man wird nervös im Ausland. Nur der Tiger bleibt ruhig, denn er verläßt sich auf seine Emissäre Haguenin und Hesnard.
Indes legt der deutsche Außenminister vor dem Kabinett eindeutig seine Ansicht fest: „Die nächsten zwei bis drei Monate können schwer werden, aber die Unterzeichnung dieses Friedens bedeutet eine schleichende Krankheit, an der das Volk zugrunde gehen muß."
Sehr verwundert stellt er fest, daß nur ein drückendes Schweigen ihm antwortet, bis dann Matthias Erzberger in beweglicher Quecksilbrigkeit die Lage an sich reißt. Brockdorff-Rantzau geht hinaus, durchschreitet stundenlang den Park und wird schließlich noch einmal gerufen. Er bleibt fest. Aber schon um diese Zeit weiß er, daß das Spiel verloren ist; die Uneinigkeit im deutschen Kabinett ist dank Erzberger den Feinden längst bekannt, und damit ist der Haupttrumpf seiner Hand entwunden.
Die Frage, ob ein militärischer Widerstand noch möglich sei, wird eingehend geprüft. Der Generalfeldmarschall von Hindenburg bejaht dies für den Osten und stellt es berechtigterweise für die Westgrenze in Frage. Gewiß will andererseits Marschall Foch lieber heute als morgen einmarschieren, aber da sind noch die Engländer, ist womöglich noch einmal der amerikanische Präsident, der Foch und das Militär nicht liebt. Fest bleiben und sich auf jene in diesem Zeitabschnitt letzte und ehrliche nationale Willenswelle stützen, die das zusammengebrochene deutsche Volk durchflutet!
Man weiß heute, daß selbst die Franzosen eine Zeitlang schwankend geworden sind. Ihre Zensur hat jede Mitteilung, die über einen erwachten Widerstandswillen in Deutschland berichtet, zunächst verboten. Und da treffen bei Clemenceau auch schon gewisse, sehr zuverlässige Nachrichten ein: „Wie wir die Dinge sehen, werden die Deutschen unterschreiben!" kabeln die Herren Haguenin und Hesnard nach Paris. Die Franzosen sehen Erzberger, und sie sehen nur zu recht. Das Trauerspiel geht zu Ende.
Es ist der 22. Juni 1919. Wohl versucht die deutsche Nationalversammlung wenigstens um die Ehrenpunkte, die Auslieferung der Heerführer und der sogenannten Kriegsverbrecher, einen verzweifelten Kampf zu fechten. Aber Erzberger hat seine Parteien, das Zentrum und die in dessen Schlepptau segelnden Sozialdemokraten, schon mit dem Antrag vorgeschickt: „Die Nationalversammlung ist mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages einverstanden!" Auf den Bänken der Rechten, die längst vom liberalistischen Gift zersetzt sind, werden zwar wilde Widersprüche laut, aber es bleibt nur Spiegelfechterei. Und wieder telegraphiert Haguenin, soeben von seinem nach Weimar entsandten Beauftragten Hesnard benachrichtigt, aus dem Hotel Adlon in Berlin an den Tiger, diesmal mit voller Bestimmtheit: „Sie werden unterzeichnen. Bedingungslos. Nicht nachgeben."

So geschah es. Schweigend trat Graf Brockdorff-Rantzau von seinem Amte zurück. Die Nationalversammlung unterwarf sich dem Willen Erzbergers und dem der Sieger.

Am 28. Juni 1919 ging dann der Vorhang nieder über der deutschen Tragödie, aus der schließlich einer ganzen Welt das Unheil entsprang. Der sozialdemokratische Außenminister Hermann Müller und der Juftizminister Dr. Bell, aus dem Schoße der Erzberger-Partei, dem Zentrum, vollzogen zu Versailles die Unterschrift unter das Schanddokument. Paris versank im Freudentaumel und ließ Feuerwerk springen zum Zeichen dessen, daß der alte Napoleon-Traum von neuem erfüllt war.
In Deutschland gingen die Fahnen auf halbmast, und eine Zeit des Leides hob an, das durch die tiefsten Tiefen führte, bis zuletzt auch die anderen Staaten erfahren sollten, daß niemand ungestraft die Gesetze der Natur verletzt. Aus dem utopischen Wahn des amerikanischen Professors war der französische Gewaltfriede geworden, und Wilson selbst blieb ein vom Schicksal gezeichneter Mann. Denn der amerikanische Senat lehnte das Friedenswerk ab, das der Präsident von USA. unterzeichnet hatte. Am 3. Februar 1924 starb Woodrow Wilson, einsam und ungeliebt, an Paralyse. Er starb im Wahnsinn, wie das Werk seines Hirnes sich als eine Wahnsinnstat erweisen sollte.
Deutschland aber ist seit jenen Juni-Tagen einen schweren Weg gegangen, den Weg des Leides, den es gehen mußte, weil es derer nicht achtete und jene nicht hörte, die es warnten. An ihrer Spitze stand damals schon zu München, verfemt und geächtet vom roten Novembertum und den Liberalsten aller Schattierungen als eindringlichster Rufer im Streite um die Ehre seines Landes: Adolf Hitler! Unter seiner Führung bedurfte es 14 Jahre des Kampfes, damit das deutsche Volk sich darauf besann, daß Elend und Armut in unserem Lande nur einen Grund haben: Versailles!

Wer Großes will muß sich zusammenraffen: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Goethe.

Rhein und Ruhr
von
Hans Henning Freiherr Grote

Der blutige rote Aufstand im Ruhrgebiet ist unmittelbar durch jene Generalstreikparole ausgelöst worden, die von der Novemberregierung anläßlich des Kapp-Putsches herausgegeben wurde. Im März 1920 wurde dadurch eines der wichtigsten Wirtschaftsgebiete des Reiches vorübergehend in die Hand der Bolschewisten gebracht und die Gefahr einer deutschen Räterepublik nach Moskauer Muster in allernächste Nähe gerückt. In seinen Wurzeln reicht dieser Aufruhr bis in die Kriegszeit zurück. Zeitabschnitte wie der August 1916, Januar und März 1917 sowie die Monate Januar, Februar und August 1918 sind in den Annalen der deutschen Kriegsgeschichte als Streikperioden verzeichnet.
Während das deutsche Heer an den Fronten rang und der Endsieg noch keineswegs aussichtslos erschien, traten Jugendliche und Drückeberger an der Ruhr, verhetzt von marxistischer: Elementen aller Schattierungen, in den Streik und fügten dem kriegführenden Reich einen Schaden zu, den man in seinen Ausmaßen und in seiner Bedeutung für die Kriegslage niemals endgültig einschätzen können wird. Als dann durch die Revolte vom 9. November, die sich dank dem jämmerlichen Abgänge der kaiserlichen Regierung den pomphaften Namen „Revolution" beilegte, die Mehrheitssozialisten und Unabhängigen Sozialdemokraten zur Macht gelangten, beruhigten sich die Aufstandswellen im Gebiet an der Ruhr keineswegs. Den Himmel auf Erden hatte man der Arbeiterschaft versprochen, die aber doch sehr bald erkennen mußte, daß sie im Grunde nur den ehrgeizigen Parteiführern der Sozialdemokratie zu Pfründen verhelfen hatte! Blutige Erhebungen im Februar und April 1919 waren die Folge. Seitdem kam das Ruhrgebiet nicht mehr zur Ruhe...
In dieser Zeit machte der ehemalige Gewerkschaftssekretär und sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Karl Severing zum ersten Male von sich reden. Er, der später an dem Opfertode des nationalsozialistischen Freiheitshelden Albert Leo Schlageter nicht völlig unschuldig geblieben ist, wurde von der Reichsregierung und gleichzeitig von der Preußenregierung zum „Reichs- und Staatskommissar" für das Unruhegebiet ernannt und hatte im Befehlsbereich des 7. Armeekorps auf Grund des für den rheinischen Teil des Ruhrgebietes verhängten Belagerungszustandes „im Zusammenarbeiten mit dem Kommandierenden General alle militärischen und politischen Maßnahmen" zu treffen.
Kommandeur dieses Armeekorps war Generalleutnant Freiherr v. Watter, in der Folge der Bundesgenosse, zugleich aber auch Gegenspieler Severings, dieses Marxisten, den es innerlich weit mehr zu den Mordbanden des Spartakus als zu den braven Soldaten zog, die für eine ungeliebte Regierung deshalb ihre Pflicht taten, weil es um das Reichsganze ging. Obwohl die Ernennung Severings schon am 18. Juni 1919 erfolgt war, hatte er es bis zur Jahreswende nicht vermocht, Herr der äußerst heiklen Situation zu werden. Flammen des Aufruhrs, die hier und da im Ruhrgebiet immer wieder emporschlugen, zeigten an, wie stark der Brand unter der Oberfläche fortschwelte.
In diese Atmosphäre traf die Generalstreikparole der aus Berlin vor Kapp Hals über Kopf geflüchteten Novembermänner wie ein Blitz. Die Anhänger der Kommunisten, Unabhängigen und Mehrheitssozialisten, in Todfeindschaft zu Kapp, aber in großen Teilen nicht minder feindlich der Regierung Ebert-Noske, schlossen sich zu aktivem Vorgehen zusammen. Die drei Parteileitungen gaben sogar ein gemeinsames Flugblatt heraus:
„Erringung der politischen Macht durch die Diktatur des Proletariats bis zum Siege des Sozialismus, auf der Grundlage des Rätesystems. Um dieses Ziel zu erreichen, rufen die unterzeichneten sozialistischen Parteien alle Arbeiter, Beamten und Angestellten auf, am Montag, dem 15. März 1920, geschlossen in den Generalstreik zu treten."

Damit waren die Dinge unter der Ägide Severings gefährlich weit gediehen. Aber nicht er und die Mehrheitssozialisten, so sehr sie auch als Anstifter des kommenden Blutbades zu gelten haben, blieben Führer des Aufruhrs, sondern dazu schwangen sich, gut vorbereitet und nur auf diese Gelegenheit wartend, in fieberhafter Eile Kommune und Spartakisten auf.
Doch wenn jemals die Geschichte das Urteil zu fällen hat, wer die Schuld an dem vergossenen Bruderblut im Ruhrgebiet von 1920 trägt, so wird sie verzeichnen, daß zwar der Kapp-Putsch diesen Aufstand auslöste, daß aber die Schuld selber zum allergrößten Teil die Mehrheitssozialdemokratie trifft, die in der Novemberregierung das bestimmende Wort sprach. Die Generalstreikparole, herausgegeben ohne Rücksicht auf das Allgemeinwohl, im Bangen um die Futterkrippe und das eigene Ich, machte eine monatelange Entwicklung reif und legalisierte damit gleichsam die Erhebung der Kommunisten.
Der Kommandierende General der schwachen militärischen Kräfte innerhalb des Ruhrgebietes, Freiherr v. Watter, sah sich in diesen Tagen vor eine außergewöhnlich schwierige Aufgabe gestellt. Eben noch von der Ebert-Regierung beauftragt, gemeinsam mit dem Reichskommissar Severing gegen jeden Streik vorzugehen, geriet er in eine geradezu unmögliche Situation, als die gleiche Regierung sich mit der Anarchie verband, aber schließlich doch wünschte, daß der als notwendiges Übel angesehene deutsche Soldat die rote Gefahr bekämpfte. Watter, vorerst ohne jede Nachricht aus dem Berlin der Kapp-Tage, sah sich mit seiner Truppe als einzigen Garanten für Ruhe und Ordnung innerhalb seines Bereiches an und trat jedem Umsturzversuch entgegen. Denn weder Kapp noch Ebert

konnten jetzt die Faktoren sein, von denen sein Handeln letztlich bestimmt wurde, sondern allein das Wohl des deutschen Volkes und der ihm unterstellten Truppe, jener alten Kämpfer des Weltkrieges, seiner Kameraden, die ungeachtet aller Schmähungen auch jetzt wieder bereit standen, ihr Leben für die Sicherheit des Reiches in die Schanze zu schlagen. Und er, der alte erfahrene Truppenführer, wußte nur zu gut, was er tat, als er jenen Aufruf erließ; denn es war keine Zeit mehr zu Reden, Erklärungen und Verhandlungen, sondern die Tat allein konnte noch helfen.
Die Alarmnachrichten häuften sich. Schon am 15. März hatten bolschewistische Elemente, unter denen sich, hetzend und schürend, viele Russen befanden, in der Grube Prinzregent bei Bochum die Belegschaft herausgeholt und jeden mit Erschießen bedroht, der wieder einfahren wollte. In der Zeche Karl Friedrich entging der Betriebssichrer nur wie durch ein Wunder dem Tode. Bei Buer und Gladbeck traten die Arbeiter der Zechen Bergmannsglück und Scholven in den Ausstand. In Solingen bildete sich ein roter Aktionsausschuß, und in Dortmund stürmte eine fanatisierte Menge das Gefängnis und befreite den dort befindlichen Kommunistenführer Weinberg. Die ersten Schüsse fielen, und bald fraß sich der Brand unwiderstehlich weiter. Vielerorts wurde die Rätediktatur ausgerufen. In einer Versammlung. prahlten die Aufrührer: „Wir müssen es in Deutschland zwei Jahre hindurch so halten wie in Rußland, dann werden wir wie im Himmel leben". In Duisburg gab es am 15. März nicht weniger als vierzehn Tote und achtzig Verwundete. Da sah sich Herr Severing genötigt, den Belagerungszustand auch über den westfälischen Teil des Gebietes zu verhängen. Dennoch sammelten sich jetzt an verschiedenen Orten die ersten bewaffneten Horden und wie aus dem Nichts geschaffen entstand die Rote Armee.

Ihr Geburtstag ist der 14. März 1920, als zu Ickern beschlossen wurde, die ersten roten Bataillone zu bilden. Das wirkte wie ein Fanal, und schon einen Tag darauf schlug der bis dahin völlig unbekannte Anarchist Josef Ernst vor, die Stadt Hagen zur provisorischen Zentralstelle für das gesamte Industriegebiet zu erwählen. In einer Versammlung unter freiem Himmel fand dieser Plan einstimmige Annahme, und das Unglück wollte es, daß zugleich mitten in der Kundgebung die Nachricht eintraf, in Wetter sei eine Abteilung des Freikorps Lichtschlag ausgeladen worden und bedrohe die dortigen Arbeiter.
In Wahrheit befand sich um jene Zeit ein Teil dieser Truppe, die Batterie des Hauptmanns Hasenclever, die infolge Eisenbahnstreiks von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten war, schon im Hexenkessel der Roten. Als die Hagener, mit den Waffen niedergemachter Polizeiwachen versorgt, auf requirierten Autos nach Wetter gefahren waren und sich mit ihren Genossen verbunden hatten, da waren es Tausende, die von den umliegenden Höhen die nur 117 Mann starke und völlig wehrlose Batterie beschossen. Die Geschütze waren noch nicht ausgeladen und andere Waffen besaßen die Soldaten nicht. Vierundsechzig Mann, darunter der Hauptmann, fanden den Tod. Die übrigen Kanoniere wurden gefangengenommen, wie Vieh zusammengetrieben und grausam mißhandelt. In einem engen Gang des Bahnhofs trieb man vierzig Mann zusammen und schoß dann einfach wahllos hinein. Nach den Verwundeten wurde darauf ein Wettschießen veranstaltet, bei dem sich Weiber in scheußlichster Weise hervortaten. Es war eine asiatische Hölle, die hier über altem deutschen Boden ihre Pforten errichtet und geöffnet hatte...
Bei Herdecke trugen die Noten ihren zweiten Erfolg davon. Dort mußte Hauptmann Lange sich mit seinem Bataillon gegen eine Übermacht von 10000 Mann ergeben. Neben der moralischen Stärkung, die die Kommunisten auf diese Weise erfuhren, gelangte auch eine Unzahl von Material in ihre Hände, darunter Maschinengewehre, Geschütze und Minenwerfer. Der Grundstock für die Rote Armee war nun auch hinsichtlich der Bewaffnung gelegt.
Erst jetzt fing der Reichskommissar Severing an, zu begreifen, daß die Erhebung im Ruhrgebiet keineswegs dem Schutze der von Kapp gestürzten Regierung galt, sondern allein der Errichtung einer Rätediktatur. Eine Tatsache, die er bei einigermaßen gutem Willen schon am 14. März hätte erkennen müssen. Aber auch jetzt dachte er noch nicht daran, wirksame Gegenmaßnahmen zu ergreifen und die Truppen des Generals v. Walter verstärken zu lasten. Seinem Zögern, das sich allein aus der inneren Wesensverwandtschaft mit dem revolutionären Marxismus erklärt, ist es zuzuschreiben, daß der Aufstand einen solchen Umfang annehmen konnte.
Am 15. März begann der Kampf der Roten gegen Dortmund. Zwei Tage darauf fiel die Stadt, und die Reste des dort befindlichen Korps Lichtschlag wurden gefangengenommen und massakriert. Wieder erbeuteten die Roten zahlreiche Waffen, darunter auch zwei Panzerautos und einen Panzerzug, bestehend aus einer Lokomotive und vier Wagen. Die Abgesandten Sowjetrußlands im Ruhrgebiet, namentlich der Jude Israel Konierski, frohlockten und trieben zum weiteren Vormarsch an. Schon früher hatte Konierski erklärt: „Sobald der Bolschewistenaufstand ausbricht, bin ich der erste, der sich an die Spitze stellt!" Er tat das allerdings erst, nachdem das wenige Militär vernichtet worden war, behielt aber diese Reihenfolge für die Zukunft bei und verschwand als erster, als die Rote Armee zusammenbrach. In Dortmund hatten sich bereits die Roten in einer Stärke von 10000 bis 12000 Mann am Kampfe beteiligt.
Dem Fall von Dortmund folgte die Überrumpelung von Hamm, Ahlen und Beckum; bis über die Lippe hinaus schob sich der aufrührerische Haufen vor und errichtete in jeder Ortschaft neue Aushebungsbüros, die für Vermehrung und Ersatz zu sorgen hatten. Der Hauptvorstoß aber richtete sich nach Westen. Am 18. März wurden bei Stoppenberg etwa siebzig Mann der Essener Sicherheitswehr unter Hauptmann Bredt von dreitausend Roten umzingelt und nach tapferer Gegenwehr vollständig aufgerieben. Der Weg nach Essen war somit frei, und schon am nächsten Tage spielten sich am dortigen Schlacht- und Viehhof greuliche Szenen ab. Während der

Oberbürgermeister Dr. Luther noch mit einem Führer der Aufständischen wegen Übergabe der Stadt verhandelte, wurden die Zugangsstraßen zum Rathaus von den Roten blockiert; bald darauf fielen Post und Polizeipräsidium in ihre Hände. „Alles, was hier ist, wird kaltgemacht!" Das war der bestialische Schlachtruf der Roten, die kein Maß mehr kannten und gegen Wehrlose ihre Wut austobten. Die sogenannten „Krankenschwestern" der Roten Armee — später von dieser selbst als schlimmes Übel empfunden — taten sich dabei besonders übel hervor. Kein Wunder schließlich, wenn man weiß, daß zum Beispiel das ganze Duisburger Bordell in den Roten Sanitätsdienst eingetreten war.
Die schlimmsten Bluttaten ereigneten sich am Wasserturm in Essen, dessen Besatzung aus etwa vierzig Mann bestand. Bis zum Nachmittag des 18. März hielten sich diese tapferen Leute. Aber als sie, einem Übereinkommen zwischen Stadt und Roter Armee gemäß, den Turm übergaben, da hielten die Roten sich nicht an die getroffenen Abmachungen, sondern machten die Soldaten nach fürchterlichen Quälereien nieder. Augenzeugen der Schreckensszenen haben diesen Anblick nie verwinden können.

Die nach Berlin zurückgekehrte Ebert-Regierung sah diesen Vorgängen gelassen zu. Als es einem Mitglied des Magistrates in Essen gelungen war, nach Berlin durchzukommen, um dort persönlich zu berichten, erklärte der Pressechef der Reichsregierung, diese habe an der Verbreitung solcher Greuelnachrichten kein Interesse und halte sie für unglaubwürdig. Auch habe die „Frankfurter Zeitung" darüber noch nichts geschrieben! Man wollte also abwarten, was das mächtigste Blatt der Judenschaft zu den Vorgängen zu sagen hatte, und verließ sich lieber auf die lügnerischen „Bulletins" der Roten, die verkündeten: „Die Reichswehrtruppen verlassen fluchtartig das Ruhrgebiet. In den eingenommenen Städten herrschen überall Ruhe und musterhafte Ordnung."
Was man unter Ruhe und musterhafter Ordnung verstand, bezeugt ein Bericht unter tausenden über die Zerstörung des Schlosses Syten bei Haltern:
„Eine Bande wurde durch die andere abgelöst. ‚Rote Gardisten', die unvermeidlichen Matrosen und als Krankenschwestern verkleidete Dirnen. Ein jeder stahl, raubte und plünderte. Eine Kolonne, die sich ‚Vollzugsausschuß Recklinghausen' nannte, erbrach den Schreibtisch, nahm alles Geld, räumte die Speisekammer aus; andere öffneten die Schränke, nahmen Kleider, Mäntel, Schuhe und Vorhänge. Türen splitterten, Schränke krachten. Nackte Weiber standen vor den Kleiderschränken und probierten die Kleider an. Auf den Fluren und in den Fremdenzimmern lag eine Horde von mehr als hundert Menschen, darunter etwa vierzig ‚Krankenschwestern', Männer und Weiber, sinnlos betrunken. Eine ‚Schwester' versammelte die Dienstboten und sagte: Mädchen! Von heute ab seid ihr keine Dienstboten mehr, ihr seid Fräuleins! Wir werden auch für euch kämpfen, für eure Befreiung aus der Knechtschaft!' Eine halbe Stunde darauf sah die ‚Fräuleinschaft' so aus: keine Uhr, keine Brosche, nicht einmal die Wäsche hatte man den Mädchen gelassen!"
Es war aus dem Aufstand ein roter Massenmord wie in Rußland geworden, ein wilder Diebes- und Beutezug, der vor nichts Haltmachte und zu einer geradezu sinnlosen Zerstörung führte. Längst hatte sich die Mehrheit der verführten Arbeiterschaft von diesem widerlichen Treiben abgewendet. Aber die Gefängnisse waren sämtlich geöffnet worden, und gemeinsam mit der Hefe des Volkes trieben ausländische Verbrecher im Ruhrgebiet ihr Handwerk. Vorläufig ungestraft.
Denn der Reichskommissar Severing — von der Berliner Regierung gar nicht zu reden — glaubte noch immer, abwarten zu müssen. So geschah es, daß auch die rheinischen Teile des Industriegebietes von den schwachen Truppen geräumt werden mußten und die Rote Armee das „Herz Deutschlands" in Händen hielt, um im ganzen Lande ein Schreckensregiment zu errichten. Nur unter schwersten Verlusten gelang der Abmarsch der Truppe. Ein Angehöriger des Regimentes 61, das in der Nacht vom 19. zum 20.März Düsseldorf verließ, schrieb damals:
„Das Regiment erhielt abends kurz vor zehn Uhr den Befehl, noch in derselben Nacht um drei Uhr nach Wesel abzurücken. Der Marsch ging über Kaiserswerth, Duisburg auf Ackerfähre nordwestlich von Duisburg. Da sich hier inzwischen bewaffnete Verbrecher zum Angriff sammelten, wurde bei Ruhrort und Meiderich abgebogen, um über Aldenrade auf Dinslaken zu marschieren. Als schon die Nachhut bis Ackerfähre gelangt war, erhielt ihr Führer die Meldung, daß sämtliche nachkommenden Lastautos in Duisburg von bewaffneten Arbeitern mit Infanterie- und Maschinengewehrfeuer überfallen worden seien. Die Truppen, der Nachhut kehrten sofort zurück, um ihren bedrängten Kameraden zu helfen; kaum aber waren sie in der Höhe des Kaiserbogens angelangt, als sie starkes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer aus der Flanke erhielten. Nachdem es gelungen war, die bedrängten Kameraden zum Teil zu befreien, und nachdem man unter ständigem Schützenfeuer aus Häusern, Hecken und Sträuchern den Anschluß an die Haupttruppe wieder erreicht hatte, stellte der nun folgende Marsch nach Alsum — Aldenrade wohl mit das Beispielloseste dar, was selbst alte Soldaten mitgemacht hatten. Auf die Truppe wurde andauernd aus Häusern und Kellerluken geschossen, so daß sie in kleine Teile zersplitterte, die nur unter ständigen Kämpfen vorwärts kamen und häufig Fahrzeuge und Pferde zurücklassen mußten. Die Verluste auf diesem Marsch waren groß. Mit tiefstem Schmerz hatte das Regiment den Auftakt zum Bruderkrieg als unabwendbare Tatsache vor Augen geführt bekommen."
Doch der Herr Reichskommissar Severing glaubte noch immer an eine friedliche Beilegung des Aufruhrs, der mit jedem Tage seinen Urhebern neue billige Erfolge brachte. Severing hielt es für wichtiger, vorläufig ohne Reichswehr auszukommen und lud die Führer der roten Räuberbanden am 23. März zu Verhandlungen ein. Severing hat diese

sogenannte „Bielefelder Besprechung" in seiner Erinnerungsschrift, die selbst der unvoreingenommenste Kenner der Verhältnisse nur als Entschuldigungsschrift bezeichnen kann, besonders hervorgehoben und so hingestellt, als sei sie der Anfang zur Befreiung der Ruhr vom roten Joch gewesen. Das Gegenteil ist leider der Fall.
Denn um die damals in Bielefeld getroffenen Abmachungen kümmerte sich die Rote Armee nicht einen Pfifferling, vor allem nicht um das von den Aufständischen gegebene Versprechen, bis südlich der Lippe zurückzugehen. Für diesen Fall war ihnen zugesagt worden, daß die Reichswehr nicht einmarschieren würde. Im Widerspruch zu den Vereinbarungen, zu deren Abschluß Severing einen Vertreter v. Watters wohlweislich nicht hinzugezogen hatte, wartete man jedoch bis zum 3. April. So lange ging das Chaos im Ruhrgebiet weiter, und die Roten gewannen Zeit, ihre eigenen Streitkräfte zu vermehren.
Schon am Tage nach dem Bielefelder Abkommen wurde von den Roten die Übergabe der Festung Wesel gefordert. Sie drohten mit Beschießung durch schwere Artillerie und richteten in der Tat ihre Geschütze auf Wesel, als das Ansinnen der Übergabe zurückgewiesen wurde. Bei den anschließenden Kämpfen um die Festung kam es zur Bildung von regelrechten Fronten und zu einem erbitterten Stellungskrieg, der mit dem des Weltkrieges oft eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte. Heftiges Maschinengewehrfeuer knatterte über das Gelände, dumpf krachten die Einschläge schwerer Minen, und Granaten explodierten mit scharfem, reißendem Knall. Tagelang tobte der Artilleriekampf. Die Roten schossen mit 15-cm-Geschützen, während die weißen Wölkchen über ihren Gräben anzeigten, daß die Reichswehr hauptsächlich Schrappnells verwendete. Die Regierungstruppen hatten an der Festung, die noch über einen großen Vorrat an Munition verfügte, einen starken Rückhalt. So war es ein Glück, daß es den tapfer und zäh kämpfenden Soldaten trotz ihrer zahlenmäßigen Schwäche gelang, die Festung Wesel als Operationsbasis zu erhalten. Denn von hier aus konnte später der Vormarsch zur Befreiung des gequälten Ruhrgebietes am besten durchgeführt werden.
Aber so weit war es vorläufig noch nicht. Zwar hatte General v. Watter Ende März Truppenverstärkungen erhalten und diese bis ins letzte für den Angriff vorbereitet, doch die Regierung zögerte noch immer, energische Maßnahmen zu ergreifen. Sie achtete weniger auf die beschwörenden Worte Watters „Stark sein und bleiben!", sondern lieh mehr den Einflüsterungen Severings ihr Ohr. Nach wie vor zeigte sich Severing zu Verhandlungen bereit. Obwohl das Bielefelder Abkommen von der vereinigten Linken in keinem seiner Teile befolgt worden war, ließ sich die Regierung am 28. März 1919 zur Fortführung dieser Verhandlungen herbei. Es kam zu der sogenannten „Vollsitzung der Vollzugsräte von Rheinland und Westfalen", die jedoch in ein so wirres Streiten ausartete, daß sich die Regierung endlich zu einem Ultimatum entschließen mußte. Sie verlangte Anerkennung der verfassungsmäßigen Staatsautorität, Wiedereinsetzung der staatlichen Verwaltungs- und Sicherheitsorgane, sofortige Auflösung der Roten Armee, völlige Entwaffnung der gesamten Bevölkerung und sofortige Freigabe der Gefangenen.
Auf dieses Ultimatum war die Antwort des inzwischen gebildeten Zentralrates, dem die Führung der Roten Armee oblag, eine erneute Aufforderung zum Generalstreik. Außerdem aber bekamen diese Verräter am deutschen Volke es fertig, zwei Abgesandte zu den Besatzungsbehörden der Entente nach Köln zu schicken, mit der Bitte, die Entente möge den drohenden Einmarsch der Reichswehr verhindern. Die Folgen dieses Verrates sollten sich später zeigen.
Vorläufig stieg im Innern des Reiches die rote Hetze zu höchster Blüte. Trotz alledem vermochte sich die Regierung zu einem energischen Vorgehen nicht zu entschließen; auch dann nicht, als das Ultimatum abgelaufen war, ohne daß auch nur ein einziges Gewehr abgeliefert wurde. Stattdessen wurde Herr Severing zum Preußischen Innenminister ernannt und ihm das Militär auch in operativer Hinsicht unterstellt, eine Maßnahme, die Severing selbst mit den Worten begründete: „Im Hinblick auf die politische Gesamtlage und die vielen politischen Unbegreiflichkeiten des Militärs sei das zivile Augenmaß und die zivile Umgangsform bitter notwendig geworden."
Hierzu wird die Geschichte festzustellen haben, daß die Unbegreiflichkeiten ganz zweifellos auf feiten der zivilen Regierung, insbesondere ihres Beauftragten Severing, gelegen haben und nicht auf feiten der Reichswehr, die lange genug Gewehr bei Fuß gestanden hatte und der Verhetzung ausgesetzt war, während der Gegner Zeit gewann, sich mit allen Mitteln zu verstärken.
Obwohl die roten Haufen sich von Tag zu Tag wilder gebärdeten, raubend, mordend und brandschatzend durch die blühenden Städte des größten deutschen Industriereviers zogen, nahm Severing am 31. März in Münster noch einmal die Verhandlungen auf, deren Abschluß er später als „den Frieden von Münster" bezeichnete. Indes zeigt der weitere Ablauf der Ruhrtragödie, daß man in Münster alles andere erreicht hatte, nur keinen Frieden. Zwar gaben die Roten jetzt sogar das feste Versprechen, die geforderte Waffenabgabe vorzunehmen, dachten aber nicht daran, ihr Versprechen zu halten, sondern griffen am 31. März auf der Straße Dinslaken — Friedrichsfelde von neuem an. Unter schweren Verlusten wurden sie abgewiesen, wiederholten den Versuch aber bereits am 2. April.
Nun packte die Reichswehr selber zu. Sie drang bis in die Gegend von Dinslaken vor. Dabei entwickelte sich eine ausgesprochene Artillerieschlacht, in deren Brennpunkt das Waldschlößchen von Walsum lag. Im Zuge dieser Aktion konnten Dinslaken, Dorsten und Hamm vom roten Terror befreit werden.
Die Bürgerschaft der Stadt Recklinghausen, die von den Kommunisten besonders schwer gepeinigt worden war, hatte mehrfach Abgesandte zur Reichswehr geschickt, die dringend um Hilfe baten. Sie berichteten, daß einige der öffentlichen Gebäude Recklinghausens von dm Aufrührern völlig zerstört worden waren. Mit Handgranaten und Bomben hatten sie auch das Postamt so übel zugerichtet, daß der Fernsprechverkehr in der Stadt unterbrochen war.

Auch sonst machten die Zustände, wie sie in sittlicher und krimineller Hinsicht geschildert wurden, den sofortigen Entsatz Recklinghausens notwendig.
Die Brigade Vaupel drang auf diese Stadt vor und hatte dabei in Haltern starke Abteilungen der Roten zu überwinden; es gelang ihr aber, am Abend des 1. April in Recklinghausen unter dem Jubel der befreiten Bevölkerung einzuziehen. General v. Matter erhielt ein Danktelegramm der Stadtbehörde für die tatkräftige Hilfe. Noch in der Nacht konnte die Vorhut der Regierungstruppen über das Weichbild von Recklinghausen hinaus vorgehen und dabei auch Hüls befreien.
Zur gleichen Zeit marschierte General v. Epp von Hamm aus, die Schützengräben der Roten nördlich und südlich umfassend, gegen das von ihnen besetzte Pelkum vor. Die Einnahme der Stadt gelang unter blutigen Verlusten auf beiden Seiten; die Rote Armee zählte allein über 200 Tote und mehr als 200 Verwundete.
Zu einem rücksichtslosen Einsatz der staatlichen Machtmittel war es damit aber noch nicht gekommen. Die Aktion war nur als örtlicher Vorstoß anzusehen. Unter dem Druck der Ereignisse mußte Severing endlich zugeben, daß mit Verhandlungen nichts mehr zu erreichen war. Selbst der „Vorwärts", der den Aufstand später als „Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" gefeiert hat, mußte in den letzten Märztagen betrübt gestehen: „Im großen und ganzen herrscht die Anarchie, und darunter muß die ganze Bevölkerung auf das allerschwerste leiden. Es wird höchste Zeit, daß dem Unglück im Ruhrgebiet Einhalt geboten wird." Das war eine Ansicht, die General v. Watter schon lange vertreten hatte. Für ihn kam jetzt der Moment, in dem er endlich freie Hand erhielt: Die Regierung machte ihn von den allzu engen Bindungen mit Severing frei und erteilte ihm den Befehl zum Vormarsch. Zwar versuchte sie, das völlige Versagen ihrer Maßnahmen, die ja letzten Endes nichts anderes waren, als ein Versagen der marxistischen Theorie an sich, dadurch zu beschönigen, daß sie den Einsatz der Truppen als eine Art Polizeiaktion gegenüber Elementen hinstellte, die mit keiner politischen Partei etwas zu tun hätten. Aber damit wurde nicht aus der Welt geschafft, daß diese Elemente, bislang die Hauptträger des marxistischen Gedankengutes, durch Hetze und Generalstreikparole der Regierungsmitglieder verführt und dadurch erst zu ihrer Handlungsweise getrieben worden waren. Als Schuld der Regierung ist es daher anzusehen, daß im Ruhrgebiet viel kostbares Blut geflossen war und nun in einem für Deutschland ganz unerhörtem Strome weiterfließen mußte, weil die Krise, die jetzt durch das Schwert bereinigt werden sollte, niemals einen solchen Höhepunkt erreicht hätte, wenn die Reichswehr rechtzeitig eingesetzt worden wäre. Ihr — dies sei erwähnt — wurde für den Einzug ins Ruhrgebiet befohlen, die Reichsflagge zu entfalten. Allein, es ist verständlich, daß die empörten Soldaten es ablehnten, das Symbol des Zauderns und der Unentschlossenheit, die schwarzrotgoldene Fahne, bei ihrem Vormarsch mit sich zu führen, der am 3. April 1920 begann.

Aus Wesel traten das zweite und dritte Bataillon des Schützenregimentes 61 an. Schon am späten Nachmittag ist Duisburg erreicht, dann liegen die Bataillone vor Oberhausen. Die Roten wehren sich mit verzweifelter Wut aus der Zeche Westende in Duisburg-Laar heraus, die einer kleinen, feuerspeienden Festung gleicht. Aber auch nachdem die Kanonen der Reichswehr diese Bastion niedergetrommelt haben, wird der Weg nach Oberhausen noch nicht frei. Wieder sammeln sich die Roten zu hartnäckigem Widerstand, und erst am Abend rückt die Reichswehr auch in diese Stadt ein.
Bei Bottrop kämpfte, aus dem Grenzschutz in Oberschlesien herbeigezogen, die freiwillige Marinebrigade Loewenfeld. Eine Haubitzbatterie gehörte zu ihr, die unter Führung des Leutnants Schlageter stand. Er, der heldenhaft sich schon vor Riga geschlagen und später starb, ein Märtyrer für Deutschlands Freiheit und Ehre, er zeigte sich auch hier als mutiger Frontsoldat, voller Umsicht und Entschlossenheit.
Als die Sturmkolonnen Loewenfelds sich festrannten vor den Maschinengewehren der Roten, da ließ er seine Batterie im Chausseegraben abprotzen; ein schwieriges Manöver mit den unbehilflichen Geschützen, das aber schließlich doch gelang. Gedeckt gegen das feindliche Infanteriefeuer, brüllten dann die Haubitzen Schlageters auf, bis die gegnerische Front zusammenbrach.
Mit diesen ersten Erfolgen brachten Reichswehr und Freiwilligentruppen panisches Entsetzen in die Reihen der Marodeure. Eilig verlegte die Führung der Noten Armee ihren Sitz von Essen nach Barmen, nicht ohne vorher alle Kassen geplündert zu haben, deren man habhaft werden konnte. Ein Beispiel, das allenthalben die eifrigsten Nachahmer fand. Aber das nicht allein. Je deutlicher die Roten das Ende ihrer Schreckensherrschaft kommen sahen, desto mehr häuften sich Morde und Schändungen. Von allen Seiten kamen Hilferufe an die Reichswehr: aus Mülheim, Schwerte, Essen, Bottrop und Dortmund.
Vor Mülheim hatten die Roten Schützengräben ausgehoben und verteidigten sich einen Tag hindurch gegen die mit außerordentlicher Energie vorgehende Gruppe Kabisch, der es erst nach heißem Straßenkampf gelang, die Stadt endgültig in die Hand zu bekommen. Das war am 5. April.
Aber noch einmal gruppierte sich die Rote Armee zum letzten Hauptwiderstand um Dortmund. Aus einer Reihe fortschreitender Gefechte entwickelte sich eine Schlacht mit Minenwerfern und schwerem Geschütz, bis die Roten den Kampf einfach abbrachen und die Flucht ergriffen, weil die Marodeure ihren Anführern den Gehorsam verweigerten. Als dann die Reichswehr am 6. April in Dortmund einzog, mußte sie erkennen, daß hier die Lage besonders ernst gewesen war. Kennzeichnend hierfür ist eine Rede, in welcher der Oberbürgermeister Dortmunds, Eichhoff, den Dank der Stadt für die Befreiung aussprach und hierbei u. a. sagte: „Es drohte das Chaos. Da gewann

in allen Schichten der Bevölkerung die Überzeugung breitesten Boden, daß nur die Reichswehr imstande sein werde, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen; sogar der Kommunistenführer Weinberg hat das Kommen der Reichswehr für durchaus notwendig erklärt."
Nach übereinstimmenden Berichten ist diese Äußerung des Kommunistenführers, der zur Wiederherstellung geordneter Zustände seinen größten Feind, die Reichswehr, herbeiwünschte, zu einer Zeit gefallen, als Herr Severing den Einsatz der Truppe zum Schaden der Nation in lauwarmer Unentschlossenheit hinauszögerte. Immerhin bleibt dieser Ausspruch ein beredtes Zeugnis dafür, wohin zuletzt kommunistische Revolten führen: zur völligen Auflösung, zu Mord und Brand, dem Kampf aller gegen alle, zu einem Chaos, geboren aus einem konsequenten Nihilismus, der Weisheit des Nichts!
Die Einnahme von Dortmund setzte die Truppe in die Lage, nunmehr auch mit der Säuberung des Restgebietes zu beginnen und den Vormarsch gegen Wetter und Witten bis hinauf zu dem Ausgangspunkt des roten Schreckens, der Stadt Hagen, fortzusetzen. Lange tobte vor Essen der Kampf. Über der rauchgeschwärzten Industriestadt, über Schloten und Türmen braute sich der Pulverdampf der Schlacht zu düsterem Gewölk, und in das Heulen der Granaten, in das Helle Aufpeitschen der Infanteriegeschosse mischte sich das Wehklagen der Verwundeten. Grube um Grube, Fabrik um Fabrik wurden genommen in hartem Kampf, der am 7. April mit der Besetzung sein Ende fand.
Ein Aufatmen ging durch die Bevölkerung. Nicht nur im bürgerlichen Lager, das in seiner Resignation fast nichts gegen die Roten zu unternehmen vermocht hatte, sondern auch bis weit hinein in die Kreise der Arbeiterschaft war der Jubel groß. Doch bald, einige Tage nur später, machten Freude und Begeisterung einer gedrückten Stimmung Platz. Das Gerücht lief um Und fand seine Bestätigung, daß die Regierung mit Rücksicht auf die „politische Lage" die Absicht hege, die Reichswehr aus den Hauptindustriezentren, also auch aus Essen, zurückzuziehen.
Mit diesem Plan trug sich besonders Severing aus einem für ihn sehr triftigen Grunde. Die völlig verfehlte Politik der Regierung, ihre geradezu verbrecherische Haltung nach außen, namentlich in der Frage des Versailler Diktates und dessen Folgen, sowie ferner die chaotischen Zustände im Innern hatten Neuwahlen erforderlich gemacht. Daß dem gerade jetzt so sein mußte, lag begründet in der ganzen Abwegigkeit und Ziellosigkeit des demokratischen Parlamentarismus im allgemeinen und der egoistischen Hemmungslosigkeit seiner Träger im besonderen. Herr Severing nämlich stand mit seinen Gesinnungsgenossen in der Regierung vor der nicht sehr angenehmen Notwendigkeit, für sich und die anderen Parteiführer der Sozialdemokratie Stimmung zu machen, wollte man bei den Wahlen nicht eine schwere Einbuße an Mandaten erleiden. Der ständig zunehmende radikale Teil unter den sozialdemokratischen Anhängern konnte im Verein mit den Kommunisten durchaus berechtigt darauf verweisen, daß die Regierung noch keinen ihrer fundamentalen marxistischen Grundsätze verwirklicht habe, und daß sie im Gegenteil überall dort, wo man aktiv die Dinge in diesem Sinne zu wandeln bestrebt war, auf Arbeiter schießen lasse.
Gewiß übersah man dabei die völlige Unmöglichkeit, das marxistische Gedankengut in die Praxis umzusetzen; aber was mehr denn 70 Jahre gepredigt worden war, das ließ sich nicht mit einem Luftzug aus den Köpfen jener Menschen fegen, die von den Männern ihrer Wahl eine dem Marxismus radikal entsprechende Haltung verlangten und nicht wollten, daß diese Funktionäre auf ihrem Thron wie Spottgeburten aus bürgerlichem Unvermögen und sozialistischer Spielerei saßen.
Zu den letzteren aber gehörte Severing. Klug genug, die zahlreichen Irrtümer der marxistischen Lehre zu erkennen, fehlte es ihm doch an Mut, Ehrlichkeit und Energie — kurz, an Charakter, die Dinge — wie etwa sein bisheriger Parteifreund August Winnig - beim rechten Namen zu nennen. Vielmehr erblickte er seine Aufgabe darin, im Zuge einer ebenso gerissenen wie treulosen Schaukelpolitik die eigene Position zu sichern. Und dabei war ihm jetzt die Reichswehr, ohne die er kläglich in das Nichts, aus dem er gekommen, schon lange zurückgesunken wäre, recht unangenehm im Wege. Setzte daher nun auch ein an Infamie kaum zu überbietender Lügenfeldzug gegen die Soldaten ein, arbeitete man vor allem mit der einfach haltlosen Behauptung, daß die Roten an der Verwirklichung des „Friedens von Münster" nur durch den Einmarsch der Reichswehr gehindert worden seien, so wurden auf der anderen Seite doch mehr und mehr Stimmen laut, welche dem tapferen Verhalten der Reichswehr die redlich verdiente Anerkennung zollten. 249 Tote, 705 Verwundete und 123 Vermißte hatte die Truppe verloren.
Angesichts dieser Verluste sprach sogar der Mehrheitssozialist Rohde aus Recklinghausen die Worte aus: „Unser Dank an die Reichswehr wird darin bestehen, daß wir im bürgerlichen und politischen Leben dafür eintreten, daß die Wünsche der Truppe, soweit sie als berechtigt anerkannt werden müssen, Erfüllung finden."
Das waren Worte, die zwar den ersten innerlichen Schritt eines Marxisten in eine ihm neue Welt bedeuteten, für den Minister Severing jedoch keinen Wohlklang besaßen. Nicht nur vom Weltanschaulichen, sondern mehr noch vom Persönlichen her. Denn er, der in unheilvoller Tätigkeit an den Schwätzertischen zu Bielefeld und Münster den Vormarsch der Truppe unendlich erschwert hatte, er beanspruchte den Ruhm des Befreiers für sich und neidete der Reichswehr sogar den geringsten Anteil daran, besonders dem obersten Führer dieses Befreiungskorps, Generalleutnant v. Watter. Severing brachte das später in einem Buch, das er spielerisch „Im Wetter und Watterwinkel" genannt und in dem er die Taten der Reichswehr und ihre Verluste mit keinem Wort anerkannt hat, wie folgt zum Ausdruck: „Alles, was der General vom 13. März an getan, erschien jetzt wie eine einzige Kette von Mißgriffen!"

Demgegenüber gebieten Ehre und geschichtliche Wahrheit die Feststellung, daß der General v. Watter taktisch, strategisch, politisch und menschlich Hervorragendes geleistet und eine ganz außerordentlich schwierige Situation mit Klugheit, Umsicht und Energie, also durch Eigenschaften gemeistert hat, wie sie bei preußischen Offizieren und Heerführern zwar nahezu selbstverständlich sind, bei den Regierenden jener Zeit aber nicht einmal in den Anfängen zu finden waren. Der General v. Watter wird von Deutschen mit Stolz noch genannt werden, wenn der Name Severings im Bücherwerk der Geschichte längst verblaßt und begraben ist.
Diese Klärung des Sachverhaltes war gerechterweise erforderlich. Sie zeigt aber auch, wie sehr es Severing, da er sich bei seiner Propaganda gegen die gesamte Reichswehr ins eigene Fleisch zu schneiden begann, darauf ankam, nun wenigstens den Führer der mit ihm arbeitenden Truppenverbände zu beseitigen. Er tat das, obwohl die Kämpfe an der Ruhr noch immer nicht völlig aufgehört hatten.
Im Bergischen Land und auch in der Gegend von Velbert und Neviges hatten sich die Reste der zersprengten Roten Armee gesammelt und wußten sich im Schutze der Ententetruppen sicher, mit denen sie geheime Verbindungen unterhielten. So blieb ein Gefahrenherd vorhanden, aus dem jederzeit wieder neues Unheil entspringen konnte. Watter verlangte pflichtgemäß im Interesse der Bevölkerung die Ermächtigung, nunmehr auch südlich der Ruhr die Ordnung wiederherstellen zu dürfen. War man in Berlin auch anfangs geneigt, diesem Verlangen zu entsprechen, so wurde man doch anderen Sinnes, als Severing die Forderung erhob, ihm den General wieder in operativer Hinsicht zu unterstellen und Watter allmählich sämtliche Vollmachten zu nehmen. Dem kam die Regierung nach und versuchte, den General zu einer Puppe in den Händen Severings zu machen. Es kam, was kommen mußte und worauf Severing gerechnet hatte: Watter erbat und erhielt seine Entlassung.
Eines seiner besten Führer beraubt stand nun der freiwillige Soldat Deutschlands nach kurzen Abschlußkämpfen am Ende einer traurigen Episode im deutschen Bruderkriege jener Zeit. Nicht alle der Streiter verblieben im Heer, viele gingen über zum politischen Kampfe, getragen von einer Idee, die immer wieder in Blut geboren, dereinst auch jene beherrschen sollte, gegen die man ins Feld gezogen. Denn früher als andere reichten Männer aus Zechen und Gruben, reichten Männer im Ehrenkleid der Arbeit die Hand dem Soldaten, weil sie, bewußter von Tag zu Tag, erkannten, daß zur Befreiung aus Fron und Knechtschaft sie einen mußte jenes Ziel, das zutiefst nichts anderes ist als: Deutschland!

Erster Trommelruf
von
Thor Goote

Als im April 1919 der bolschewistische Terror in München wütete und die Stadt an der Isar zum Tollhaus machte, als zu Hunderten dort die Menschen hingeschlachtet wurden und das jüdische Schreckensregiment der Leviné-Niessen, Toller, Axelrod und Mühsam nach Befestigung seiner Macht trachtete, da entstand die Frage, welche der in München liegenden Truppen sich den roten Gewalten zur Verfügung stellen würden.

In der Kaserne des ehemals Kgl. Bayer. Infanterie-Regiments Nr. 2 schwirren tausend Stimmen durcheinander. Zigarrenrauch schwebt träge über den Köpfen der Soldaten, es riecht nach schlechtem Pfeifentabak, schalem Bier. „Herhören, Kameraden!" Einer steigt auf den Stuhl, ein Feldwebel. „Wir haben jetzt eine Räteregierung", ruft er, „und da sind wir aufgefordert worden, uns zur Verfügung zu stellen..."
„Bravo!" schreien sie von allen Seiten.
Aber der Feldwebel läßt sich nicht beirren auf seinem Stuhl. „Herrschaften, das kommt doch gar nicht in Frage!" beruhigt er und setzt alle seine Gründe auseinander, warum sie nicht Soldaten des Bolschewismus sein dürfen. Manchmal versteht man ihn sogar.
Aber die meisten sind gegen den Feldwebel. „Geh doch gleich ab zum Millibauer!" brüllen sie dazwischen. „Weg mit dem Kadavergehorsam!" — Doch er redet weiter. - Pfiffe schrillen. „Nieder mit den Eisnermördern! An die Laterne mit dieser Junkerbrut! Wir Zweier machen mit!"
Trotzdem greifen sie ihn nicht an, denn der Feldwebel Schüßler schreibt eine harte Handschrift, wenn's drauf ankommt. Sie blinzeln in den Rauch, schlürfen aus den grauen Krügen. Und da steht auf einmal ein anderer auf dem Stuhl. „Kameraden!" ruft er, „wir sind doch keine Revolutionsgarde für diese hergelaufenen Juden!"
Sie recken die Köpfe. Hinten widerspricht einer, aber der Mann im abgetragenen feldgrauen Rock läßt sich nicht unterbrechen. Eigentlich spricht er nicht, wie man das sonst gewöhnt ist. Er hat eine seltsam brüchige Stimme und macht dabei den Eindruck, als kämpfe er. In ihm flammt etwas, das sich auf alle überträgt, mögen sie sich noch so sehr dagegen sträuben. Und auf einmal herrscht Stille, als nun der Mann ruft: „Feldwebel Schüßler hat ganz recht, wenn er vorschlägt, daß wir neutral bleiben!"
Da antworten einige laut: „Recht hat er!" Andere klatschen, und wieder andere hauen mit den Bierkrügen auf die Tischplatten. „Was die sich einbilden, die Räte! Wir — und den Juden ihre Stiefelputzer?"
Darauf ergibt die Abstimmung tatsächlich, daß das Ersatz-Bataillon des 2. Bayerischen Infanterie-Regiments sich nicht den Räten zur Verfügung stellt.
Als sich die tausend Soldaten zerstreuen, tritt der unbekannte Mann zu Vizefeldwebel Schüßler: „Wir haben beide das gleiche Ziel! Wir müssen zusammenarbeiten!"
Schüßler sieht ihn an. Das ist der gleiche Mann im abgeschabten Waffenrock mit dem E.K.1, der ihm schon früher auf dem Kasernenhof ausgefallen ist durch sein gedrücktes Wesen. Ein Mann, auf dem schwerer Kummer lasten muß. Und nun hat dieser gleiche, stille Mensch auf einmal hier dieses Wunder fertiggebracht! Solch ein Mann in der heutigen Zeil müßte es tatsächlich zustande bekommen, aus dieser verlotterten Gesellschaft wieder eine disziplinierte Truppe zu machen, die nicht gezwungen gehorcht, sondern aus innerer Überzeugung! Und er streckt ihm die Hand hin: der Vizefeldwebel Schüßler dem Gefreiten Adolf Hitler.
Ihn suchen später die Roten, als sie die Nachricht erhalten, daß er daran schuld sei, wenn das Ersatz-Bataillon des 2. Infanterie-Regiments und zwei Nachbarregimenter sich weigerten, den Bolschewisten als Rote Garde zu dienen. Ist es schon nicht gelungen, jenes Mannes habhaft zu werden, der auf dem Marienplatz inmitten einer dichtgestauten Menge vor dem Judenregiment gewarnt hat, und von dem man nur den Namen Alfred Rosenberg weiß, sind ferner die Mitglieder der völkischen Thule-Gesellschaft Dannehl und Rudolf Heß, die sich des Verteilens antisemitischer Flugblätter schuldig gemacht haben, verschwunden, und hat man „nur" sieben verhältnismäßig harmlose Angehörige der gleichen Vereinigung erwischt, um sie später bestialisch hinzumorden, so soll wenigstens dieser eine, offenbar höchst Gefährliche, nicht entkommen.
Sie finden ihn in der Kaserne, drei junge Burschen, die waffenbehangen gekommen sind, ihn festzunehmen. Erschreckt aber weichen sie zurück, als ihnen Adolf Hitler einen Karabiner unter die Nase hält, und fliehen vor der unbeugsamen Entschlossenheit in seinen Augen: entweder ihr oder ich!

Die Freikorps haben München befreit und das Gesindel vertrieben. Allmählich beginnt das Leben sich wieder zu ordnen. Zu der Zeit sitzt eine Anzahl Männer in einer Gasthofsstube. Es ist das sogenannte „Leiberzimmer" des Sterneckerbräus in München. Dort spricht Gottfried Feder über die Brechung der Zinsknechtschaft. Vielleicht fünfundzwanzig Zuhörer sind gekommen. Das ist alles. Aber die Fünfundzwanzig hören gespannt zu. Nur einer ist wohl nicht recht mit den Gedanken dabei: Adolf Hitler, den kaum jemand hier kennt. Interessiert blickt er von diesem zu jenem, mustert den Vorstand des kleinen Vereins, der sich stolz „Deutsche Arbeiterpartei" nennt. Offenbar gibt es da aber wenig zu sehen. Vielleicht etwas Spießerhaftigkeit, wie das so ist bei den meisten deutschen Vereinen. — Und doch sind es Menschen, wie man sie öfter jetzt trifft, Männer, denen man das Suchen nach dem Neuen

ansieht, nach einer Idee, die verborgen keimt in ihnen und auf ihren Durchbruch wartet. Gespannt folgen sie dem Redner.
Endlich ist Feder fertig. Man kann jetzt wohl gehen, aber da räuspert sich der Vorsitzende und erteilt einem Professor das Wort zur Diskussion. Der gelehrte Herr zweifelt darauf die Richtigkeit der Federschen Ausführungen an und stellt sich, nachdem ihn Feder mit einigen Worten abgefertigt hat, plötzlich „auf den Boden der Tatsachen", indem er der jungen Bewegung dringend empfiehlt, die Lostrennung Bayerns vom Reich als wichtigsten Punkt in ihr Programm aufzunehmen. „Passen Sie auf, meine Herrn", ruft er aus, „wie sich im selben Augenblick Deutsch-Österreich an uns anschließt, und dann können die Preußen allein an diesem Frieden tragen!"
Da meldet sich Hitler zum Wort. Er spricht nicht in vornehm gehaltener Rede, sondern er funkelt den Professor an: „Landesverrat ist das! Und Hirnverbranntheit dazu!" Der Professor duckt sich, schüttelt den Kopf; doch schonungslos werden seine Behauptungen widerlegt, und je mehr der unbekannte Mann redet, desto überzeugter nicken ihm die anderen zu. Schleunigst verschwindet darauf der wissenschaftliche Herr vom „Boden seiner Tatsachen" und aus dem Lokal.
Adolf Hitler hält inne — wischt mit dem Taschentuch die Stirn, sagt schlicht „guten Abend" und geht. Einer der Vorsitzenden springt ihm nach. „Verzeihen Sie, Drexler ist mein Name, Anton Drexler!" Er ist ganz außer Atem und drückt Hitler ein kleines Heftchen in die Hand. „Mein Erwachen!" steht darauf.

Fast leer ist das schlechtbeleuchtete Gastzimmer vom „Alten Rosenbad" in der Herrnstraße. Im Zwielicht einer beschädigten Gaslampe sitzen vier junge Männer um einen Tisch. Sie blicken hoch, als jemand eintritt und Anton Drexler strahlend ausruft: „Das ist schön, Herr Hitler! Daß Sie gekommen sind und daß wir Sie als neues Mitglied der 'Deutschen Arbeiterpartei' begrüßen dürfen!" Er schüttelt ihm froh die Hand. „Bitte nehmen Sie doch Platz! Wir müssen noch etwas warten. Ich bin ja bloß der Vorsitzende der Ortsgruppe München, der Reichsvorsitzende kommt noch!"
Adolf Hitler muß lachen. Nur ein paar Mann, aber eine Reichsorganisation haben sie schon. Und schreiben einem einfach, man wäre in ihre Partei ausgenommen, obwohl man gar nicht daran denkt, überhaupt in irgendeine Partei einzutreten! Höchstens, daß man selbst eine gründet, und sie dann so gestaltet, wie es einem paßt!
Der Reichsvorsitzende kommt und eröffnet die Ausschußsitzung. Ein Protokoll wird verlesen, dem Schriftführer das Vertrauen ausgesprochen und Bericht erstattet über einen Kasseninhalt von 7,50 Mark! Das wird genau geprüft und nun dem Kassierer wiederum das allseitige Vertrauen ausgesprochen. Auch hierüber gibt es ein Protokoll. Dann verliest der Erste Vorsitzende die Antworten auf einen Brief aus Kiel, einen aus Berlin und einen aus Düsseldorf. Er erntet allgemeine Zustimmung. Nun teilt er den Briefeinlauf mit, und man ist sichtlich befriedigt, als der Vorsitzende feststellt, daß dieser Briefverkehr Zeugnis ablege für die steigende Bedeutung der D.A.P.. Dann treten sie in die Beratung darüber ein, was auf diese Briefe zu antworten sei.
Hitler sitzt, mit steigender Unruhe inmitten dieser Vereinsmeierei. Ausgeschlossen, daß er einem solchen Klub beitreten kann! Schade um die Zeit!
Da wendet sich der Vorsitzende halb zu ihm: „Und nun", sagt er, „kommen wir zu den Neuaufnahmen. Es möchte ein Herr Adolf Hitler, Gefreiter und Bildungsoffizier im Schützenregiment 41, beitreten."
„Vielleicht darf ich zunächst etwas dazu fragen!" räuspert sich Hitler, „könnte ich einmal Ihr gedrucktes Programm einsehen?"
Der Vorsitzende beugt sich zu ihm hin: „Gedrucktes Programm? Das haben wir nicht!"
„Vielleicht ein Flugblatt, aus dem Ihre Ziele hervorgehen?"
„Gar nichts Gedrucktes! Nein. Bedenken Sie die Unkosten!"
„Aber doch Mitgliedskarten, einen Stempel?"
Sie schütteln alle gleichzeitig die Köpfe. Sie haben nichts. „Nur diese Leitsätze in Maschinenschrift sind da“, meint der Vorsitzende und zieht ein Blatt Papier hervor.
Hitler hält es ans Licht und sieht, daß es sich um eine Partei handelt, die aus der Thule-Gesellschaft entstanden ist und das Bestreben hat, nicht allein völkisch zu sein, sondern auch sozial, und zwar unter Beiseitelassung der Logenbräuche, die in der "Thule" üblich waren. Aber das alles ist noch so ungeschickt ausgedrückt, ist wohl mehr erfühlt als klar durchdacht. „Aber nichts ist vorhanden, das nicht wieder als Zeichen einer ringenden Erkenntnis hätte gelten können."
An diesem Abend geht Adolf Hitler heim durch die Nacht in seine kleine Kasernenstube. Er macht sich klar, daß ihn diese Partei, die eigentlich ein winziger Verein ist, überhaupt nichts angeht — daß es ganz unmöglich ist, mit diesen Arbeitsmethoden eines Kegelklubs wirklich Nachhaltiges zu schaffen. Und doch hat die Art dieser wenigen jungen Männer etwas so Ergreifendes an sich, daß man nicht darüber lachen kann, daß man auch nicht darüber einfach zur Tagesordnung übergehen darf! Die Vernunft allerdings erheischt Ablehnung, das Gefühl jedoch ertastet sofort das Symptomatische in diesem Verein für das ganze Volk: So wie diese fünf Männer, sitzen allenthalben in Deutschland kleine Gruppen zusammen, die irgendwie mit dieser neuen Zeit nicht einverstanden sind, die sicher nicht die eben versunkene Epoche der Halbheit zurückrufen wollen, die aber fühlen, was dieser neuen Zeit fehlt, und die der Gedanke nicht loslassen will, daß man nicht untätig zusehen darf, wie von fremden, unverantwortlichen

Kräften ein ganzes Volk verdorben wird, sondern daß man mitschaffen soll am Aufbau eines neuen, wirklich besseren Deutschlands!
Und das ist auch Hitlers Plan. Längst ist er entschlossen, sich der Politik zuzuwenden. Nicht, daß er die Politik als ideale Erfüllung seines Lebens betrachtete. In tiefster Seele ist er Künstler, den nichts so anwidert, wie das Gezänk der Parteien und die Schiebungen der Hohen Diplomatie. Aber gerade weil ihn das anwidert, fühlt er in sich die Pflicht, dem allen einmal ein Ende zu bereiten! Mit diesen Gedanken geht er allein durch das schlafende München. Ein Ende, so sagt er sich, kann dieser chaotische Wirrwarr in Politik und Moral nur nehmen, wenn der Staat von Grund auf umgebaut wird, wenn diese Menschen wieder neugestaltet werden! Wie soll man jetzt lediglich Künstler sein, sich Gedanken machen über die Linienführung von Säulen und Fassaden — nun, da das eigene Volk unter einem frevelhaft auferlegten Joch zusammenzubrechen droht. Versailles! Ist denn dieser sogenannte Friede etwas anderes, als ein neuer, erbitterter Krieg auf anderer Ebene? Und ist es nicht schließlich höchste Kunst, Menschen zu formen, ja, ein ganzes Volk zu gestalten, damit es dieses fürchterliche Schicksal nicht nur trägt, sondern auch überwindet?
Volk? — Zunächst vielleicht eine Partei, die offengestanden nicht einmal ein Verein ist! Und Deutschland hat mehr als 60 Millionen Menschen, von denen er noch dazu ein völlig Unbekannter ist! Adolf Hitler hat weder Geld, noch Titel, noch Zeugnisse über abgelegte Prüfungen, noch Beziehungen! Grund genug für Hunderte und Hunderttausende, gar nicht erst anzufangen. Aber für ihn kann das gewiß kein Grund sein!
Lange schon hat es in ihm gearbeitet. Es fing nicht erst in Pasewalk an, als der alte Pastor am 10. November 1918 ins Lazarett kam zu einer Ansprache und mitten in seinen Abschiedsworten an eine eben zerbrochene Welt plötzlich begann, leise in sich hineinzuweinen. Damals sank wieder Nacht über die eben erst wieder sehenden Augen des schwer gasvergifteten Gefreiten Adolf Hitler. Er mußte sich hinaustasten, taumelte den Gang hinab, um allein im Schlafsaal mit brennendem Kopf über das millionenfache Opfer des Krieges nachzugrübeln, das nicht umsonst sein sollte und nicht umsonst sein durfte ... Nein, dort hatte er sich solche Gedanken nicht zum erstenmal gemacht. Früher schon und auch im Kriege waren sie ihm gekommen, als er die Zeichen des Verfalles erkannte, nicht zuletzt, da er als Verwundeter in Deutschland weilte.
Aus den Erfahrungen einer bitteren Jugend hatte sich Hitler längst ein eigenes Weltbild geschaffen. In Braunau am Inn, dicht an der Grenze zwischen seinem deutschen Stammlande und dem alten Österreich, geboren, hatte er schon früh an den tiefen Gegensätzen zwischen dem deutschen und slawischen Element im Nationalitätenstaat der Doppelmonarchie erkannt, daß Blut nicht gleich Blut sein konnte. Und dieser Erkenntnis war es wohl auch zuzuschreiben, daß er bereits in jungen Jahren den Marxismus ablehnte, als der einst behütete Beamtensohn, arm und verwaist, sich in Wien als Bauarbeiter betätigen mußte, bevor er sein Talent zum Malen und Zeichnen ausnutzen konnte. Zunächst erfolgte die Ablehnung instinktiv, dann aber mit steigendem Bewußtsein. Nicht nur in heftigem Streiten mit Arbeitskameraden, sondern mehr noch durch eifriges Studium der marxistischen Schriften wurde er sich darüber klar, daß diese Lehre eine einzige große Verneinung der Grundbedingungen des Lebens darstellt, indem sie das Vaterland als Mittel der Bourgeoisie zur Ausbeutung der Arbeiter-„Klasse", die Religion als Mittel zur Verblödung und die Schule zur Züchtung von Sklaven und Sklavenhaltern bezeichnet. Andererseits jedoch wußte Adolf Hitler ebensofrüh darum, daß das Bürgertum jede noch so berechtigte Forderung der Arbeiterschaft aus Eigennutz sowohl wie aus engstirniger Borniertheit ablehnte und dadurch die Arbeiter in die Arme von blutsfremden Parasiten trieb, die mit ihren zersetzenden Ideen Völker entkräften und Klassengegensätze aufreißen oder vertiefen.
Wer zu dieser Erkenntnis gekommen ist und sich vornimmt, das eigene Volk von den Erregern einer zu unbedingtem Verfall führenden Krankheit zu befreien, der muß diese Arbeit ganz anpacken! Für nichts anderes bleibt dann Raum. Das Leben wird in endlosem Kampf vergehen, und nichts wird bleiben für etwas Eigenes. Vorn an der Front zwischen Trichtern und Gräben blieb dem Soldaten auch kein Raum für eigenes! Und solange man kämpfen will, muß man Soldat bleiben. Ist gestern der Soldat mit Handgranate und Gewehr notgewesen, so muß es jetzt der politische Soldat sein, der Trommler ist und Apostel zugleich, der nicht müde wird, wachzurütteln, aufzuwecken. Der Entschluß hierzu braucht grundsätzlich nicht erst in dieser Nacht gefaßt zu werden. Er steht schon lange fest. Nur darauf kommt es jetzt an, ob man eine eigene Partei gründet oder in diese D.A.P. eintritt.
Es gibt noch eine andere Möglichkeit: Es ist die, sich einer der großen, sogenannten nationalen Parteien anzuschließen. Die Deutschnationalen zum Beispiel würden einen richtigen Bauarbeiter, einen „ganz gewöhnlichen Gefreiten", der die Gabe besitzt, Massen zu fesseln, mit Vergnügen gleichsam als Vorstecknadel für das Volk in ihre Partei aufnehmen. Aber diesen Weg kann man nur beschreiten, wenn man, innerlich unwahr, sein wirkliches Denken verdeckt und einen Weg der Lüge zu gehen gewillt ist. Aber den mögen andere einschlagen. — Adolf Hitler geht ihn nicht. Ein kleiner Stamm von Männern, die wahrhaft guten Willens sind, auch wenn sie heute noch tief in der Vereinsmeierei stecken, ist ihm lieber, als es ihm Menschen sein können, deren Nationalismus dem Eigennutz entsprungen und bei denen der vaterländische Gedanke zur schalen Phrase geworden ist. Statt ihrer sechs Männer, ehrlich, uneigennützig, tapfer und treu, — mit denen ließe sich eine Basis schaffen, auf welcher der Kampf beginnen kann.
Zwei Tage intensiven Überlegens, dann faßt Adolf Hitler den entscheidenden Entschluß seines Lebens, von dem es kein Zurück mehr gibt für ihn. Denn er gehört nicht zu denen, die heute dieses und morgen jenes beginnen, ohne dabei die Verpflichtung zu fühlen, das Begonnene auch zu Ende zu führen. Ein unbekannter Soldat unter 60

Millionen Menschen! Einer — gegen Regierung und internationales Kapital, gegen Juden und Korruption, gegen Dünkel und Dummheit, gegen Heuchelei und Haß! Einer — gegen eine Welt, die später oft gelacht hat über soviel „Vermessenheit", über soviel „Weltfremdheit" und „Lächerlichkeit". Aber es ist auch eine Welt, die selber zu dumm, zu verrottet und unehrlich ist, um zu erkennen, daß hier ein Genie ans Werk gegangen. Eine Persönlichkeit, für die es nichts anderes gibt, als entweder zu siegen oder im Kampfe zu fallen.
Zunächst wohnt Adolf Hitler als „Interessent" den Sitzungen der D.A.P. bei. Allein der „Interessent" Nummer 7 ist nicht ganz so bequem, wie man sich das gedacht hat in der kleinen Partei. Er ist nicht einfach nur treuer Zahler des kleinen Beitrages, sondern er verschreibt sich mit Haut und Haar der Sache und wird bald zu einem Willensfaktor, mit dem gerechnet werden muß. Das ist den Herren von der D.A.P. vorerst nicht gerade angenehm. Sogar des Größenwahns zeihen sie ihn heimlich, weil er einen Gummistempel für die Partei-Mitgliedskarten und die Aufstellung eines Programms verlangt. Woher man diese verschwenderischen Ausgaben überhaupt bestreiten wolle, fragen sie empört.
Adolf Hitler blickt von einem zum anderen. Anständige Kerle — gewiß, aber diese Methoden eines kleinen Kegelklubs müssen verschwinden! Erst muß man sich einmal darüber klar werden, was man will. Er spricht ihnen von seinen Zielen, von seinem Weg, von dem Fanatismus, der mit Sicherheit den Sieg bringen muß. Er erklärt ihnen, wie man die Massen zu fesseln hat und wie jeder einzelne mit ganzer Seele mitkämpfen müsse, wenn das Werk gelingen solle! „Und es wird gelingen!", sagt er zum Schluß.
Es sind lauter kleine Leute, die da zusammensitzen. Männer, ohne viel Examen, ohne Titel; Männer, von denen kaum einer weiß, was er morgen zu essen hat. Aber nicht einer lacht und spottet über diese Gedanken, wie es später Jahr um Jahr die „Klugen", die Satten und Sorglosen getan haben. Die sechs Männer lachen nicht, weil Adolf Hitler wie nie einer vor ihm ihr eigenes Fühlen und Denken zum Ausdruck bringt. Auch wenn sie noch nicht alles verstehen, so fühlen sie doch die Richtigkeit. Und dennoch fragen sie sich bald wieder kleinlaut, was mit diesen Plänen und Ideen schon gewonnen sei. Noch immer ist kein Geld in der Kasse. „Oder weiß der 'Interessent' Hitler vielleicht einen reichen Spezi, der was stiften würde?"
Den weiß Adolf Hitler zwar nicht, aber er weiß, daß jede Minute Arbeit an dieser sogenannten Partei Zeitverschwendung ist, wenn man in den Anfangsschwierigkeiten steckenbleibt! „Wir müssen Versammlungen machen", schlägt er vor. „Nicht nur jeden Monat einmal! Wie ein Trommelfeuer muß das gehen!"
Sie wiegen die Köpfe: „Bis jetzt sind immer nur ein paar Mann gekommen ..."
„Das muß eben anders werden! Übernehmen Sie die ganze Parteileitung, aber geben Sie mir die Werbung in die Hand!"
„Gut — soll er haben! Wird schon sehen, was das für eine undankbare Sache ist! Und merken wird er, was es heißt, als völlig Unbekannter in einer Masse zu schwimmen!" So wispern sie von allen Seiten. Und auch Hitler ist sich bewußt, daß dies für ihn eine harte Prüfung bedeuten wird, der Sturm gegen die Unbekanntheit. Denn was ein Berühmter spricht, wird unbesehen geglaubt. Was aber ein Unbekannter sagt, kann noch so richtig sein, es wird sich nur selten jemand die Mühe machen, darüber nachzudenken.
Indessen, die Arbeit beginnt. Zunächst erhält die Partei einen neuen Schriftführer in der Person des Vizefeldwebels Schüßler, der sich zur Übernahme dieses Amtes ohne Bedenken bereit erklärt. Und da ein Parteibüro nicht vorhanden ist, so wird die Arbeit im Regimentsgeschäftszimmer vorgenommen.
Dort sitzen sie und schreiben Einladungen, daß ihnen buchstäblich die Finger krumm werden, Hitler und Schüßler. Jeder sammelt Anschriften von Bekannten, die er bekommen kann. Sie schreiben die Nächte durch, denn tagsüber herrscht hier Dienstbetrieb, und dann geht Hitler von Haus zu Haus, um die Einladungen zur Versammlung auszutragen. Wer nur irgend Zeit hat, hilft ihm, denn für Porto ist das Geld nicht vorhanden. Achtzig Zettel hat Hitler am ersten Tage ausgetragen, Trepp auf, Trepp ab, und nun sitzen die Ausschußmitglieder in Erwartung von Versammlungsteilnehmern um den Vorstandstisch im „Leiberzimmer".
Aber die Tür regt sich nicht. Sie stehen unruhig auf, gehen hin und her, treten hinaus, doch kein Mensch läßt sich blicken. Mit einstündiger Verspätung eröffnet endlich der Vorsitzende die Versammlung. Er stellt das Erscheinen der sieben Personen, die gleichzeitig Ausschußmitglieder sind, fest und blickt zu Hitler. Der beißt sich auf die Unterlippe und ist keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß nun erst recht weitergearbeitet werden muß. Zur nächsten Versammlung erscheinen auch wirklich bereits elf Besucher, beim dritten Mal sind dreizehn Personen anwesend, dann sogar siebzehn und später sind es schon mehr als zwanzig.
Eines Tages jedoch erfährt der Regimentskommandeur, daß im Regimentsgeschäftszimmer politische Arbeiten erledigt werden. „Das Donnerwetter soll doch dreinschlagen!" poltert er los. „Und diesem Hitler verbiete ich strengstens den Besuch der Kaserne!"
Adolf Hitler muß umziehen. In der Thierschstraße 41 findet er eine kleine Bude, für die Parteiarbeit natürlich viel zu klein. Deshalb läßt Schüßler ihn nach Dienstschluß durch das Hintertor in die Kaserne ein, um hinter verriegelten Türen die Tätigkeit wieder auszunehmen. Dabei ist nicht nur Schüßler ein unentwegter Helfer, sondern auch Franz Hofmann hat sich zu den aufreibenden Kleinarbeiten eingefunden. Denn Zeit darf nicht verlorengehen! Tausend Einladungen werden jetzt mit der Hand geschrieben. Und wenn Schüßler manchmal durch die Backen bläst oder Hofmann meint, daß die Zettel doch bloß unbesehen in die Papierkörbe wandern, dann hebt Hitler nur den Kopf, wirft das in die Stirn gesunkene Haar zurück und schaut sie an mit seinen großen, klaren Augen. Gerade so, wie er

es im Betonklotz in Flandern getan hat, wenn einer unter dem Dröhnen der Einschläge fluchend aufsprang und ins Freie stürzen wollte, weil er glaubte, die Decke würde niederbrechen. Und wie mancher Kamerad damals zu fluchen aufgehört unter diesem Blick und im Bunker geblieben ist, obwohl das Feuer Stunde um Stunde weitergetobt, so schreitet jetzt die Arbeit fort.
Dann geht es wieder durch die Straßen, über Höfe und Treppen, mit dem Erfolg, daß zum nächsten Sprechabend tatsächlich schon 34 Zuhörer gekommen sind.

Aber damit nicht genug. Eine Geldsammlung unter den wenigen, sehr armen Mitgliedern der jungen Bewegung, die über nichts mehr als einige Notgroschen verfügen, ergibt die Möglichkeit, eine Anzeige im „Münchener Beobachter" erscheinen zu lassen. Schon für die Thule-Gesellschaft ist dieses vom liberalistischen Parteigetriebe gänzlich unabhängige Blatt tapfer eingetreten, und nun lesen in ihn: die Münchener, daß die D.A.P. zur Versammlung aller wahrhaft Deutschgesinnten im Hofbräuhauskeller aufruft.
Wer wird dem Ruf folgen? In dieser Zeit, da Worte, wie „national" und „Vaterland" in weiten Kreisen der Bevölkerung einen Sturm der Empörung auslösen und förmlich einen Wald drohend emporgerichteter Fäuste aus den Massen hervorstehen lassen — in dieser Zeit, da das vom internationalen Judentum verbreitete Gift des Marxismus die Seelen krank gemacht und sich dadurch die vom Kriege herrührende Blutscheu im Volke zu einer vollendeten Kraftlosigkeit gegen die Bedränger jenseits der Grenzen ausgewachsen hat — in dieser Zeit, da Mächte über Deutschland herrschen, die systematisch mit schön verbrämten Menschlichkeitsphrasen den gesunden Sinn des Volkes verwirren — wer wird in solch einer Zeit dem Ruf von Männern folgen, die den Willen zum Aufstieg aus eigener Kraft neuschöpfen oder stärken wollen?
Selbst in den eigenen Reihen der D.A.P. geht der Kleinmut noch immer um. Adolf Hitler kämpft gegen ihn mit fanatischer Hartnäckigkeit. Er gibt bekannt, daß er selber sprechen will.
Karl Harrer, der 1. Vorsitzende, wiegt bedenklich den Kopf. Gewiß, damals hat Hitler zwar den Professor mit einer außergewöhnlichen Redegewandtheit von dem „Boden seiner Tatsachen" vertrieben, aber um in einer richtigen Versammlung sprechen zu können, dazu gehört doch mehr. „Wir werden ja sehen!" gibt Harrer schließlich nach.
Und sie haben es gesehen! Vor einhundertundelf Zuhörern spricht Adolf Hitler zum erstenmal in der Öffentlichkeit. Die auf zwanzig Minuten festgesetzte Redezeit muß verlängert werden, und unter dem Jubel der Versammelten kann Hitler seinen glühenden Appell an die Opferwilligkeit der kleinen Gemeinde beenden. Mit dem Resultat, daß eine Spende von 200,- RM. zusammenkommt.
Alte Frontsoldaten befinden sich unter den Gebenden. Männer, die erzählen, daß Adolf Hitler schon in Flandern gegen den Wahnsinn des Marxismus gewettert hat. Und wenn sie ihn nicht verstanden, dann hat er sie nur angesehen und gesagt: „Einmal werdet ihr mich schon verstehen!"
Jetzt haben sie ihn wieder gehört, anders, ganz anders noch als früher. Jetzt haben sie ihn verstanden und geben begeistert das Versprechen ab, ihn nicht im Stiche zu lassen. Aus dem Felde bringen sie Zähigkeit, Gewandtheit und Rücksichtslosigkeit des frontharten Soldaten mit, die man immer dort brauchen kann, wo gekämpft wird . . .
Sehr wenig begeistert über die Erfolge seines „Bildungsoffiziers" zeigt sich der Regimentskommandeur. Wieder liegt ihm eine Anzeige vor, daß in Schüßlers Kanzlei Politik getrieben werde. Ein Donnerwetter braust über den Feldwebel herab, und die Folge ist, daß Hitler und Schüßler die Uniformen ausziehen. Das ist — notwendig durch die traurigen Erscheinungen des Niederganges — der Abschluß einer Militärzeit für Männer, die Soldaten waren im erhabensten Sinne des Wortes, die sechs Jahre und länger ihren Rock getragen in Sturm und Ehren.
Nachdem in der Kaserne endgültig nicht mehr gearbeitet werden kann, macht sich Hitler auf, ein Geschäftslokal zu suchen. Von Gasthof zu Gasthof geht er und kommt schließlich zum Sterneckerbräu, in dem Feder damals den Unterschied zwischen zinswucherndem Leihkapital und aus der Arbeit geschaffenem Gelde klargelegt. Eine winzige Gasse führt zum „Sterneckerbräu". Auf beiden Seiten hohe graue Häuser. Wenn ein Wagen über das Pflaster rasselt, darf kein anderer ihm entgegenkommen, so schmal ist die Straße. Und auf dem Bürgersteig müssen die Leute hintereinander gehen.
Der Wirt des „Sterneckerbräu" stößt eine Tür auf. „Diese Nebenstube ist noch frei!" meint er. Ein kleiner gewölbter Raum, fast lichtlos und besonders dunkel durch die holzgetäfelten Wände. Es ist das ehemalige Kneipzimmer der Reichsräte von Bayern und hat dazu sicherlich besser gepaßt als zu einem Parteibüro. Indes, für fünfzig Mark ist mehr nicht zu verlangen.
In diesen Raum ziehen sie, dessen einzige Verschönerung ein paar alte, mit Reißnägeln angeheftete Plakate sind, nachdem der Wirt kurz vor dem Einzug sogar die Täfelung von den Wänden gerissen hat. Debatten über allerlei Kleinigkeiten entspinnen sich zwischen diesen grauen Wänden: über die Anschaffung eines Gummistempels, einer Schreibmaschine und schließlich über die schon schwererwiegende Tatsache, daß man auch den Titel der Partei ändern müsse. „Deutsche Arbeiter-Partei" sei viel zu aufreizend. Man sehe das schon aus den jetzt öfter werdenden Drohungen der Marxisten, die erklärt haben, künftig jede Versammlung der D.A.P. sprengen zu wollen.
„Terror kann nur durch Gegenterror gebrochen werden!" erwidert Hitler entschlossen. „Ich werde eine Ordnertruppe aufstellen, die ohne Zögern drauflosgeht, daß die Lappen fliegen!" — Und voller Hohn fügt Schüßler hinzu: „Sonst könnten wir ja auch zu den Deutschnationalen übertreten, die zu fein sind, um sich mit dem ‚Pöbel' zu raufen!"

Ist nun auch die Folge, daß Hitler eine „Ordnertruppe" aus seinen Frontkameraden zusammenstellt, so gibt noch Stoff zur Debatte, daß man sich ferner nicht mehr als Partei, sondern als Bewegung bezeichnen muffe. Adolf Hitler hat auch hier seinen klaren Standpunkt. „Gewiß", sagt er, „ist es eine Bewegung, aber sie bleibt Partei und muß sich auch so nennen, bis sie sich soweit durchgesetzt hat, daß alle anderen Parteien zerschlagen sind!" Und auf den Einwand des Vorstandes, daß die Versammlungen zu oft anberaumt werden, erwidert Hitler: „Nein, sie sind zu selten! Eine Stadt von 700000 Einwohnern verträgt nicht nur alle vierzehn Tage eine Versammlung, sondern jede Woche zehn!"

Es ist Herbst 1919, eine Zeit, in der sich ein neuer Kreis um Adolf Hitler bildet. Rudolf Heß, Alfred Rosenberg, Berchthold und Schwarz gehören dazu, und Adolf Hitler spricht viel mit ihnen über die ideellen Grundlagen der jungen Bewegung. Es ist wunderbar, mit welcher Klarheit Adolf Hitler seine Grundsätze in kleinen und größeren Kreisen erläutert. Als Ziel bezeichnet er die Gewinnung der Massen. „Kein soziales Opfer kann dafür zu groß sein!" Als vollständig zwecklos, ja sogar als Betrug, sieht er es an, die Arbeiterschaft lediglich mit belanglosen Zugeständnissen zu ködern. Was man erreichen müsse, sei die Einheit der ganzen Nation und dazu gehöre, daß der Arbeiter zu seinem Volkstum zurückkehrt. Dessen nationale Erziehung aber könne nur durch eine soziale Hebung erreicht werden, auf daß der einzelne in der Lage sei, an den kulturellen Gütern der Nation teilzunehmen, damit er das in gleichem Blutstrom gebundene Volk als die Quelle des Seins überhaupt erkenne. Die völlige Vernichtung des Gegners predigt Adolf Hitler, den Sieg der Starken über die Schwachen und Halben. Es ist dies die Verkündung eines Naturgesetzes, für welches sich das Volk noch immer ein gesundes Empfinden bewahrt hat.
Aber die Kraft zum Siege kann für ein Volk nur aus der Reinerhaltung seiner Raffe kommen. Der Zusammenfluß fremdartiger Blutströme muß naturgemäß eine Zwiespältigkeit im Wesen des Menschen Hervorrufen und ihn zur Schwäche, zur Unentschlossenheit, zum ewigen Hader mit sich selbst verdammen.
Andererseits erkennt Adolf Hitler, daß die berechtigte Vertretung von Berufs- und Standesinteressen niemals zur Klassenspaltung führen darf. Stände und Berufe müssen sich in untrennbarer Einheitlichkeit auf der Basis ihres Volkstums zusammenschließen, das nun einmal als unwiderlegliche Tatsache besteht. Dieser Gedanke der Volksgemeinschaft jedoch wird gefährdet, wenn Arbeitnehmer erpresserische Forderungen stellen und der Arbeitgeber wiederum durch eine unmenschliche Ausbeutung seiner Arbeitskräfte sich einer egoistischen Lumperei schuldig macht und damit den sozialen Unfrieden provoziert.
Die Reinerhaltung der Raffe und die Herbeiführung eines gerechten sozialen Ausgleichs sind die Grundlagen der neuen nationalsozialistischen Idee, deren Verwirklichung allein durch die Erringung der politischen Macht möglich ist.

Von diesem Gedanken ausgehend, spricht Adolf Hitler im Oktober 1919 im „Eberlbräu" zu München vor 130 Menschen. Und hier betätigen sich auch die Fäuste der Marxisten. Aber ehe diese noch recht wissen, was ihnen geschieht, werden sie von der Ordnertruppe Adolf Hitlers mit zerbeulten Köpfen die Treppen hinuntergeworfen. Und in den folgenden Versammlungen wächst die Zahl der Zuhörer immer mehr. Stärker auch wird die Zahl der Mitglieder, und im Vorstand sitzen Hermann Esser, Berchtold und Schwarz.
Da reift in Hitler Anfang 1920 der Entschluß, eine große Massendemonstration zu veranstalten. Aber der 1. Vorsitzende, Karl Harrer, äußert die schwersten Bedenken, weil er eine Sprengung durch marxistische Elemente befürchtet. Adolf Hitler bleibt unbeirrt. Er betont, daß gerade dieser Kampf eines Tages ausgetragen werden müsse, und es sei gleichgültig, ob das jetzt geschehe oder einige Monate später. „Wir haben eine Ordnertruppe", so erklärt er, „die auf Befehl jeden Störer zusammenschlägt, solange sie selbst noch lebt. Wir haben damit die Macht, uns das Wort nicht verbieten zu lassen, und wir sind stolz darauf, daß nun endlich die Marxisten uns zu Haffen beginnen. Denn wer nicht fähig ist, den Haß seiner Feinde zu erregen, den möchte ich als Freund nicht haben!"
Karl Harrer, an sich ein ehrlicher und aufrechter Mann, glaubt, sich solchen Ansichten zu diesem Zeitpunkt noch nicht anschließen zu können und tritt deshalb zurück. Auf seinen Platz kommt Anton Drexler. Die Propaganda wird als wichtigste Abteilung der Partei weiter von Adolf Hitler betreut, und die erste große Massenversammlung der noch unbekannten Bewegung von ihm nunmehr auf den 24. Februar 1920 im Festsaal des Hofbräuhauses zu München angesetzt.
Sofort beginnen die Vorbereitungen, und in großer Eile werden Plakate und Handzettel vorbereitet. Als Farbe wählt Adolf Hitler absichtlich rot, weil sie die sichtbarste und aufpeitschendste ist. Mögen die Gegner gereizt werden, mögen sie toben und wüten, sie erreichen ja damit nichts anderes, als daß sie einer Bewegung Beachtung verschaffen, die sich von jetzt ab nennt: National-Sozialistische Deutsche Arbeiterpartei.
Sorgfältig arbeiten Adolf Hitler und Gottfried Feder an dem Programm, das nun in 25 Punkten öffentlich bekanntgegeben werden soll.
Insgeheim bangt man doch. Der Festsaal des Hofbräuhauses ist ein riesiger Raum, und ob er gefüllt sein wird, oder ob man vor einer gähnenden Leere sprechen muß, darum macht sich auch Adolf Hitler Sorge.
Um 7.30 Uhr am 24. Februar 1920 soll die Eröffnung stattfinden. Eine Viertelstunde vorher betritt Adolf Hitler den Saal und hat eine der seltenen Freuden seines arbeitsreichen Lebens: Dichtgefüllt ist der gewaltige Raum, schwarz drängen sich die Menschenmassen, Staunen und Neugier in den Augen, mit denen sie aufschauen zu den

Hakenkreuzsymbolen der jungen Bewegung. Hier, in diesem Gewühl von Menschen aller Stände machen sich in der Nacht des deutschen Niederganges hell und freudig die ersten Anzeichen dafür bemerkbar, daß das deutsche Volk zu erwachen beginnt. - Es ist schwer, sich zwischen Tischen und Stühlen durchzuschieben. Adolf Hitler sieht dabei, daß auch die Unabhängigen und Kommunisten zahlreich vertreten sind. Und gerade darüber freut er sich besonders.

Als der erste Redner, Dr. Johannes Dingfelder, spricht, findet er mit seinen Ausführungen über das Thema: „Was uns not tut!" reichen Beifall. Dann betritt Adolf Hitler das Rednerpult. Er spricht über den Friedensvertrag von Versailles. Schon nach wenigen Sätzen hagelt es Zwischenrufe, die lauter und lauter werden und anzeigen, daß der Gegner mit sicherem Instinkt sofort erfaßt hat: Der Hauptfeind des Marxismus ist Adolf Hitler. Um dem Redner Gehör zu verschaffen, greift sofort der Ordnertrupp an allen Ecken ein. Knüppel fliegen, Schreie werden laut, ein wüster Tumult entsteht. Aber so plötzlich wie er aufgekommen, so schnell verfliegt dieser Spuk. Es sind alte Frontsoldaten und junger Nachwuchs, die gemeinsam aus den Freikorps zu der Bewegung gestoßen sind und jetzt Ruhe schaffen. Stahlhart, mutig und bis ins letzte rücksichtslos. Aktivisten, denen Adolf Hitler ins Auge gesehen und die ihm nun blindlings ergeben sind.

Und bald tritt Ruhe ein. Der Redner kann wieder sprechen. Er schildert, wie Deutschland durch den Zusammenbruch von 1918 in ein weltanschauliches und wirtschaftliches Chaos gestürzt wurde, zeigt die Schande auf und den Verrat des jüdischen Marxismus am deutschen Volke. Aber zugleich auch weist er den Weg, der wieder zur Höhe, zur Befreiung von dem Sklavenjoch führen kann und wird. Es ist kaum noch ein Sprechen zu den Kopf an Kopf sitzenden Menschen, es ist schon mehr ein Ringen um ihre Seelen mit jedem Wort.

Die Zwischenrufe werden übertönt vom Beifall, der sich mehrt von Minute zu Minute. Da ergreift Adolf Hitler das Programm und erläutert zum ersten Male, nach welchen Grundsätzen die Befreiung Deutschlands durchzuführen ist:

1. Wir fordern den Zusammenschluß aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu einem Groß-Deutschland.
2. Wir fordern die Gleichberechtigung des deutschen Volkes gegenüber den anderen Nationen, Aufhebung der Friedensverträge von Versailles und St. Germain.
3. Wir fordern Land und Boden (Kolonien) zur Ernährung unseres Volkes und Ansiedlung unseres Bevölkerungs-Überschusses.
4. Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.
5. Wer nicht Staatsbürger ist, soll nur als Gast in Deutschland leben können und muß unter Fremdengesetzgebung stehen.
6. Das Recht, über Führung und Gesetze des Staates zu bestimmen, darf nur dem Staatsbürger zustehen. Daher fordern wir, daß jedes öffentliche Amt, gleichgültig welcher Art, gleich ob im Reich, Land oder Gemeinde, nur durch Staatsbürger bekleidet werden darf.
7. Wir bekämpfen die korrumpierende Parlamentswirtschaft einer Stellenbesetzung nur nach Parteigesichtspunkten ohne Rücksichten auf Charakter und Fähigkeiten.

Wir fordern, daß sich der Staat verpflichtet, in erster Linie für die Erwerbs- und Lebensmöglichkeit der Staatsbürger zu sorgen. Wenn es nicht möglich ist, die Gesamtbevölkerung des Staates zu ernähren, so sind die Angehörigen fremder Nationen (Nicht-Staatsbürger) aus dem Reiche auszuweisen.

8. Jede weitere Einwanderung Nicht-Deutscher ist zu verhindern. Wir fordern, daß alle Nicht-Deutschen, die seit 2. August 1914 in Deutschland eingewandert sind, sofort zum Verlassen des Reiches gezwungen werden.
9. Alle Staatsbürger müssen gleiche Rechte und Pflichten besitzen.
10. Erste Pflicht jedes Staatsbürgers muß sein, geistig oder körperlich zu schaffen. Die Tätigkeit des einzelnen darf nicht gegen die Interessen der Allgemeinheit verstoßen, sondern muß im Rahmen des Gesamten und zum Nutzen aller erfolgen. Daher fordern wir:
11. Abschaffung des arbeits- und mühelosen Einkommens. Brechung der Zinsknechtschaft.
12. Im Hinblick auf die ungeheuren Opfer an Gut und Blut, die jeder Krieg vom Volke fordert, muß die persönliche Bereicherung durch den Krieg als Verbrechen am Volke bezeichnet werden. Wir fordern daher restlose Einziehung aller Kriegsgewinne.
13. Wir fordern die Verstaatlichung aller (bisher) bereits vergesellschafteten (Trusts) Betriebe.
14. Wir fordern Gewinnbeteiligung an Großbetrieben.
15. Wir fordern einen großzügigen Ausbau der Alters-Versorgung.
16. Wir fordern die Schaffung eines gesunden Mittelstandes und seine Erhaltung, sofortige Kommunalisierung der Groß-Warenhäuser und ihre Vermietung zu billigen Preisen an kleine Gewerbetreibende, schärfste Berücksichtigung aller kleinen Gewerbetreibenden bei Lieferung an den Staat, die Länder oder Gemeinden.
17. Wir fordern eine unseren nationalen Bedürfnissen angepaßte Bodenreform, Schaffung eines Gesetzes zur unentgeltlichen Enteignung von Boden für gemeinnützige Zwecke. Abschaffung des Bodenzinses und Verhinderung jeder Bodenspekulation.

18. Wir fordern den rücksichtslosen Kampf gegen diejenigen, die durch ihre Tätigkeit das Gemeininteresse schädigen. Gemeine Volksverbrecher, Wucherer, Schieber usw. sind mit dem Tode zu bestrafen, ohne Rücksichtnahme auf Konfession und Raffe.
19. Wir fordern Ersatz für das der materialistischen Weltordnung dienende römische Recht durch ein deutsches Gemeinrecht.
20. Um jedem fähigen und fleißigen Deutschen das Erreichen höherer Bildung und damit das Einrücken in führende Stellung zu ermöglichen, hat der Staat für einen gründlichen Ausbau unseres gesamten Volksbildungswesens Sorge zu tragen. Die Lehrpläne aller Bildungsanstalten sind den Erfordernissen des praktischen Lebens anzupassen. Das Erfassen des Staatsgedankens muß bereits mit dem Beginn des Verständnisses durch die Schule (Staatsbürgerkunde) erzielt werden. Wir fordern die Ausbildung besonders veranlagter Kinder armer Eltern ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf auf Staatskosten.
21. Der Staat hat für die Hebung der Volksgesundheit zu sorgen durch den Schutz der Mutter und des Kindes, durch Verbot der Jugendarbeit, durch Herbeiführung der körperlichen Ertüchtigung mittels gesetzlicher Festlegung einer Turn- und Sportpflicht, durch größte Unterstützung aller sich mit körperlicher Jugend-Ausbildung beschäftigenden Vereine.
22. Wir fordern die Abschaffung der Söldnertruppe und die Bildung eines Volksheeres.
23. Wir fordern den gesetzlichen Kampf gegen die bewußte politische Lüge und ihre Verbreitung durch die Presse. Um die Schaffung einer deutschen Presse zu ermöglichen, fordern wir, daß:
    a. sämtliche Schriftleiter und Mitarbeiter von Zeitungen, die in deutscher Sprache erscheinen, Volksgenossen sein müssen;
    b. nichtdeutsche Zeitungen zu ihrem Erscheinen der ausdrücklichen Genehmigung des Staates bedürfen. Sie dürfen nicht in deutscher Sprache gedruckt werden;
    c. jede finanzielle Beteiligung an deutschen Zeitungen oder deren Beeinflussung durch Nicht-Deutsche gesetzlich verboten wird und fordern als Strafe für Übertretungen die Schließung eines solchen Zeitungsbetriebes, sowie die sofortige Ausweisung der daran beteiligten Nicht-Deutschen aus dem Reich.

Zeitungen, die gegen das Gemeinwohl verstoßen, sind zu verbieten. Wir fordern den gesetzlichen Kampf gegen eine Kunst- und Literatur-Richtung, die einen zersetzenden Einfluß auf unser Volksleben ausübt und die Schließung von Veranstaltungen, die gegen vorstehende Forderungen verstoßen.

24. Wir fordern die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen.

Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden. Sie bekämpft den jüdischmaterialistischen Geist in und außer uns und ist überzeugt, daß eine dauernde Genesung unseres Volkes nur erfolgen kann von innen heraus auf der Grundlage:
Gemeinnutz vor Eigennutz.

25. Zur Durchführung alles dessen fordern wir: Die Schaffung einer starken Zentralgewalt des Reiches. Unbedingte Autorität des politischen Zentralparlaments über das gesamte Reich und seine Organisationen im allgemeinen.

Die Bildung von Stände- und Berufskammern zur Durchführung der vom Reich erlassenen Rahmengesetze in den einzelnen Bundesstaaten.
Die Führer der Partei versprechen, wenn nötig unter Einsatz des eigenen Lebens für die Durchführung der vorstehenden Punkte rücksichtslos einzutreten.

Ein noch nie dagewesener Jubel braust auf, und unter immer neuen Zurufen der Menge wird Punkt um Punkt einstimmig angenommen. Dann stehen die zweitausend Menschen vor Adolf Hitler als eine einzige jubelnde Gemeinschaft, die nun hinausgehen und zeugen wird vom neuen Wollen des deutschen Menschen, eine Kämpferschar, gewillt, einem Manne zu folgen, der Trommler ist und Fahnenträger zugleich. Fahnenträger einer neuen, überwältigend großen Idee, für die es nur das eine geben kann:
Sieg!

Soldaten der Revolution
von
Dr. Karl Buchholz

Der fast unerwartet große Erfolg des 24. Februar 1920 läßt Adolf Hitler nicht ruhen. Eine Versammlung folgt der anderen; jede Woche drängen sich im Festsaal des Hofbräuhauses die Menschen; immer wieder gelingt es der sicher wirkenden Kraft des Redners, die Massen zu beschwingen, sie mit sich fortzureißen.
Und weil er klar sieht und die Fehlerquellen der deutschen Politik richtig erkennt, erhält er einen Bundesgenossen, die ihm in die Hände arbeitet: die Zeit, die ihm in allen seinen Voraussagen recht gibt. Denn die Auswirkungen von Versailles beginnen sich jetzt auch bei dem einzelnen Volksgenossen bemerkbar zu machen. „Wahnsinn oder Untergang?“ - so lautet die Fragestellung, bei deren Beantwortung Hitler das Verbrecherische der November-Revolte mit ihren Folgen kennzeichnet.
Jede Verbeugung der bürgerlichen und marxistischen Größen vor den Staatsmännern des Feindbundes quittieren diese mit neuen Forderungen, eine immer härter und brutaler als die andere. Und man bringt das Kunststück fertig, auch diese Forderungen zu erfüllen, das Volk im Innersten auszusaugen und auszupowern. Die Lieferungen an Vieh, Kohle, Einsenbahnmaterial aus dem Waffenstillstandsdiktat sind noch nicht beendet, da werden die deutschen Handelsschiffe ausgeliefert, wird der gesamte deutsche Besitz im Ausland geraubt, werden Nordschleswig, Oberschlesien, Danzig aus dem Verband des Reiches gelöst. Und wenn ein Mitglied der interalliierten Kontrollkommissionen in Deutschland wegen seines unverschämten Auftretens die gerechte Strafe erhält, dann verlangen die Unterdrücker Entschädigungen ohne Maß. Das Reich aber zahlt und mahnt zur „Besonnenheit“.
Noch im Jahre 1927 schreibt die „Münchener Zeitung“ bei Betrachtung der Verhältnisse am Rhein: „Besonnen ist, wenn man sich eine Ohrfeige geben läßt und sie ruhig einsteckt.“ Diese Ansicht aber ist in den Jahren zuvor die öffentliche Meinung des deutschen Bürgers allenthalben.
Gegen eine solche Knochenerweichung auf der ganzen Linie wehrt sich Hitler im Frühjahr 1920 mit dem Ausruf: „Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder ein Verenden im Stumpfsinn, d. h. bleibt ruhig und werdet Sklaven, oder Widerstand! Wenn es gelänge, 1,5 Millionen auf einer Plattform in Deutschland zu vereinigen, Männer, die bereit wären, sich - wenn notwendig - für das Vaterland zu opfern, dann wäre Deutschland gerettet.“
Indessen liest der ehrsame Bürger in seinem Leibblatt einen Artikel „Zur Psychologie der Friedensbedingungen“, in dem gesagt wird: „Nur gegen den Militarismus richtet sich die Wut der Feinde; ist dieser erst einmal restlos beseitigt, dann wird man uns auch wieder besser behandeln. Die wahren Feinde sind eben nur jene Deutschen, welche die Waffenabgabe verhindern und die Feindbundstaaten stets von neuem reizen.“ Eine Darlegung, die nicht hindert, daß auf der nächsten Seite des gleichen Blattes in fetten Lettern steht: „Unmögliche Forderungen der Entente ... Hundert Milliarden Mark, zahlbar in jährlichen, noch zu bestimmenden Raten.“
Eilt diese Nachricht auch den später noch viel schlimmer werdenden Tatsachen voraus, so müssen die Erfüllungspolitiker in Deutschland und ihr optimistischer Anhang doch wieder einmal erfahren, daß die Feindbundstaaten durch keinerlei Nachgiebigkeit zu einer versöhnlicheren Haltung bewegt werden können. In den Julitagen des Jahres 1920 begeben sich u. a. der Zentrumskanzler Fehrenbach, der demokratische Außenminister Dr. Simons, General v. Seeckt und der als Sachverständige hinzugezogene Industrielle Stinnes nach Spa in dem Glauben, dort mit den Vertretern der Entente verhandeln zu können, während sie in Wahrheit vor einen internationalen Gerichtshof zur Entgegennahme eines ebenso ungerechten wie grausamen Urteils geladen werden. Richter ohne Gnade sind die Staatsmänner der Entente gegenüber den erfüllungsbereiten deutschen Delegierten: der französische Ministerpräsident Millerand, die Engländer Lloyd George und Lord Curzon, der Italiener Graf Sforza und der Vorsitzende dieser „Konferenz“, der belgische Minister Delacroix. Und nur mit einem Lächeln tun sie Hugo Stinnes ab, als er aufbegehrt, weil nichts hinter ihm steht - keine Macht, keine Idee, kein blutvoller Wille - als nur der wirtschaftliche Selbstzweck eines nicht ganz ernst genommenen Industriemagnaten. Aber nicht nur ihm, sondern dem ganzen deutschen Volk erweist der marxistische Arbeitervertreter Hue einen schlechten Dienst, als er, von der internationalen Solidarität der Bergarbeiter faselnd, in Spa die Bereitschaft der deutschen Arbeiter bekundet, durch Überschichten Frondienste für die Entente und besonders für Frankreich zu leisten, damit dieses auf ein halbes Jahr monatlich die Lieferung von zwei Millionen Tonnen Kohle erhalte, deren Gegenwert auf die deutsche Reparationsschuld anzurechnen sei. Und als die Franzosen jetzt drohen, bei Nichtannahme oder unvollständiger Erfüllung dieser Forderungen das Ruhrgebiet zu besetzen, da unterzeichnen die Deutschen das Ausbeutungsprotokoll. Instinktlos geworden in ihrer Angst vor der Entente und zugleich bangend vor der nationalen Opposition im Reich, fühlen sie oder wollen sie das Bestreben Frankreichs nicht fühlen, eines Tages unter irgendwelchen Vorwänden dennoch an die Ruhr zu marschieren.
Zugleich aber hat diese erste Zusammenkunft zwischen Deutschen und Alliierten nach dem Friedensschluß mit seiner wirtschaftlichen Knebelung auch die Bestimmungen über die Entwaffnung Deutschlands gebracht, durch die man das deutsche Volk endgültig zur Wehrlosigkeit gegen die unersättliche Habgier der „Sieger“ verdammen wollte. Weit ist man dabei über das Versailler Diktat hinausgegangen, hat nicht nur die Ablieferung und Verschrottung jeglichen Kriegsmaterials wie Flugzeuge, Geschütze und Munition erpreßt, sondern man hat sich auch dazu

verstiegen, die Auflösung der Bünde, Einwohnerwehren und all jener Organisationen zu fordern, die Deutschland bisher vor dem völligen Ruin bewahrt haben.
Den Schlußstrich unter die noch schwebenden Fragen der Entwaffnung und der Reparationen beginnen die Alliierten am 29. Januar 1921 mit den „Pariser Beschlüssen“ zu ziehen und beenden ihn bei der Londoner Konferenz im März und dem darauffolgenden Ultimatum im Mai 1921. Gestützt auf die Lüge von der Schuld Deutschlands am Weltkriege, wiederholt in London Lloyd George die Pariser Beschlüsse, nach denen Deutschland bis zum Jahre 1963 nicht weniger als 200 Milliarden Goldmark in 42 Jahresleistungen zahlen soll. Die schlecht vorbereiteten Gegenvorschläge des deutschen Außenministers Dr. Simons werden abgelehnt, und Lloyd George erklärt, daß sich die Entente „zu ihrem Bedauern“ gezwungen sehe, nunmehr „Sanktionen“ in Kraft treten zu lassen.
Diese bestehen in der am 28. März 1921 erfolgten Besetzung von Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort durch alliierte Truppen, die damit an der Schwelle des Ruhrtales angelangt sind, bereit, den Vormarsch in das deutsche Kohlenrevier anzutreten, weil sie von der willensschwachen Regierung in Berlin einen Widerstand nicht zu fürchten haben. Eine Tatsache, die wieder einmal ihr trauriges Ergebnis zeitigen soll. Am 5. Mai 1921 überreicht Lloyd George dem deutschen Botschafter in London ein Ultimatum, in dem die Reparationsschuld zwar auf 132 Milliarden herabgesetzt, aber zugleich die vorbehaltlose Annahme dieser immer noch bis zum Wahnsinn überspannten Forderung verlangt wird, wenn die sofortige Ruhrbesetzung vermieden werden soll.
Gegen all das wagen die liberalen und marxistischen Unterwürfler der deutschen Regierung nicht einmal mehr auf dem Papier zu protestieren. Das neugebildete Kabinett Wirth nimmt das mit einer unerhörten Knebelung der gesamten deutschen Wirtschaft verbundene Londoner Ultimatum an. Selbst die einstigen Größen des so unschön verflossenen Kaiserreiches wissen nichts anderes zu tun, als von der Tribüne des Reichstages herab Klagelieder anzustimmen, die untergehen im Johlen der marxistischen und jüdischen Meute im Plenum jenes Hauses, das einst dem deutschen Volke zur Wahrnehmung seiner Interessen errichtet worden ist. Leise und kraftlos auch tritt das deutsche Bürgertum auf, unfähig, nur einen Finger zu rühren gegen jene, die auf nichts anderes bedacht sind als auf einen persönlichen Profit, der für sie bei dem Riesengeschäft des deutschen Unterganges herausspringen könnte.

Nur in München gärt es aus der Geschlossenheit einer kleinen, aber granitharten Kampfschar heraus, die sich fester von Tag zu Tag um Adolf Hitler schart. Zu einer Massenversammlung, in der er selbst gegen den Vernichtungswillen der Entente und gegen die Träger der Zersetzungserscheinungen im Innern sprechen will, ruft er noch im Winter auf. Er tut das aus eigener Initiative, gegen den Willen einer aus völkischen Verbänden bestehenden Arbeitsgemeinschaft, die ihn mit Zaudern und Zögern, mit Nervosität und Ängstlichkeit lange genug an entschlußfreudigem Handeln gehindert hat.
Rasch arbeitet seine Propaganda. Überall hängen die blutroten Plakate, liegen die roten Handzettel. Aufreizend wie die Farbe ist ihr Inhalt: „Glaubt nicht, daß das Deutschland des Unglücks und Elends, das Land der Schieber und des Wuchertums, dieser Freistaat jüdischer Korruptionen noch genesen kann durch Parteien, die sich immer auf den sogenanten Boden der Tatsachen stellen. Niemals! Auf, erscheint in Massen! Uns bringt Hilfe nur der Kampf gegen Schieber in Politik und Wirtschaft. Uns bringt Rettung nur eine tatkräftige Partei!“
In München weiß man, was diese Partei will, denn kaum ein Jahr ist verflossen, seit sie ihr Programm verkündet. Am 3. Februar 1921 nun soll von dem Gesichtspunkt nationalsozialistischen Wollens her die Bevölkerung Münchens wieder einmal in ganz großem Rahmen aufgerüttelt werden. Die Vorbereitungen hierzu sind ungewöhnlich, nie erlebt. Denn durch die Maximilianstraße in München fegen Lastwagen, rot drapiert und mit in dieser Zeit merkwürdig anmutenden Gestalten darauf. Einige noch in den alten, schäbig gewordenen Militärmänteln, die anderen in einfachen Windjacken. Und alle haben sie am Arm eine rote Binde, auf dem Kopf eine Skimütze und über ihnen knattern rote Hakenkreuzfahnen im Winde.
Adolf Hitler selber hat dieses Feld- und Ehrenzeichen der jungen Bewegung entworfen. Absichtlich hat er die ruhmvollen Farben des alten Reiches beibehalten, weil sie in Kampf und Sieg, in Not und Tod strahlendes Symbol der Einigung Deutschlands gewesen sind. Aber bewußt hat er eine neue Zusammenstellung geschaffen, um damit das Programm der jungen Bewegung leuchtend zu symbolisieren. Klar und eindeutig tritt der sozialistische Gedanke im feurigen Rot der Flagge hervor; hell kündet sich im Weiß das nationale Wollen und drohend offenbart das Schwarz des Hakenkreuzes den Mut zum Kampf für den Sieg des arischen Menschen über die jüdischen Eindringlinge.
Und leuchtend rot wie die Fahne des Nationalsozialismus sind auf jenen Lastwagen auch die Plakate, die durch die Straßen Münchens fahren, auf denen zur Teilnahme an einer großen Versammlung aufgefordert wird. „Juden ist der Eintritt verboten“, heißt es zum Schluß. Und nicht zuletzt dieser Satz ruft die Marxisten auf den Plan, die jetzt merken, daß ihnen mit der Fahrt dieser Lastwagen ein schon allzu lange angemaßtes Vorrecht streitig gemacht werden soll: das Recht auf die Straße!
Darum fliegen in den Vorstädten die Steine. Der „klassenbewußte“ Marxist ist nicht ohne weiteres gewillt, sein vermeintliches Recht auf die Straße an andere abzutreten, die, wie er mit Erstaunen feststellt, zwar der „proletarischen Klasse“ angehören, aber eine gänzlich neue Haltung zur Schau tragen.
Mit Hilfe dieser Männer hat Adolf Hitler den großen Sprung gewagt und zum Abend den weiten Saals des Zirkus Krone gemietet. „Zirkusdirektor“ ist er geworden, höhnen seine Feinde aus allen Lagern und prophezeien ihm einen

gehörigen Reinfall. Denn 8000 Menschen faßt der riesige Raum. Daß es möglich sein soll, ihn auszufüllen, halten die Satten, die Überlegenden, die „Tatsachenmenschen“ für ausgeschlossen. Sogar die anderen nationalen Verbände haben vor einem Überspannen gewarnt. Und auch Hitler weiß: jeder Mißerfolg wirft ihn um Wochen zurück. Dennoch...!
Abends gibt es bange Minuten, denn wenig tröstlich sind die ersten Nachrichten. Endlich, kurz vor acht Uhr, heißt es: Dreiviertel der Plätze verkauft, und vor den Kassenschaltern noch große Menschenmengen. Als Adolf Hitler den vollbesetzten Riesenraum betritt, erfaßt ihn die gleiche große Freude, die er in der ersten Versammlung im Hofbräuhausfestsaal erlebt hat. Doch erst auf dem hochgelegenen Podium übersieht er die ungeheuren Menschenmassen völlig. Wie in einer Riesenmuschel breiten sie sich flächenartig vor ihm aus, selbst in der Manege drängt man sich. Und kaum hat er zu sprechen begonnen, da weiß er, daß dieser Abend ein ganz großer Erfolg sein wird. „Zukunft oder Untergang“, lautet das Thema. Zweieinhalb Stunden redet Hitler über die Ausplünderung Deutschlands, die Schmach der Kriegstribute, die Versklavung der deutschen Arbeiter und ruft schließlich aus: „...Wir sind Menschen und keine Hunde! ... Wenn sechzig Millionen, Mann und Weib, vom Greis bis zum Jungen in einmütiger Entschlossenheit erklären: wir wollen nicht!, dann soll der Wille dieser Millionen wenigstens das eine sichern: die Achtung, die man dem verweigert, der die Peitsche küßt! Sechzig Millionen sollten darum der Reichsregierung zum klaren Bewußtsein bringen, daß, wer verhandelt, stürzt ...!“
Die Zuhörer rasen und toben, ein einziger Schrei ist ihre Antwort: „Nieder mit den Novemberverbrechern!“ Dann ebbt der Beifall ab und geht in eine weihevolle Stille über, die Adolf Hitler später in diesem Raum so oft erlebt hat und die, wie er selbst schreibt, „jedem einzelnen wohl unvergeßlich bleiben wird.“ „Man hörte dann“, so sagt er im „Kampf“, „kaum mehr als den Atemzug dieser Riesenmenge, und erst als ich das letzte Wort gesprochen, brandet es plötzlich auf, um in dem in höchster Inbrunst gesungenen Deutschlandlied seinen erlösenden Abschluß zu finden. - Ich verfolgte es noch, wie sich langsam der Riesenraum zu leeren begann und ein ungeheures Menschenmeer durch den gewaltigen mittleren Ausgang fast 20 Minuten lang hinausdrängte. Erst dann verließ ich selbst, überglücklich, meinen Platz, um mich nach Hause zu begeben.“
Nur acht Tage später ruft Hitler die deutsche Jugend ins Hofbräuhaus. Wieder sieht man auf allen Straßen und Plätzen die feuerroten Handzettel und Plakate: „Deutsche Studenten, die ihr noch ein Herz habt für das heutige Leid eures Volkes, kommt… Adolf Hitler spricht am 11. Februar 1921 über „Deutsche Jugend, deutsche Zukunft.““

Auch aus den Kreisen der Dichter und Denker erhält Adolf Hitler freundliche Zustimmung und treue Bundesgenossen. Einer der ersten ist Dietrich Eckart, der für die Bewegung den flammenden Kampfruf geschrieben hat:

Sturm! Sturm! Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet, daß Funken zu sprühen beginnen.
Judas erscheint, das Reich zu gewinnen.
Läutet, daß blutig die Seile sich röten.
Rings lauter Brennen und Martern und Töten.
Läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt
Unter dem Donner der rettenden Rache.
Wehe dem Volk, das heute noch träumt,
Deutschland erwache!

Sturm! Sturm! Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet die Männer, die Greise, die Buben,
Läutet die Schläfer aus ihren Stuben,
Läutet die Mädchen herunter die Stiegen,
Läutet die Mütter hinweg von den Wiegen.
Dröhnen soll sie und gellen die Luft,
Rasen, rasen im Donner der Rache.
Läutet die Toten aus ihrer Gruft,
Deutschland erwache!

Die Größe Dietrich Eckarts liegt nicht nur in seiner dichterischen Begabung, sondern sie liegt mehr noch im Blut dieses Mannes, das ihn zwingt, sich ohne Besinnen in den Dienst der großen deutschen Sache zu stellen. Geschehen in einer Zeit, da andere, die schließlich auch dichten konnten, ihr Talent zum Unterbau des jüdischen Internationalismus machten und teil hatten an jenem häßlichen Verrat, der unter den Nachwehen des großen Krieges an Deutschland verübt wurde.
Und ferner ist es der blutgebundene Instinkt, welcher Dietrich Eckart mit jenem Manne zusammengeführt, der - deutschen Stammes, vertrieben vom russichen Bolschewismus aus einer baltischen Ostseeheimat - mit Eckart an der Zeitschrift „Auf gut Deutsch“ arbeitet: Alfred Rosenberg. Ein begeisterter Anhänger Stewart Houston Chamberlains, dessen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ er schon in jungen Jahren als seinen Katechismus betrachtet hat, ist Rosenberg nicht nur ein glühender Antisemit, sondern auch ein Künder großer Gedanken, die ohne Frage als Beginn einer völligen Umwertung der bisherigen Geschichtsauffassung in der abendländischen Geisteswelt zu betrachten sind. Jetzt schon spricht er über die kulturschöpfende Kraft der Völker nordischer Rasse, erkennt das Weltjudentum in seinem Machtstreben über die Völker, spürt dem Gewirr seiner Fäden nach, die es über den Erdball gesponnen hat und erkennt im Freimaurertum einen jüdischen Vortrupp, der unter der Maske einer bewußt falsch gesehenen Humanität das Heldische, Starke im Menschen unterdrückt und in den Logen eine große überstaatliche Organisation schafft, um diese den jüdischen Zwecken dienstbar zu machen. Daneben zeigt er auf, in welchem Maße sich die internationale Hochfinanz zur Herrin über die Arbeiterbewegung in allen Ländern

aufgeschwungen hat. - Kein Wunder darum, daß Dietrich Eckart und Rosenberg schon früh zu den treuen Gefolgsmännern Adolf Hitlers gehören, mit dem sie sich durch Blut und Idee auf das engste verbunden fühlen.
Als im Dezember 1920 die Bewegung ein eigenes Organ in dem „Völkischen Beobachter" erhält, übernehmen die beiden Freunde die Schriftleitung. Auf das ärgste befehdet von der jüdischen Regierungspresse und totgeschwiegen vom bürgerlichen Liberalismus, dessen Vertreter - nicht zuletzt die politisch Rechtsstehenden - die Nase rümpfen über diese „unfeinen Nazis, mit denen man sich natürlich nicht amalgamieren kann, weil sie sich auf der Straße mit dem ‚Pöbel' herumschlagen und alles andere sind als salonfähig." Standpunkt des „ehrsamen" Bürgers, von ihm im Grunde beibehalten bis zur Gegenwart. Schlaffheit im Blut und von der Blässe fremder Gedanken bis ins tiefste angekränkelt, lehnt er in jener Zeit auch die Rassenthese Rosenbergs ab. Schließlich, so meint der Bürger, sind doch die Juden „auch Menschen". Aber daß sie völlig andersgeartete Menschen sind, aus ihrer Rasse heraus dem deutschen Wesen ewig fremd bleiben müssen und nicht nur als Herrschende eine ungeheure Gefahr für die Einheitlichkeit des Deutschtums darstellen, das erkennt der materialistische Bürger nicht, dem die Nationalsozialisten schon wegen ihrer Armut als unbeachtlich oder gar als unangenehm erscheinen. Ein Grund übrigens, der nach bürgerlicher Meinung die junge Bewegung niemals zu einem Faktor im politischen Geschehen machen kann.
Doch es kommt anders. Zunächst gelingt es Adolf Hitler sowie seinen Mitarbeitern Eckart und Rosenberg, den „Völkischen Beobachter" zu einem lesenswerten Blatt zu machen, das sich aus sich selbst heraus als Kampfzeitung erhält. Verfolgungen, denen Dietrich Eckart als verantwortlich zeichnender Hauptschriftleiter ausgesetzt ist, erträgt er mit Gleichmut, obwohl die recht zahlreichen Gefängnisstrafen seine Gesundheit derart untergraben, daß er schießlich an den Folgen der Haft stirbt.
Indessen wäre alle Arbeit umsonst gewesen, hätte Adolf Hitler in seinem alten Kompaniefeldwebel, Max Amann, nicht einen hervorragenden Geschäftsführer für den Parteibetrieb und insbesondere auch für den „Völkischen Beobachter" gefunden, zu dem sich Xaver Schwarz als bedeutender Finanzverwaltung gesellt. Bei Übernahme dieses schweren Amtes erklärt Schwarz sogleich seinen Grundsatz, daß die Partei sich durch Beiträge der einzelnen Mitglieder zu erhalten habe und nicht bei irgendwelchen wohlhabenden Freunden betteln gehen dürfe.
Das große Werk aber kommt erst in Gang, als Adolf Hitler am 1. August sich gegen die Ausschüsse und einen gewissen Teil des Vorstandes in der Partei durchsetzt und nun die Führung der Bewegung allein übernimmt. Zielbewußt baut er sie nun auf nach dem Führerprinzip, nach dem germanischen Gesichtspunkt von Führer und Gefolgschaft, die geeint sind durch das Band der Treue. Der Führer kämpft für den Erfolg der Gemeinschaft und der Gefolgsmann für den Führer.

Immer stärker geht in dieser Zeit eine nationale Welle durch das Land. Was gut ist und kraftvoll in der Münchener Bevölkerung schart sich um Adolf Hitler. Grund genug für die bayerische SPD, den Aufstieg der jungen Bewegung mit Argwohn, Groll und schließlich mit Wut zu verfolgen. Denn für den Marxismus tritt nun etwas völlig Unvorhergesehenes ein: Die Absplitterung wichtiger Teile der Arbeiterschaft beginnt sich bemerkbar zu machen, und eine Reihe ehemaliger Marxisten bekennt sich zur NSDAP. In ihrer Angst um den Verlust von Anhängern zetert die Sozialdemokratie Tag für Tag in ihrer Presse über „die völkische Pest". Ganz offen spricht die „Münchner Post", das Zentralorgan der SPD Bayerns, davon, daß man die Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen dürfe und es an der Zeit sei, jetzt endlich „proletarische Fäuste" arbeiten zu lassen. Hinter den Kulissen aber klüngelt man an einem Plan, mit dem Ziel, die NSDAP zu zerschlagen.
Als die Herbstnebel über München brauen, durcheilt plötzlich ein Gerücht die Stadt: „Auer ist erschossen worden!" Man weiß, daß es sich um den sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten handelt, der unter den marxistischen Anhängern besonders beliebt ist. Obwohl sich sehr bald herausstellt, daß dieses Gerücht unwahr ist und Auer selber lediglich angibt, daß man auf ihn gelegentlich eines Abendspazierganges ein Attentat versucht habe, trotz alledem ist das eine erreicht: die Gemüter sind bis zur Siedehitze erregt; eine Atmosphäre, aus der heraus die Marxisten sich zur Tat entschließen.
So kommt es zu einem denkwürdigen Tag in der Geschichte der Bewegung, dem 4. November 1921. Für diesen Termin hat die NSDAP eine Massenversammlung im Hofbräuhaus angesetzt. Am späten Nachmittag erhält Hitler die Nachricht, daß die Roten nun endgültig mit der Bewegung Schluß machen wollen. Doch jetzt ist es bereits zu spät, um ein stärkeres Aufgebot von kampfbereiten Parteigenossen zusammenziehen. Nur eine sehr schwache Ordnertruppe steht zum Versammlungsschutz zur Verfügung, nicht mehr als etwa 45 Mann. Da bleibt nur noch die Hoffnung, daß sich die marxistische Tatarennachricht als falsch erweisen würde, zumal derartige Alarmierungen schon öfter erfolgt sind, ohne daß sich etwas Ernsthaftes ereignet hat. - Aber schon beim ersten Anblick bietet der Saal des Hofbräuhauses kein angenehmes Bild. Lange vor Versammlungsbeginn ist er gefüllt mit annähernd tausend Marxisten; darunter in übergroßer Zahl jener Typ von Untermenschen, die, feige und brutal, zu jeder Gewalttat fähig sind. Dicht sitzen sie beieinander, erregt und aufgebracht, ein Zustand, der durch die Vertilgung von Unmengen Münchener Bieres noch gesteigert wird. Unaufhörlich schieben sich die Kellnerinnen durch den Raum, das Brett voll schwerer Maßkrüge. Hastig werden diese ergriffen, gierig geleert und einer zum anderen unter den Tisch gestellt. Über eine ganze Batterie solcher Maßkrüge verfügt darum bald jeder Marxist.

Stärker und stärker wogt das Stimmengewirr im Saal empor, vermengt mit lauten Zurufen an die Nationalsozialisten, als sie den Saal betreten. „Gebt auf eure Gedärme acht“, brüllt es allenthalben auf. „Besorgt euch Taschentücher, damit ihr eure Knochen nach Hause tragen könnt.“
Um ¾8 Uhr betritt Adolf Hitler den Saal und erkennt sofort den Ernst der Situation. Er läßt die Türen schließen, geht noch einmal zurück in die Vorhalle und sieht dort der in Reih und Glied angetretenen Ordnertruppe ins Auge. Eine kurze zündende Ansprache hält er darauf.
„Zum erstenmal“, so hebt er an, „werdet ihr der Bewegung auf Biegen und Brechen die Treue halten müssen. Keiner von uns darf den Saal verlassen, es sei denn, man trägt uns als Tote hinaus. Ich glaube an euch, an euren Mut und eure Zähigkeit. Ich weiß, daß keiner von euch mich im Stiche lassen wird. Erblicke ich aber einen, der sich als Feigling erweist, dann werde ich ihm persönlich die Binde herunterreißen und das Abzeichen fortnehmen. Wir müssen eben kämpfen bis zum letzten Mann. Darum geht vor beim geringsten Versuch, die Versammlung zu sprengen, und seid eingedenk dessen, daß man sich am besten verteidigt, wenn man selbst angreift!“
Starr und gebannt steht einen Augenblick der kleine Trupp. Dann erklingt aus heiseren Kehlen ein dreifaches „Heil“, rauh und hart.
Der Ordnertrupp marschiert auf seine Plätze, ein Teil umgibt den Tisch, auf den Adolf Hitler nach seiner Gewohnheit steigt und zu reden beginnt. In den ersten aufbrausenden Beifall mischen sich sofort höhnische Bemerkungen und wieherndes Lachen. Doch zunächst zwingt Adolf Hitler die bunt zusammengewürfelte Zuhörermenge in seinen Bann und erwidert die Zwischenrufe mit der Geschicklichkeit eines geschulten Redners, der Neues zu sagen hat und dieses Neue aus den Quellen einer zwar tief fundierten, aber noch unbekannten Weltanschauung schöpft. Mit ganzer Seele wendet er sich an seine Gegner, an sie, die heute die Bewegung vernichten wollen. Und sie horchen auf, als er sie fragt, ob sie im Stumpfsinn zu Sklaven werden wollen; ob sie sich jahrelang aufgebäumt hätten gegen die kleinste Beeinträchtigung ihrer Rechte, nur um nach vierzigjährigem Kampfe vom überstaatlichen Kapital und seinen hauptsächlichsten Trägern, den Juden, unterjocht zu werden, die maßgebend und einflußreich hinter der bedrohlichen Macht des Feindbundes stehen.
Da schmettert ein Zwischenrufer ein „Pfui“ durch den Saal. Von vielen Stimmen wird es aufgenommen. Aber in das Lärmen und Toben dringen die Ordner und stellen noch einmal die Ruhe wieder her, so daß Adolf Hitler weitersprechen kann. Nun geißelt er die Führer des Marxismus, zeigt auf, wie es der gleiche Jude ist, der die Arbeiterschaft einst als Mehrheitssozialist geführt, um danach in ihren Reihen auch als Kommunist wieder aufzutauchen und nun in der Rolle des revolutionären Marxiten sein Unwesen zu treiben. „Ist es möglich“, so fragt Adolf Hitler, „daß dieser Jude die Arbeiterschaft jemals zum Kampfe gegen die Hauptstützen des Kapitals führen wird, mit denen er versippt und rassisch verbunden ist? Im Gegenteil, er wird euch hindern, den Kampf gegen die wahrhaften Ausbeuter zu führen, denn er kann nie und nimmer eure Befreiung wollen, dieser Jude, der ja nur von den Pfründen lebt, die ihm durch eure Knechtschaft anheimfallen.“
Zweieinhalb Stunden spricht Adolf Hitler. Recht flau ist die Stimmung unter den Marxisten geworden, und es scheint fast, als sollte die Versammlung ein Erfolg werden. Sie wird es, aber auf andere Weise, sls gedacht. Denn plötzlich setzen die Zwischenrufe wieder ein. Da springt mitten im Saal ein Mann auf und brüllt das Wort „Freiheit“ in die Menge hinein. Dies ist das Signal zum Angriff. Aus tausend Kehlen pflanzt sich der Schrei fort, die Meute erhebt sich, und ein ohrenbetäubender Lärm entsteht. Die Menschen schieben sich und drängen, sie johlen und brüllen; Stuhlbeine knacken, Tische brechen und Wurfgeschosse aller Art sausen durch die Luft.
Ein Bierkrug fliegt gegen Hitler. Verfehlt sein Ziel und zerkracht an der Wand mit hohlem Knall. Ein Schnellfeuer von Gläsern, Holzstücken und Scherben läßt den Saal erzittern.
Da springt ein baumlanger Ordner in eine wildkämpfende Gruppe der Marxisten. Unaufhörlich läßt er ein Stuhlbein niedersausen auf die Köpfe der Gegner. Mann an Mann fallen sie um ihn herum. Wie Wölfe stürzen sich die anderen Mitglieder des Ordnertrupps auf die Störenfriede, dreschen in sie hinein mit fanatischer Wut, drängen sie nach hinten und bahnen sich durch den Saal Gassen, die belegt sind von einer Unzahl wimmernder Körper am Boden. In Rudeln zu acht und zu zehn Mann kämpfen sie auf den verschiedensten Stellen des weiten Raumes, immer wieder angesprungen von der belfernden Meute.
Unbeweglich steht Adolf Hitler auf seinem Tisch, sieht, wie die Kameraden niedersinken unter den klaffenden Hieben der Marxisten, sieht, wie sie sich blutend immer wieder von neuem emporreißen und ankämpfen gegen wild wogende Haufen. An einer Ecke bricht Rudolf Heß zusammen, springt wieder auf, das Gesicht voller Blut und Schweiß. So stehen sie alle ihren Mann, wahrhaft getreu bis in den Tod, die Weber, Wutz, die Körner, Wichmann und besonders tapfer Maurice. Die Kleider zerrissen, die Körper voll Wunden, so raffen sie sich wieder und wieder empor, bis sich der Sieg auf die Seite der kleinen Gruppe von Nationalsozialisten zu neigen beginnt. Schon lichtet sich der Saal, fast undurchsichtig infolge der dicken Rauchschwaden über den Köpfen. Und in die Atmosphäre von schalem Biergeruch mischt sich die fade Süßlichkeit geronnenen Blutes.
Da durchzuckt, wabernder Lohe gleich, ein Feuerstrahl den dunstigen Raum und ein Knall peitscht auf; gleich darauf ein zweiter. Pistolen blitzen, eine wilde Schießerei beginnt. Besonders heiß geht es in der linken rückwärtigen Saalecke zu, in der ein großer Haufen erbitterten Widerstand leistet. Aber nun ist die Wut der blutenden Nationalsozialisten ins maßlose gestiegen. Zäh kämpfen sie, fanatisch, mit der Kraft von Männern, die der Kampf

an den Fronten des Weltkrieges erprobt und gestählt. Nicht früher geben sie nach, bis endlich auch der letzte Störer aus dem Saal getrieben worden ist.
Von nun an aber nennt Adolf Hitler seine Kameraden, die an diesem Tage bewiesen haben, daß sie nicht ein landläufiger „Ordnertrupp", sondern Soldaten der deutschen Revolution sind, „Sturm-Abteilung": S.A.
Auf seinem Tisch steht der Führer wie zu Versammlungsbeginn, schaut hinweg über das Chaos am Boden von zerbrochenen Stühlen, Scherben und verwundeten Menschen. Und neben ihm steht Hermann Esser, der seelenruhig verkündet: „Die Versammlung geht weiter. Das Wort hat der Referent."

In München hält sich jetzt der Marxismus eine Zeitlang zurück und bis zum Jahre 1923 hat die „Münchner Post" nicht mehr mit „proletarischen Fäusten" gedroht. Feige verkriechen sich die roten Drahtzieher, nicht ohne aus ihren Verstecken gellende Angstrufe nach Berlin zu richten: „Helft, sonst erliegen wir der völkischen Pest!"
Allein die Reichsregierung, ohnmächtig aus ihrem schlechten nationalen Gewissen heraus, vermag nichts anderes zu tun, als das Reichsoberhaupt nach München zu schicken. Allein Herr Ebert hat dort keinen sehr schönen Empfang. Nicht nur, daß am Bahnhof eine rote Badehose gehißt wird - als Anspielung auf das in einer illustrierten Zeitschrift erschienene Bild, welches den figürlich nicht allzu reizvollen Präsidenten als Badeengel an der Ostsee zeigt -, sondern darüber hinaus begleiten die Münchener seine Fahrt durch die Stadt mit einem Pfeifkonzert, und aus der Menge heraus tönt ihm der recht peinliche Zuruf: „Landesverräter!" entgegen.
Erst in Berlin kann der rote Präsident wieder aufatmen. Hier und in den außerbayerischen Teilen des Reiches ist ihm die Stimmung bei der breiten Masse, die nach wie vor unter dem Zeichen der marxistischen Propaganda steht, wesentlich gewogener. Denn dort benutzt man noch immer den Tod des einstigen Ministers Matthias Erzberger, der am 26. August 1921 von zwei ehemaligen Offizieren, Schulz und Tillessen, erschossen worden ist, zur Hetze gegen die nationalen Verbände, ohne jedoch zu sagen, aus welchen Gründen zwei an sich ehrenhafte, untadelige Männer zu einer solchen Tat gekommen sind. Nichts davon, daß Erzberger die Interessen des deutschen Volkes sowohl während des Krieges, als auch beim Abschluß des Waffenstillstandes zu Compiègne und später sogar gegen Bezahlung in verräterischer Weise preisgegeben hat; und ebensowenig davon, daß dieser Mann bis zum letzten Tage seinen unheilvollen Einfluß auf den amtierenden Reichskanzler Dr. Wirth ausgeübt und als stärkster Verfechter der Deutschland völlig ruinierenden Erfüllungspolitik zu gelten hat. Nichts von alledem. Es hätte sonst offenbar werden müssen, daß die beiden Offiziere als Angehörige einer Nation, die den politischen Mord nicht kennt, durch eine Politik des behördlich sanktionierten Landesverrates zu einem Verzweiflungsschritt getrieben worden sind, um das Volk von einem Vampyr zu befreien.
Und in gleicher Weise ist es ein Verzweiflungsschritt gewesen, als kaum ein Jahr später, am 24. Juni 1922, wiederum zwei frühere Offiziere, diesmal Kern und Fischer, die Beseitigung des Außenministers Walter Rathenau vornehmen. Ihn, den eine Anzahl Schüsse in der Königsallee niedergestreckt haben, kann man wohl als den bedeutendsten Vorkämpfer für die Errichtung einer jüdischen Weltherrschaft ansprechen, der, die Fernziele klug verschleiernd, seinen Willen und seine durchaus überragenden Verstandeskräfte nicht in den Dienst der deutschen Nation gestellt hat, sondern in den des jüdischen Volkes und dessen wirtschaftlichen Beziehungen. Daß ein derart schädliches Wirken in der Republik von Weimar möglich gewesen, fällt ihr zur Last. Nicht minder aber auch, daß dadurch zwei junge Menschen mit heißem vaterländischem Herzen und gesundem völkischen Instinkt zu einer Tat getrieben worden sind, die sie bei einer nationalen Haltung der herrschenden Gewalten nie und nimmer begangen hätten. Völlig selbstlos handelnd, haben sie Leben und Ehre als letzte Möglichkeit aufs Spiel gesetzt, eine Bresche in die Befestigung des jüdischen Regimentes in Deutschland zu schlagen. Und haben ihr Leben gelassen. Doch über die Ehre dieser Männer hat die Geschichte zu richten, die ihnen nie die Reinheit des Wollens aberkennen wird, geschweige denn die Ehrenhaftigkeit ihres Handelns.
Indessen haben jetzt die Mächte von Weimar einen Vorwand, sich in Drangsalierungen gegen die nationale Bevölkerung zu ergehen, beachten dabei aber nicht, daß Druck Gegendruck erzeugt, und daß es dadurch eines Tages zwischen dem nationalen und internationalen Element auf deutschen Boden zur Kraftprobe kommen muß. Wer wird auf lange Sicht der Stärkere sein? - Der Erfüllungskanzler Dr. Wirth (Zentrum) verkündet zunächst das Gesetz zum Schutze der Republik, das sich fast ausschließlich gegen nationale Kreise richtet. Dabei donnert er erhobenen Armes die Worte hinaus: „Der Feind steht rechts."
Mit einer Reihe von Ausnahmegesetzen und mit der Errichtung des Staatsgerichtshofes versucht man diesen „Feind" zu bekämpfen und ruft zur moralischen Hilfeleistung sogar die Mächte von Versailles an. Der Stahlhelm wird aufgelöst, und auch die Regimentsvereine werden, obwohl augenfällig in ihrer Harmlosigkeit lediglich als Traditionshüter der ruhmreichen alten Armee gedacht, verboten.
All das wird, namentlich in Preußen, mit besonderer Strenge durchgeführt. In Bayern verhält man sich anders. Die bayerische Landesregierung, vertreten durch ihren Ministerpräsidenten v. Kahr, der im weiteren Verlauf der Dinge eine recht unschöne Rolle spielt, sucht sich den jüdischen Machenschaften der Berliner Gewalten zu entziehen. Mit Hilfe der nationalsozialistischen Kräfte gelingt es vorläufig, Bayern zum Hort vaterländischen Geistes zu machen, und es wird erreicht, daß die NSDAP in dieser Zeit der allgemeinen Auflösung noch nicht verfällt.
Dagegen tobt die rote Meute in Berlin. Offen berät die „Sozialistische Arbeitsgemeinschaft", bestehend aus der Sozialdemokratie und den Unabhängigen Sozialdemokraten, über einen mit den Kommunisten gemeinsam

auszuführenden Marsch nach München. Auf einer Berliner Betriebsräteversammlung weist der Kommunist Remmele darauf hin, daß Hitler von München aus das Proletariat zersetzt und die marxistische Arbeiterschaft verwirrt. Angelegentlich beschäftigt sich dabei Remmele mit zwei maßgebenden Persönlichkeiten des offiziellen München, die allerdings aus ihrem Zugehörigkeitsgefühl zum Nationalsozialismus schon damals keinen Hehl gemacht haben: dem Polizeipräsidenten Pöhner und seinem treuen Berater Frick.
Als sich nun die bayerische Regierung doch nachgiebig zeigt und vor den Forderungen der roten Herrscher Schritt für Schritt zurückweicht, veranstalten Hitler und mit ihm alle nationalen Verbände eine machtvolle Demonstration gegen das Republikschutzgesetz. Mit Sorgfalt trifft der Führer die notwendigen Vorbereitungen zum Aufmarsch. Zur festgesetzten Stunde stehen auf dem Königsplatz in München die einzelnen Formationen. Der Bund Oberland in seinen malerischen Trachten, die Regimentsvereine mit ihren Fahnen, die Offiziere in Uniform vor der Front, ferner der Bund „Reichskriegsflagge", die Organisation des Forstrats Escherich und die Münchener Einwohnerwehr. Das sind Tausende, aber weit und mächtig dehnt sich der riesige Platz und die bisher erschienenen Bünde vermögen die gähnende Leere nicht auszufüllen.
Dies geschieht erst als Adolf Hitler mit der NSDAP erscheint. Ein unendlich langer Zug ist es. Voran die Musik, und nach einem Wald wehender Fahnen sechs Hundertschaften der SA. Geordnet in Reih und Glied, uniformiert mit Windjacken, marschieren die Soldaten der deutschen Revolution nach den Klängen preußischer Militärmärsche, hinter der SA die Sektionen der Partei, welchen ungezählte Mitläufer und Zuschauer folgen.
Fast hunderttausend Menschen füllen jetzt den Platz; in seiner Mitte Adolf Hitler, dessen Rede mit Jubel und Begeisterung aufgenommen wird, als er zum Schluß erklärt: „Bayern ist heute das deutscheste Land im Deutschen Reich!"
Wohl hat der rote Schutzbund gedroht, ja sogar versucht, den Nationalsozialisten das Recht auf die Straße, das Recht zur Demonstration und das Recht zur Verkündung nationalen Gedankengutes streitig zu machen. Aber sobald das rote Gesindel sich zeigt und auf den Zug eindringt, lösen sich einige Gruppen der SA-Männer, fertigen die Roten ab und stehen bald wieder in Reih und Glied, als wäre nichts geschehen.
Das war die Vorübung zu einer weit größeren Aktion. Für den 14. Oktober 1922 nämlich haben die nationalgesinnten Koburger, deren Stadt in jener Zeit noch ganz kommunistisch verseucht ist, zu einem „Deutschen Tag" eingeladen und dabei den Führer gebeten, „einige Begleitung" mitzubringen, weil die Kommunisten gedroht hätten, eine Gegendemonstration zu veranstalten. Als Adolf Hitler die Einladung kurz vor Beginn der Tagung erhält, alarmiert er seine Münchener Getreuen und gibt entsprechende Weisungen an die SA der Nachbarorte. In einer Stunde bereits sind 14 Hundertschaften mit mehr als 800 Mann am Bahnhof versammelt. Ein Sonderzug führt sie nach dem Norden. Ungewohnter Anblick sind diese Soldaten der Revolution im Reich, und überall, wo der Sonderzug hält, um weitere SA-Männer aufzunehmen, gibt es Aufsehen und Erstaunen. In vielen kleineren Orten hat man noch nie die Hakenkreuzfahne gesehen. Aber bei dem Empfang in Koburg drücken die Gesichter der Festleitungsmitglieder Bestürzung aus; hatten doch die ehrsamen Bürger mit den Führern der Roten eine schriftliche Vereinbarung getroffen, daß die Stadt nicht mit entrollten Fahnen, nicht mit Musik und ebensowenig im geschlossenen Zuge betreten werden dürfe. Dafür wollten die Kommunisten die Festteilnehmer nicht weiter behelligen.
Die anfängliche Bestürzung der Festleitung aber wird zum wahren Entsetzen, als Hitler nun erklärt: „Vereinbarungen mit diesen Menschen erkenne ich nicht an. Meine SA tritt vor dem Bahnhof in ihren Hundertschaften an. Wir ziehen mit unserer Kapelle und wehenden Fahnen, wie wir das gewohnt sind, durch die Stadt. Sie, meine Herren, brauchen sich ja an dem Marsch nicht zu beteiligen ..."
Vor dem Bahnhof nimmt die nach vielen Tausenden zählende Menge eine feindselige Haltung an. Schimpfworte werden den Ankommenden zugerufen. Doch in vollster Ordnung geht der Aufmarsch vor sich, und der lange Zug zieht, ohne sich von der Kommune provozieren zu lassen, durch die unbekannte Stadt. Polizeibeamte führen. Aber in ihrer Angst bringen sie die SA nicht in das Quartier, eine Schützenhalle am Rande der Stadt, sondern in den Hofbräuhauskeller, nahe dem Zentrum. Dort schließen sie schnell die Tore, um ein Nachdringen der feindlichen Massen zu verhindern. Nur mit Mühe erzwingt sich Hitler eine Öffnung des Kellers, um ins Quartier abzurücken. Darauf entwickelt sich in den Gassen der Stadt eine regelrechte Straßenschlacht, da die Marxisten mit Steinen gegen die SA-Männer vorgehen. Nun gibt Hitler den Befehl zum Angriff. In einer Viertelstunde ist die Straße gesäubert und den Roten gründlich die Lust vergangen, sich weiter an den Nationalsozialisten zu vergreifen. Wohl kommt es nachts noch zu schweren Zusammenstößen, aber die Straße gehört unbestritten der SA.
Als die Kommune für den Sonntag noch einmal zu einer Demonstration auffordert, kommen nur wenige hundert Menschen, die schleunigst das Feld räumen, als Hitler mit seinen Männern erscheint. Nun erst traut sich die bisher verschüchterte Koburger Bürgerschaft hervor. Wo sich die Hitlerleute zeigen, grüßen sie begeisterte Zurufe, und am Abend dankt Koburg seinen Befreiern von der roten Zwingherrschaft.
Schwierig sind dann die Verhandlungen am Bahnhof wegen der Rückfahrt. Das Eisenbahnpersonal weigert sich, die SA - im Verlauf der Fahrt auf 1500 Mann angewachsen - wieder nach Hause zu befördern. Adolf Hitler erklärt deshalb den Eisenbahnern: „Dann fahren wir allein. Aber in jeden Wagen packen wir von euch und euren Bonzen so viele, wie wir ergreifen können. Fahren wir dann zum Teufel, so geht ihr gleich mit." Als die Eisenbahner merken, daß Hitler tatsächlich Ernst macht und sie alle festnehmen läßt, geben sie nach und fahren mit dem Zuge ab.

So hat die SA ihre Kampfkraft gezeigt und damit ihre Daseinsberechtigung erwiesen. Von dem unerschütterlichen Glauben an den Führer getragen, aus der Hoffnung auf Deutschlands Rettung geschaffen, beginnt sie jetzt, das Werk zu vollenden, das auf den Schlachtfeldern des Krieges entstanden und durch die Revolte von 1918 unterbrochen worden ist. Durch den Opfersinn dieser Männer, durch ihre Disziplin, ihren glühenden Idealismus und ihren Kameradschaftsgeist wird die Bewegung fortan geschützt, die unter der sorgsamen und umsichtigen Pflege des Führers zum tragenden Element in der Erneuerung Deutschlands werden soll.

Inhalt 1935

Der Weg zur Ruhr
von
Hans zur Megede

Der Nationalsozialismus ist die große Bewegung, die es sich aus dem Gesetz des Blutes heraus zur Aufgabe gemacht hat, den deutschen Menschen in seinem tiefsten Wesen zu erfassen und in ihm die Kräfte seines rassisch bedingten Wollens freizulegen. Wenn wir also die Geschichte des Nationalsozialismus schreiben, so sind wir uns dessen bewußt, daß wir dabei von der inneren Gesetzmäßigkeit des Deutschseins schlechthin auszugehen und alsdann auch darzustellen haben, was vom Anfang der Bewegung an den nationalsozialistischen Menschen in seinem Fühlen direkt oder indirekt bewegt, in seinem Denken und Handeln beeinflußt, was ihn gefördert oder ihm hindernd im Weg gestanden hat.
Wir haben den Beginn des erbitterten Kampfes verfolgt, den Adolf Hitler mit den Seinen, mit uns Nationalsozialisten, gegen Lüge und Verrat, gegen Feigheit und Treulosigkeit, gegen die ganze schmähliche Haltung der Regierenden im Nachkriegsdeutschland aufgenommen hatte. Wir haben aber auch gesehen, daß dieser Kampf seinen Ursprung nicht nur in den innerpolitischen Verhältnissen hatte, sondern auch in der außenpolitischen Gesamtsituation begründet war.
Gerade jetzt, nachdem wir bei unserer letzten Darstellung über die Taten der Gegner Deutschlands in kurzen Umrissen bis zu den ungeheuerlichen Forderungen des Londoner Ultimatums gelangt sind und damit gesehen haben, daß Frankreich um diese Zeit sich anschickt, über Rhein und Ruhr hinaus nach Essen vorzustoßen, gerade jetzt müssen wir den Blick auf das damalige Geschehen jenseits der Grenzen richten.
Und dabei drängt sich sofort eine Frage auf: Was veranlaßte das westliche Nachbarvolk, uns seit Jahrhunderten in historisch kurzen Zeitabschnitten wieder und wieder den Rost von der Klinge zu fegen? Welche Idee steckte dahinter, welcher Trieb, welcher Wille, welches Ziel?
Diese Fragestellung macht es erforderlich, daß wir uns diesmal von der eigentlichen Geschichte der Bewegung abwenden, um auf Frankreich, den großen Gegenspieler des deutschen Volkes, näher einzugehen, auf seine Geschichte, auf Land und Volk.

Die Idee ist alt. Seit der durch Raubkriege aus verschiedenen Ländern zusammengewürfelte Nationalitätenstaat Karl des Franken mit dem Teilungsvertrag von Verdun 843 auseinanderfiel und sich diesseits des Rheins das germanische Blutserbe wieder bemerkbar zu machen begann, hat Frankreich die Rheinidee in hin- und herwogender Unruhe beherrscht. Seither ist das Gebiet zwischen Rhein-Alpen und der Rhone-Maas-Schelde-Linie mit dem jetzigen Lothringen, damals schon vorübergehend als Pufferstaat geschaffen, ein Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich gewesen. Mit dem nur sehr allmählich aufsteigenden Nationalbewußtsein der deutschen Stämme verfolgen wir den Kampf um dieses Gebiet durch die Jahrhunderte. Ein Ringen, das oft genug vom Widerstreit dynastischer Interessen getragen und von wechselseitigen Erfolgen begleitet war.
Dreimal stand Frankreich im 10. Jahrhundert am Rhein, dreimal wurde es von den Ottonen zurückgeschlagen, um schließlich durch den Tod des letzten Karolingers und die Regentschaftsübernahme durch Hugo Capet im Jahre 987 auch jeden dynastischen Herrschaftsanspruch auf das lothringische Erbe zu verlieren, das nun der römischen Kaiserkrone verfiel. Das alemannische Elsaß war bereits 930 mit Schwaben verbunden worden. Mochten darauf Frankreichs Söldner hinter dem Machtstreben der mittelalterlichen Päpste gestanden haben, mochten seine Heerscharen 1365 und 1445 vorübergehend ins Elsaß eingebrochen sein und der Dauphin von Frankreich sogar mit der Belagerung Straßburgs gedroht haben, so konnte dieses Land doch erst im 17. Jahrhundert gewaltsam erobert und damit der französische Rheintraum zur Tatsache werden.

Bis dahin war Frankreich unter den Wehen seiner inneren Einigung nicht zu voller Machtentfaltung gekommen. Von außen bedrängt durch die Habsburger, also Österreich und Spanien zugleich, von innen gefährdet durch die Hugenotten und einen ständig rebellierenden Hochadel, krachte es um 1600 sogar in allen Fugen. Katharina von Midici, die Königinmutter, sehr intrigant und locker, erwehrte sich nur mit Mühe der Feinde ihres unmündigen Sohnes, von dem einzelne Geschichtsschreiber wissen wollen, daß er ein verjudeter Bastard [=Mischling] gewesen sei. Ein Falkenwärter, Charles de Luynes, setzte ihn auf den Thron, nachdem er den Günstling der Königin, Marquis von Ancres, gestürzt und Katharina selbst nach Blois vertrieben hatte.
König Ludwig XIII., erzogen unter ausgiebiger Benutzung der Peitsche, war in manchen Dingen nicht untalentiert, besaß aber keineswegs Eigenschaften, die ihn zum Herrscher befähigt hätten. Noch unfähiger war sein Mentor, de Luynes. Gegen ihn und die Krone glaubte daher der Adel leichtes Spiel zu haben. Die alten Geschlechter, die Montmorency, Turenne und Condé, im Besitz weiter Landstrecken und befestigter Schlösser, versuchten, das Zepter an sich zu reißen, und die Hugenotten nutzten diese chaotischen Zustände aus, um das Recht auf eigenen Glauben im Kampf zu erringen.
Hilflos sah die Königinmutter sich und das Schicksal Frankreichs einem uferlosen Treiben ausgesetzt. Hilflos rief sie ihren letzten Ratgeber, den Bischof von Lucon. Es war Armand Duplessis, Kardinal de Richelieu. Der Ruf war nicht umsonst.

Mit Richelieu kam der genialste Staatsmann zur Regierung, den Frankreich je gehabt hat. Ein Geist von weltgeschichtlicher Bedeutung, eine Persönlichkeit, deren Fluidum richtungsweisend durch die Jahrhunderte auf alle nachfolgenden Politiker Frankreichs gewirkt hat, ob sie Clemenceau, Poincaré, Briand oder Tardieu heißen. In seinem Gesicht schon spiegelte sich der Zweiseelenmensch, typisch für diese Nation, wider. Ein dunkles, wildkantiges Gesicht, mit weichem Mund und harten Zügen, mit fast schwarzen, schräggestellten Augen, die ebenso klein und grausam funkeln wie groß und milde glimmen konnten. Er war voller Tradition, aber skrupellos, er war brutal, aber umsichtig, er war listig, aber nicht feige; er kannte keine Freunde, keine Dankbarkeit, kein Gesetz, aber er kannte eins: Frankreich. Er jagte den Falkenwärter de Luynes in den Kampf mit den Hugenotten und trat darauf die Herrschaft an. Er zwang, kaum dreißigjährig, die Glaubenskrieger zum ersten Frieden (1622) und nahm den König in seine Gewalt. Er machte diesen königlichen Kümmerling zum Sekretär im eigenen Kriegsministerium und ließ ihn Zeitungsartikel zur Verteidigung seiner zwar notwendigen, aber keineswegs christlichen Kardinalspolitik schreiben. Er verband sich mit England, mit den Niederlanden zum gemeinsamen Krieg gegen Spanien und benutzte deren Flotte doch nur dazu, um den Hugenotten in ihrem letzten Bollwerk zu Leibe zu gehen, in der Seefeste La Rochelle. Er betrog die Engländer darauf sofort und schloß mit Spanien heimtückisch einen Sonderfrieden. Er zog, Staatsmann und Feldherr zugleich, jetzt sogar persönlich gegen das von den gereizten Engländern unterstützte und wieder befestigte La Rochelle und vernichtete die Hugenotten politisch, als Staat im Staate, ließ aber ihre Glaubensfreiheit unangetastet.
Das führte zum Aufstand. Zunächst rebellierte der Klerus, geführt von der enttäuschten Königinmutter. Doch Richelieu fertigte seine Widersacher mit harten Schlägen ab und hetzte Katharina in atemloser Flucht außer Landes, nach Köln. Dort starb sie 15 Jahre später, arm und vergessen. Allein es flackerte weiter, bis 1632 das ganze Land in den Flammen des Aufruhrs loderte. Adel, Parlamente und Klerus erhoben sich jetzt vereint gegen den Revolutionär in Purpur.
Er wich um keinen Zoll. Jedes Mittel war ihm recht, den Widerstand zu brechen. Und er brach ihn durch Bestechung und Verrat. Montmorency, die Seele des Aufstandes, wurde in eine Falle gelockt und gefangengenommen. Er endete auf dem Schafott, mit ihm ein großer Teil des Adels und alle, die zu den Rebellen gehört oder ihnen auch nur nahe gestanden hatten. Dem Kardinal Richelieu sind, wie er selbst einmal sagte, tote Gegner die angenehmsten gewesen. Jahre nur später hatte er aus dem zerrissenen Frankreich einen Nationalstaat mit einheitlicher Zentralgewalt, einen Staat von eiserner Festigkeit gemacht. Ihn brauchte Richelieu, um seinen hohen Zielen näher zu kommen. Sie lagen östlich des Rheins. Der Kardinal hatte diese Ziele in seinem Gutachten vor dem Staatsrat bereits am 13. Januar 1629 wie folgt umrissen: „Frankreich muß sich Pforten zum Eintritt in alle benachbarten Staaten öffnen ... und wenn möglich, bis Straßburg vordringen. Das erfordert viel Zeit und ein vorsichtiges und verdecktes Verhalten ...“ Dies ist die Anweisung, mit der Richelieu das politische Gesetz Frankreichs geprägt hat, eine Zielsetzung von ungeheurer Tragweite, der alle französischen Staatsmänner gefolgt sind bis auf den heutigen Tag.
Er selbst handelte danach. Seine Hand mischte hinter den Kulissen des Dreißigjährigen Krieges die Karten des diplomatischen Intrigenspieles. Er veranlaßte Gustav Adolf von Schweden, über Pommern in Deutschland einzudringen. Nicht nur in der Absicht, die Hausmacht der Habsburger zu schwächen, sondern auch in dem Willen, das deutsche Volk selbst durch den immer wieder aufstiebenden Wirbel der Kriegsfurie in eine lang anhaltende Ohnmacht zu versenken. Daneben schmeichelte er sich bei den deutschen Fürsten ein, spielte deren Beschützer und erhielt in Bernhard von Weimar einen Bundesgenossen, der ihm schließlich das Rheinprojekt verwirklichen half. Französische Söldner, unterstützt von den Scharen dieses Fürsten, eroberten Lothringen, das Elsaß und den größten Teil des unteren Rheingebietes für das Frankreich Richelieus.
Als der Kardinal 1642 starb, verkörperte das französische Königtum die einzige geschlossene Macht in Europa und wurde bald darauf mit Abschluß des Westfälischen Friedens zum Herrn über Deutschland. England erschüttert, Spanien besiegt und das Reich in Atome zerstückelt - das war die Bilanz einer Politik, die in Frankreich auch fürder beibehalten werden sollte nach den Grundsätzen Sr. Eminenz.

Der erste hervorragende Epigone Richelieuschen Geistes war Ludwig XIV. Mit seinen Raubzügen über den Rhein setzte er das begonnene Werk fort und machte die Lande ringsum durch Krieg und Brand zu einer schaurigen Einöde. Dies geschah mit einer geradezu fanatischen Zerstörungswut, wie sie bisher in Europa unbekannt gewesen. Nach dem Tode des letzten pfälzischen Kurfürsten nämlich hatte der König Ansprüche auf die kurpfälzischen Gebiete für seine Schwägerin Liselotte von der Pfalz erhoben und sich zur Durchsetzung dieser Ansprüche zunächst der Städte Mannheim und Heidelberg bemächtigt (1688). Während sich Ludwig selber an seinem Hof mit Glanz und Gepränge umgab - Sonnenkönig nannte man ihn -, ließ er durch seinen Kriegsminister Lonvois den französischen Generälen Befehl erteilen, in den eroberten Gebieten keinen Stein auf dem andern zu lassen und die Einwohner zu erschießen, sobald sie den Versuch machen sollten, ihre Häuser und Gehöfte wiederaufzubauen. Kreuznach, Oppenheim, Baden, Bruchsal, Offenburg, Worms, Speyer, das kurköllnische und trierische Land wurden in Trümmerhaufen und Stätten des Elends verwandelt. 1681 war Straßburg, die alte deutsche Reichsstadt, bereits in französischen Besitz gelangt.
So hatte Ludwig, der sich gern als „christlichster aller Könige“ bezeichnen ließ, kurz vor seinem Tode die von Richelieu empfohlenen Eingangspforten nach Deutschland aufgeschlagen. Das obere Rheinufer war gewonnen und weit standen französische Vorposten im Moselgebiet.

Indes, wie groß und imponierend das von Ludwig hinterlassene Reich auch war - von langer Dauer ist die Vorherrschaft Frankreichs am Rhein in dieser Zeit nicht gewesen. Allenthalben machte sich in der französischen Oberschicht daher bald eine völlige Verrottung und Verweichlichung bemerkbar, die nicht nur zur Abnahme des französischen Einflusses am Rhein, sondern auch zu jener Unzufriedenheit mit der Bourbonenherrschaft in Frankreich selbst führte, die schließlich in den folgenden Revolutionswirren ihr Ventil finden sollte. Zuvor hatte auch die bisher als „unbesiegbar" geltende französische Armee einen bedenklichen Rückschlag erlitten, als sie zum ersten Male die Waffen mit dem preußischen Heer gekreuzt und von Friedrich dem Großen bei Roßbach besiegt worden war.

Fast ein Jahrhundert hat es dann gedauert, bis Frankreich das Rheinprogramm wieder aufnahm, dort, wo Ludwig XIV. es liegen gelassen hatte. Es geschah dies aus den Anschauungen der liberalen Revolution von 1789 heraus, die Frankreich mit einem Meer von Blut überschwemmte und in der zugleich „die geheiligten Menschenrechte" proklamiert wurden. Als „dritter Stand" war das französische Bürgertum, später politisch geteilt in Girondisten und Jakobiner, zur Macht gekommen und damit ein Kraftstrom entfesselt worden, der sich alsbald nach außen richtete. Unter dem Vorwand, daß Österreich und das inzwischen zum europäischen Machtfaktor emporgestiegene Preußen die „Errungenschaften der Revolution" bedrohten, beschloß die in Paris tagende Nationalversammlung 1792 einstimmig den Krieg. Die Armee der „Sansculotten" marschierte, nicht nur durchdrungen von den „gefährdeten Menschenrechten", sondern auch davon, daß die Zivilisation des Abendlandes einzig eine französische sein könne.
Diesen Gedankengang hatte Richelieu praktisch als erster zur ideologischen Grundlage seiner Politik gemacht, die jetzt nach hundertjährigem Schlaf triumphierend ihre Auferstehung im liberalen Kleide feierte. Dreiundzwanzig Jahre dauerte mit kurzen Unterbrechungen dieses Ringen, das mit den fürchterlichen Verwüstungen der Sansculotten am Rhein, mit Eroberungen abwärts der Mosel und der Einverleibung Belgiens an Frankreich begann, um in den Kriegszügen Napoleons seinen Gipfel und schließlich auch sein Ende durch den Sieg des von England, Österreich und Rußland unterstützten Preußen zu finden. Bis an das Elsaß wurde Frankreich 1815 zurückgedrängt; auch Belgien ging ihm verloren.

Seit Jahrhunderten war dies der erste schwere Rückschlag, den die bis ins Ungemessene überspannte Volkskraft der Franzosen erlitten hatte. Dieser Rückschlag mußte sich um so eher wiederholen, je unruhiger der westliche Störenfried Europas blieb und je stärker der Widerpart wurde, den Frankreich in Preußen gefunden hatte. Als dann die werdende Einigung der deutschen Stämme sich unter der Führung Bismarcks immer stärker am politischen Horizont abzuzeichnen begann, glaubte Napoleon III. das Gefüge Europas in Gefahr und prägte den Satz: „Frankreich hat die Aufgabe, in alle Verträge seinen Brennusdegen [Brennus war der gallische Führer, der nach der Eroberung Roms (387 v. Chr.) bei der Tributzahlung, als die Römer über die schweren Goldabgaben stöhnten, angeblich noch hohnvoll sein Schwert zusätzlich auf die Waage warf, die mit Gold gegenzuwiegen war] zugunsten der Zivilisation zu legen."
Suchte sich Napoleon damit auch das „verdeckte und vorsichtige Verfahren" Richelieus zu eigen zu machen, um wieder über den Rhein vorstoßen zu können, so darf man doch nicht übersehen, daß er sowohl wie das französische Volk tatsächlich dieser Ansicht waren; und daß die Alleingültigkeit der westlichen Zivilisation für diese Nation auch heute noch ein feststehender Begriff ist, der mit den „natürlichen Grenzen am Rhein" eine Einheit bildet wir Körper und Geist.
Aus dieser Anschauungswelt heraus mußte es zum Kriege 1870/71 kommen, als dem alten Kraftpol im Westen ein neues Kraftfeld von Osten entgegenzuwirken begann. Das junge entstehende Deutschland Bismarcks, schlug den Franzosen das von Richelieu gewiesene Tor nach dem Reich (Elsaß) wieder zu, und der Rhein wurde das, was er einst gewesen: deutsch!

Wir sehen: französische Zivilisation und deutsche Kultur, das Land Descartes, Voltaires, Rousseaus und das Land Goethes, Kants und Nietzsches, sie standen sich schon lange gegenüber. Und auch hier erweist sich das Wort Alfred Rosenbergs als richtig, daß die Geschichte ein Ringen von Blut mit Blut, von Charakter mit Charakter, von Rassen mit Rassen, von Volkskulturen gegen und mit Volkskulturen ist. Wir Deutschen des Dritten Reiches nehmen diese Erkenntnis auf in dem Wissen, daß alles Leben, auch das der Völker und ihrer Kulturen, aus Reibungen positiver und negativer Kraftpole entsteht, die einander bedingen wie Mann und Weib.
Von dieser Schau her betrachten wir auch den bisher größten Waffengang der Weltgeschichte, den Krieg von 1914 bis 1918, dessen tragende Elemente Deutschland und Frankreich waren. Und die Tatsache, daß um sie herum, auf der einen und auf der anderen Seite, sich auch andere Völker scharten, zeigt uns lediglich das Aufkommen neuer Kraftströmungen, die es dereinst erforderlich machen werden, daß die beiden Nationen sich nicht mehr in Kriegen zerfleischen und aufreiben dürfen, sondern ihre Kräfte gemeinsam gegen Angriffe auf die wahre Kultur Europas zu richten haben werden.
Leider ist man an der Seine noch lange nicht so weit. Es gibt dort immer noch Strömungen, von denen die politische Atmosphäre vergiftet wird, besonders mit der unwahren Behauptung, daß Deutschland die Schuld am Weltkriege trage. Als ob es nie eine von Frankreich und England, von Eduard VII., Lord Grey, von Poincaré, Delcassée und

Paléologue sorgsam geleitete Einkreisungspolitik gegeben hätte! Und wenn man fragt, welche äußere Zielsetzung Frankreich dabei gehabt hat, dann erhält man wohl die beste Auskunft in der im August 1914 erschienenen Schrift des Franzosen Reclus: „L'Allemagne en morceaux“ (Deutschland in Stücke), einer viel beachteten Broschüre, die für die Wiederherstellung des Zustandes nach dem Westfälischen Frieden eintrat und die Abtrennung der Rheinlande von Deutschland forderte. In gleichem Maße waren die führenden Geister am Quai d'Orsay (dem französischen Außenministerium) beherrscht von der traditionellen Rheinpolitik Frankreichs. Man darf deshalb auch nicht an jener Äußerung vorbeigehen, die ein bekannter französischer Hournalist dem deutschen Verteidiger vor französischen Kriegsgerichten, Professor Dr. Grimm*, gegenüber gemacht hat: „Streiten wir uns doch nicht immer um die Kriegsschuldfrage, wir wissen es doch alle, daß der eigentlich Kriegsschuldige Richelieu ist.“ Es liegt ein Korn gesalzener Wahrheit in diesem Satz, denn in der Tat hat der Kardinal nie bessere „Testamentsvollstrecker“ gehabt, als die Staatsmänner Frankreichs im 20. Jahrhundert: Clemenceau, Poincaré und Briand, zu denen sich Tardieu und Berthelot als Helfer von Rang gesellten. Wenn sie indes ihr Endziel, das sei vorweggenommen, doch nicht erreichten, dann lag das wahrlich nicht an ihnen, sondern daran, daß sich von den beiden Kraftpolen Europas das deutsche Volk als der widerstandsfähigere erwiesen hat. Im Kriege sowohl, den wir nicht wollten und auch künftig nicht wollen, als auch nach jenem „Frieden“, dessen Besserung unsere Sehnsucht bleibt: Versailles!

Nach vier Jahren erbitterten Kampfes hatte das deutsche Volk die Waffen niedergelegt und dann sein Schicksal in die Hände eines Mannes gegeben, der es von je gehaßt hat wie nie einer zuvor: Georges Clemenceau, den man den Tiger nannte und der von allen Ministerpräsidenten Frankreichs der temperamentvollste war. In ihm ballte sich die ganze seelische Energie seiner ruhm- und ehrsüchtigen Nation bis zum äußersten, wenn er seine Gedanken über den Rhein schweifen ließ. Dort saß nach seiner Meinung nach ein Volk, das Zivilisation nur in der Theorie besitze und das der „Barbarei auch heute zu nahe“ sei, „um in der Anmaßung der deutschen Aristokratie, in der kriecherischen Gemütlichkeit des Gebildeten und Gelehrten, in der plumpen Eitelkeit des besonders befähigten Industriekapitäns und der schwülstigen Volkspoesie“ jemals etwas anderes sein zu können als „ein Element der Verschwörung gegen die Würde des einzelnen und der Völker“. Es sind das Clemenceaus eigene Worte, wie er sie niedergeschrieben in seinem Buch „Größe und Tragik eines Sieges“. Nach ihnen richtete er sich in seinen Taten. Er, der es ablehnte, gegen die Deutschen objektiv zu sein oder sie auch nur kennenzulernen, ging, ein echter Franzose, im Schatten Richelieus zu Werk, verdeckt und vorsichtig.

Um dieser Taktik willen verwarf er die Pläne Fochs und Poincarés einer unverschleierten Annektion der rein deutschen Rheinlande. Der Marschall von Frankreich und Präsident der Republik wollte das linke Rheinufer, Belgien, Luxemburg und Elsaß-Lothringen mit Frankreich und den Rheinlanden in einer „militärischen Organisation“ zusammenfassen, die - wie sich Foch in seiner ersten Note an die Alliierten vom 27. November 1918 ausdrückte - „imstande wäre, im Kriegsfalle gegen Deutschland zu kämpfen“. Dieser „Lösung“ widersprach Clemenceau aber nicht etwa, weil er sie nicht begrüßt hätte, sondern nur, weil er wußte, daß er damit bei den Alliierten nicht durchdringen konnte. Vor allem beharrte Wilson auf dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Eine ärgerliche und bedrohliche Klippe für Clemenceau, die er mit der Behauptung umsegeln zu können glaubte, daß die Rheinländer und Pfälzer von Preußen und Bayern unterdrückte Völkerschaften seien, die nichts mehr wünschten, als von der „Knutenherrschaft“ befreit zu werden und Frankreich, dem Lande ihrer Sehnsucht, angehören zu dürfen. Das jedoch war nun wieder eine häßliche Melodie in den Ohren Lloyd Georges, der ebenso zu Recht wie zu spät an das ohnehin gestörte Gleichgewicht der Kräfte Europas dachte. So war die Kluft zwischen den Alliierten plötzlich riesengroß. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, der seit Cromwells Tagen von England vertretene Grundsatz des kontinentalen Gleichgewichtes und die traditionelle Rheinpolitik Frankreichs, das ergab Gegensätze, die unüberbrückbar schienen. Clemenceau überbrückte sie. Er baute, kein schlechter Architekt diplomatischer Bastionen, das Reparationsgebäude Wilsons, das lediglich zur Wiederherstellung der zerstörten Kriegsgebiete gedacht war, zu einem Mauerturm für Deutschland um. Hier sollte das Reich in Form von Zahlungen eine Last aufgebürdet erhalten, von der es erdrückt werden mußte. Man hüllte sich vorläufig in Schweigen über die Höhe der Summe, weil man Zeit zum Ersinnen von Mitteln und Wegen finden wollte, um die Reparationen bis ins Unerträgliche steigern zu können. Ihre Tilgung sollte dem Reich von vornherein unmöglich gemacht werden, damit Frankreich einen „Rechtsanspruch“ erhielt auf deutschen Boden, das Land am Rhein. Man schrieb den 22. April 1919, als Clemenceau ein Kompromiß unter den Alliierten dahin zustande brachte, daß Rhein- und Saargebiet von den Heeren der Entente auf 15 Jahre besetzt bleiben sollten, als Garantie für die Reparationen.

Raymond Poincaré, damals Präsident der Republik, hat dieses Kompromiß dem alten Tiger nie verziehen. Er wollte mehr, viel mehr. Nicht auf Umwegen sollte Deutschland zugunsten Frankreichs ein Torso werden, sondern durch Gewalt, durch brutale Ausnutzung der Ohnmacht und inneren Zerrissenheit des Reiches, durch den Knockout! Er schwamm vollkommen im Fahrwasser der Generale, in dem des Marschall Foch, der die Absicht gehabt hatte, wenn möglich bis zur Elbe vorzudringen und in großem Zuge, wie Napoleon, Pufferstaaten zu schaffen. Daß es einen Franzosen geben konnte, der sich dieser Politik, sei es unter dem Druck Englands und Amerikas, versagte, das war für Poincaré ein glatter Verrat an Frankreich, seinem Ruhm und seiner Zukunft.

Am 25. April 1919 zitierte er Clemenceau in Gegenwart Fuchs vor einen Kabinettsrat und saß zu Gericht über den „Verlierer des Sieges“.

Unter diesem Wort, das ihn getroffen wie ein schwerer Hieb, bäumte sich der Tiger auf. Dann zwang er sich zur Ruhe und sagte langsam: „Herr Präsident, Sie sind viel jünger als ich. In fünfzehn Jahren werde ich nicht mehr sein. In fünfzehn Jahren werden die Deutschen nicht alle Bedingungen des Vertrages erfüllt haben. Wenn Sie mir dann die Ehre erweisen wollen, mein Grab zu besuchen, so bin ich überzeugt, Sie werden mir sagen können: ‚Wir stehen am Rhein, und da bleiben wir!'"
Dieser „erschütternde Dialog der Greise", wie Mermeix ihn nennt, macht jede weitere Ausdeutung der Politik Clemenceaus überflüssig. Indes, Poincaré war auch jetzt noch nicht zufrieden. Ein direktes Vorgehen schien ihm sicherer. Der methodische Geist dieses an sich klugen Mannes steckte derart tief in den Gedankengängen des französischen Militärs, daß er sich zum Drahtzieher eines Putsches herabließ.

Er und Foch veranlaßten den General Mangin, der als Befehlshaber der Besatzungstruppen in Mainz saß, mit einem der übelsten Subjekte, die jemals die Luft unseres deutschen Vaterlandes atmen durften, gemeinsame Sache zu machen, mit dem damaligen Staatsanwalt Dr. Dorten. General Mangin berief diesen Verräter und dessen Freunde in sein Hauptquartier und beschloß mit ihnen, eine unter französischem Protektorat stehende „Rheinische Republik" auszurufen. Zur gleichen Zeit befahl in Landau General Gérard dem Regierungspräsidenten v. Winterstein, nichts dagegen zu unternehmen, wenn demnächst von einem Dr. Haaß die „Freie Pfalz" gegründet werde. Tatsächlich fand die Ausrufung der beiden Separatistenstaaten dann auch am 1. Juni 1919 statt. Sie verschwanden jedoch ebenso schnell wie sie gekommen, weil das rheinische und pfälzische Volk sich mit aller Inbrunst gegen diese Niedertracht zur Wehr setzten und daneben von Wilson sowohl wie von Lloyd George energisch Einspruch gegen eine solche Politik erhoben wurde. Sie drohten sogar, die Friedenskonferenz endgültig auffliegen zu lassen, wenn General Mangin nicht zur Rechenschaft gezogen werde. Um sein Werk zu retten, erteilte Clemenceau, den dieser Staatsstreich keineswegs überrascht hatte, dem General einen Verweis. Er tat das aber, kurz nachdem Mangin von Poincaré und Foch empfangen worden war und gewichtig über das gelungene Unternehmen berichtet hatte.
Clemenceau zog sich dadurch vollends den Haß Poincarés zu, einen Haß rein persönlicher Natur, der schließlich zu seinem Sturze führen sollte. In Versailles durfte der alte Tiger noch triumphieren bei der Unterzeichnung des Diktates, in dem die Artikel 429-430 die Verlängerung der Rheinbesetzung und die Möglichkeit einer Wiederbesetzung für den Fall vorsahen, daß den Alliierten nach Ablauf der fünfzehnjährigen Frist die Sicherheiten gegen einen unprovozierten Angriff Deutschlands nicht ausreichend erscheinen sollten.
Sicherheit vor einem Angriff Deutschlands! Da stand das Wort, das nicht nur die Friedenskonferenz beherrschte, sondern auch zum Leitgedanken der gesamten französischen Politik wurde. Denn Sicherheit ist beim Franzosen ein blutgebundenes Verlangen, weil er sich dem Deutschen auf allen Ebenen des Lebens immer irgendwie unterlegen fühlt. Ein erstaunliches Symptom gerade für den deutschen Frontsoldaten, der im Weltkriege erlebt, mit welch außerordentlicher Tapferkeit der Franzose gekämpft hat. Und dennoch ist dieses Anzeichen keineswegs unerklärlich, sondern der natürliche Ausdruck einer Rassenmischung, die sich aus den unterschiedlichsten Blutströmen zusammensetzt und den Zwiespalt in der französischen Volksseele hervorruft.
Der Franzose will sein Leben genießen und ist dabei in den unteren und mittleren Volksschichten doch bescheiden; er arbeitet ungern intensiv, ist aber von einer andauernden, spielerischen Geschäftigkeit; er will Ruhe haben, klebt an bestehenden Zuständen und ist trotzdem ein Umstürzler mit radikalen Neigungen, wenn er Revolution macht; auf der einen Seite fügt er sich, auf der anderen will er herrschen; er meidet Gefahren, fürchtet den Krieg und ist, wenn es sein muß, doch tapfer, denn er liebt über alles sein Land, dessen Ruhm, dessen Glanz, die „Gloire". Immer jedoch empfindet er die stille, selbstbewußte Männlichkeit, wie sie dem Deutschen eigen ist, als Bedrohung, als „barbarische" Eigenschaft. Darum: Sicherheit!
Sicherheit und Reparationen - das waren die beiden Eisen, die Clemenceau im Feuer der europäischen Politik warm hielt und mit denen er das Rheinland in die Zange nahm. Denn durch dessen Besetzung allein konnte nach seiner Meinung - mangels anderer Garantien, die er, wie das englisch-amerikanische Bündnis, mit gewissenhafter Niedertracht hintertrieb - die Sicherheit Frankreichs garantiert werden. Irgendeine Scham darüber, daß Frankreich es für nötig hielt, sich zu diesem Zweck ganzer Regimenter von Senegalnegern zu bedienen, empfand Clemenceau nicht; vertrat er doch die Ansicht, daß jeder Neger turmhoch über einem deutschen Professor stehe. Und den engen Zusammenhang der Reparationen mit der Rheinfrage erhellt sein Ausspruch: „Wir bleiben länger als fünfzehn Jahre, wir bleiben hundert Jahre, wenn es sein muß, bis die Boches bezahlt haben, was sie uns schulden. Ist das nicht so gut, als ob wir den Rhein hätten? Was will man noch mehr?"
Poincaré wollte mehr. Vor allem aber wollte er die Anwendung einer wirksameren Methode. Darin bestand der sachliche Gegensatz zwischen ihm und Clemenceau. Beide wandelten sie in den Bahnen Richelieus, und Poincaré sah die auf dem Rhein liegende Tatze des Tigers sehr wohl, nur schienen ihm die Krallen nicht scharf genug. Er stieß sie zurück, selber vom Präsidentenstuhl hinter die Kulissen der politischen Bühne tretend, um in zielbewußter jahrelanger Arbeit die Mittel zu wechseln: an Stelle der Tatze das Schwert!
So war es Poincaré und der von ihm beherrschte „bloc nationale" mit Maurice Barrès, Paul Tirard und den Generalen, die den alten Tiger in die Wüste schickten. Sein Werk war Versailles; ein Fluch ruht darauf, der Fluch des deutschen Volkes. Und es war, als fände dieser Fluch seinen Reflex auch bei den Franzosen. Von den einen befehdet, weil er zu wenig erreicht, ja sogar als „Verlierer des Sieges" bezeichnet und von den anderen gemieden, weil er zu viel

getan und als Kriegshetzer verschrien, erlitt Clemenceau in Versailles, der Stätte seines höchsten Triumphes, die größte Niederlage seines Lebens. Eine Woche nach Inkrafttreten seines „Friedens“-Werkes, am 17. Januar 1920, versagte sich ihm, der an die Spitze seiner Nation treten wollte, das eigene Volk: Clemenceau wurde zum Präsidenten der Republik nicht gewählt. Grau und verwittert, geächtet und verfemt, zog er aus dem Schloß der französischen Könige in die Verbannung, ein Menschenfeind, unbeachtet und vergessen bis an sein Ende.

Ihm folgte Millerand. Weniger bedeutend als der impulsive, unberechenbare Greis. Aber im Banne Poincarés. Millerand war die Seele der Konferenz von Spa, brutal eine Erpressung nach der anderen an den Deutschen vornehmend. Die bekannten Forderungen drückte er mit einer Drohung durch: Besetzung der Ruhr. Zum ersten Male war jetzt dieses Wort ausgesprochen worden und schwebte wie ein Damoklesschwert über den Häuptern der deutschen Konferenzteilnehmer. Und daß Millerand Ernst zu machen gewillt war, hatte der Einmarsch der Franzosen in Frankfurt und Darmstadt am 6. April 1920 bewiesen, der eine Vergeltungsmaßnahme (Sanktion!) für das weitere Belassen deutscher Truppen - sie kämpften gerade unter General v. Watter gegen die rote Flut - in der neutralen Zone des Ruhrgebietes hingestellt worden war.

Neutrale Zone im Ruhrgebiet! Festgelegt durch den Versailler Vertrag! Wie schlau der Tiger gewesen.... Frei und griffbereit sollte das wirtschaftliche Herz des Reiches vor den Heeren Frankreichs liegen; keine deutsche Truppe, auch nicht um gegen den Bolschewismus zu kämpfen, durfte sich dort aufhalten, mochte sie noch so schwach sein. Keine! Denn sie wäre eine Gefahr für die riesigen Heermassen der „Grande armée“ gewesen.

Mit ihnen drohte Millerand. Die Deutschen beugten sich in Spa und unterschrieben. Es war im Juli 1920. Im September wurde er an Stelle des erkrankten Deschanel Präsident der Republik. Sein Nachfolger war Leygues, der im Dezember von seinem eigenen Kriegsminister Lefèvre gestürzt wurde, weil er sich in der Entwaffnungsfrage Deutschland gegenüber zu nachgiebig gezeigt hatte. Der neue Ministerpräsident aber war nicht unbekannt: Aristide Briand.

Man hat sich vielfach in Deutschland von Briand ein Bild gemacht, das nicht frei von Sehfehlern ist. Briand, der liebenswürdige, umgängliche Diplomat; Briand, der Deutschland nicht einmal übgelgesinnt war, der lächelnd mit Herrn Stresemann in Genf konferierte und in Thoiry frühstückte, ein Mann von Einsicht mit kosmopolitischem Weltgefühl und pazifistischem Einschlag - dieses Bild ist falsch! Aristide Briand, ein typischer Südfranzose, mit wallender Künstlermähne über einem breiten Gesicht, brachte in die Politik die ganze Wendigkeit, aber auch Zerfahrenheit seiner fast undefinierbaren Rassemischung mit. Gewiß, er hatte die leichte Ader des Bohemiens, war zuweilen konziliant, zuvorkommend, ja einschmeichelnd, aber ebenso konnte er herrisch, ablehnend und grob sein. Er schillerte in allen Farben; klagte heute voller Pathos an, was er morgen entschuldigte mit gewinnender Miene; er liebte Deutschland nicht, aber er vergötterte Frankreich und wollte im Grunde desselbe wie Clemenceau und Poincaré. Was für diese die Armee, das war für ihn der Völkerbund. Er unterschied sich von ihnen nur in der Wahl der Mittel. Richelieus Geist stand auch hinter ihm.

Schon im Kriege hatte er die Ministerpräsidentschaft innegehabt, ein Revanchepolitiker, der den unversöhnlichsten Deutschenhassern nichts nachgegeben. Bezeichnend für ihn ist ein Geheimschreiben, das er am 17. Januar 1917 an alle Botschafter Frankreichs richtete und darin über die französischen Kriegsziele) folgendes sagte: „Die Frage des linken Rheinufers muß unbedingt besprochen werden.“ (Mit den Alliierten. D. Verf.) „Gute Geister in Frankreich, welche den ältesten Überlieferungen nationaler Politik getreu sind, bestehen auf diesem verlorengegangenen Erbe der Französischen Revolution, das notwendig ist, um unser ‚Vorfeld‘, wie Richelieu es nannte, zu schaffen.“

Jetzt benutzte er die Reparationskommission für sich, jenes Instrument in Frankreichs Händen, das aus den Vertretern der Alliierten bestand und nichts als eine Rechenmaschine war, die automatisch nach dem Wunsche Frankreichs anzeigte, was Deutschland zahlen sollte. Briand, fortan der Nerv eines Rattenkönigs von Konferenzen, handhabte sie meisterhaft.

Am 24. Januar 1936 bediente er sich noch des Finanzministers Doumer, der in Paris von Deutschland 226 Milliarden verlangte. Aber nachdem im März auf der Konferenz in London von den Deutschen die Zahlung dieser wahnsinnigen Summe abgelehnt worden war und Frankreich deshalb als Sanktion die Städte Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort besetzt hatte, verwies Briand auf den Zeiger der Rechenmaschine: unerbittlich stand er auf der Zahl 200. Frankreich hatte also den Wert der Ruhrstädte auf 26 Milliarden veranschlagt.

Gewehr bei Fuß stand die französische Armee und sah begehrlich in das Ruhrtal hinab. Das Ziel war nahe, doch jetzt legte sich England ins Mittel. Man durfte den ländergierigen Verbündeten nicht zu groß werden lassen. Auf Drängen der übrigen Kabinettsmitglieder, namentlich Winston Churchills und Lord Curzons verlangte Lloyd George eine Herabsetzung der Reparationssumme. Briand wich vor dem entschlossenen Auftreten der Engländer zurück und erlitt eine Schlappe, die Poincaré ihm nicht vergessen hat. Seinen Sturz verhinderte lediglich das Schmerzenspflaster Lloyd Georges in Form des Versprechens, daß England sich am Ruhreinmarsch beteiligen würde, falls die im Wege eines Ultimatums geforderte Reparationssumme von Deutschland wiederum abgelehnt werden sollte.

Der Milliardenzeiger an der Rechenmaschine sank zwar auf die Zahl 132 herab, stand aber jetzt endgültig fest. In Berlin war es die Regierung des Zentrumskanzlers Wirth, welche diese frivole Forderung vorbehaltlos annahm, obwohl die bisher durchgeführten Sanktionen an der Ruhr nicht rückgängig gemacht wurden. Man fragt sich

erstaunt, ob dieser Mann tatsächlich geglaubt hat, durch irgendeines der ihm zur Verfügung stehenden Mittel die Ruhrbesetzung verhindern zu können. Kannte er die Politik Frankreichs nicht oder wollte er sie nicht kennen? Man bekommt einen üblen Geschmack im Munde, wenn man in diesem Zusammenhang an die Äußerung Briands in der Kammer denkt: „Die Sanktionen sind das wirksamste Mittel, um die Regierung Wirth zu stützen, an der Frankreich ein großes Interesse hat!“
Ein fürchterlicher Schimpf. Ob das Mitglied des Zentrums, der Kanzler Wirth, in diesem Moment an das wenige Monate zuvor in München gesprochene Wort Adolf Hitlers gedacht haben mag, an das Wort von der Achtung, die man dem verweigert, der die Peitsche küßt? Vielleicht tat Herr Wirth, der mit seinem Verhalten die Ehre des deutschen Volkes besudelt hat, sogar noch Schlimmeres. Denn nach wie vor prangte über seiner Politik das Motto: Erfüllung!
Kein Wunder, daß man seitens der Alliierten die Regierenden vom Schlage Wirths mit völliger Mißachtung und keineswegs gleichberechtigt behandelte. Die Folgen aber spürten nicht sie, sondern das unglückliche deutsche Volk. Um es zu demütigen, war den Alliierten kein Mittel schlecht genug. Das Volk mußte sich gefallen lassen, daß Männer, die sich im Kriege hervorgetan, auf Befehl der Entente vor dem Reichsgericht in Leipzig wie Verbrecher abgeurteilt wurden.
Warum? Ein Major, weil er befohlen hatte, daß auf Feinde, die sich tot oder verwundet stellten, um von hinten auf deutsche Soldaten zu schießen, keine Rücksicht zu nehmen sei. Für die Erfüllung dieser absolut selbstverständlichen Pflicht im Kriege, erhielt der Offizier zwei Jahre Gefängnis. Brennend steigt jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht, wenn er dieser tiefsten Erniedrigung, unterstützt von der eigenen Regierung, der eigenen Justiz, gedenkt. Generale, Offiziere, U-Boot-Kommandanten und Mannschaften wurden auf diese Weise diffamiert.
Herrn Briand aber genügte das alles noch nicht. „Eine höhnische Komödie“ nannte er diese nach seiner Meinung im „Strafmaß zu niedrigen“ Prozesse; er konnte sich das einer Regierung gegenüber leisten, deren Justizminister sich damit brüstete, daß sie das Verfahren auch auf Männer ausgedehnt habe, die in den alliierten Listen nicht verzeichnet seien.
Solcher Taten war diese Regierung fähig, die es andererseits unterließ, der Entente den Tagesbefehl des französischen Generals Martin de Bouillon vom 25. September 1915 an der Lorettohöhe vorzuhalten: „Auf zum Rhein! Dort werdet ihr schon Mädchen finden und guten Wein. Gefangene werden nicht gemacht, nur so viele, damit ich sie ausfragen kann!“
Die seelische und nationale Not des deutschen Volkes fand ihr Seitenstück in der materiellen. Um sie zu heben, hatte man, schon seit geraumer Zeit an den wirklichen Ursachen mit fataler Sicherheit vorbeigehend, die Notenpresse in Bewegung gesetzt und damit eine Entwertung der deutschen Mark herbeigeführt. 1921 war die Inflation schon zu einer gewissen Blüte gelangt.
Obwohl die Entwertung der Mark durch Machenschaften an der Fondsbörse schon früher begonnen hatte, war der eigentliche Vater der Inflation durch ein jüdischer Arzt, Dr. Hilferding, aus Galizien eingewandert und von der Sozialdemokratie ausgerechnet zum Reichsminister der Finanzen gemacht. Es traf ein, was selbst das mit den Juden verbündete Zentrum weder gewollt noch vorausgesehen hatte: Die Not wurde größer, die Lebensmittel teurer; auf den Banken zerflossen allmählich die Sparguthaben zu nichts und der größte Teil des Volkes wurde an den Bettelstab gebracht.
Vielleicht wäre ein frühzeitiges Abbremsen der Inflation noch möglich gewesen, wenn Frankreich in ihr nicht die große Chance seiner Politik erblickt hätte. Jede Maßnahme, die zu einer Verminderung der deutschen Zahlungsfähigkeit und Vermögenskraft führte, war ein Schritt weiter zur Verewigung der Rheinbesetzung, ein Schritt weiter zum Ruhrgebiet. Wenn Deutschland nicht zahlen konnte, dann genügte die Feststellung der Reparationskommission, daß sich das Reich einer Verfehlung gegen den Versailler Vertrag schuldig gemacht habe, und der erforderliche Vorwand war gegeben. Die entsprechenden Feststellungen der Reparationskommission häuften sich im Verein mit immer heftigeren Angriffen auf die Mark an der Börse in Paris.

Diese Tatsache hatte Briand auf dem Ministersessel bisher gehalten. Allein seine jetzige Amtsperiode sollte nicht mehr von langer Dauer sein. Poincaré, zu der Zeit Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses in der Kammer, verfolgte jede seiner Handlungen mit Argusaugen. Und es waren nicht gerade die besten Wünsche, mit denen er Briand nach Cannes fahren ließ.
Dort, an der Riviera, fand unter strahlendem Winterhimmel am 6. Januar 1922 eine Besprechung des Obersten Rates der Alliierten statt. Lloyd George hatte es sich in den Kopf gesetzt, einen Ausgleich zwischen politischen Imperialismus Frankreichs und Wirtschaftsimperialismus Englands herbeizuführen. Er ging davon aus, daß die Weltwirtschaft krank und eine Katastrophe nur zu vermeiden sei, wenn in einer Konferenz, die in Genua stattfinden sollte, eine Regelung aller Wirtschaftsfragen vorgenommen werde. Unter Hinzuziehung Deutschlands und Rußlands. Amerika hatte sich dieser Konferenz von vornherein versagt. Aber die Russen wollten nach Genua kommen, und es bestand Aussicht, daß man die Frage der russischen Vorkriegsschulden an Frankreich aufrollen konnte. Eine Gesundung der Wirtschaft aber war ohne Deutschland unmöglich, das gerade ein Stundungsgesuch für die nächste Zahlung an die Alliierten eingereicht hatte. Notwendigerweise würde man also auch über die Tribute sprechen müssen.

Dagegen jedoch wehrte sich in Cannes Briand zunächst mit aller Kraft, erklärte sich aber schließlich doch bereit, den deutschen Unterhändler, Rathenau, wenigstens anzuhören. Er tat das, weil Lloyd George zur Befriedigung des französischen Sicherheitsbedürfnisses den Abschluß eines Vertrages vorschlug, in welchem die Ostgrenze Frankreichs von England garantiert werden sollte.
Das war zuviel für Poincaré. Er wollte keine Garantie der Engländer, kein Gespräch über Reparationen - er wollte den Rhein, die Ruhr! Er mobilisierte die Kammer, die über die Politik Briands in helle Empörung geriet. Der Ministerpräsident wurde von der Konferenz zurückgerufen und einen Tag später gestürzt. Raymond Poincaré nahm das Steuer Frankreichs in die Hand.
Poincarés Schatten stand hinter der Konferenz von Genua. Am 10. April 1921 hatte sie mit einer Beteiligung von dreiunddreißig Staaten begonnen. Doch man kam nicht vom Fleck, weil der französische Finanzminister Barthou bei dem Versuch, die Tributfrage zu berühren, sofort die Verbotstafel Poincarés emporhob. Barthou hatte einen anderen Plan. Er zeigte sich bereit, die russischen Vorkriegsschulden zu streichen, wenn die Russen von Deutschland Reparationen verlangen und diese an Frankreich abtreten würden.
Als dem Chef der russischen Abteilung im Berliner Auswärtigen Amt, Freiherrn von Maltzahn, berichtet wurde, daß eine solche russisch-französische Vereinbarung kurz vor dem Abschluß sei, bestimmte er den Außenminister Rathenau dazu, sich mit den Russen in Rapollo zu treffen. Hier kam am 16. April ein bereits entworfenes Abkommen zustande, nach welchem zwischen beiden Staaten der Frieden auf der Grundlage der Gleichberechtigung und des gegenseitigen Verzichtes auf alle Forderungen hergestellt wurde. Es war dies die Liquidierung des durch Versailles aufgehobenen deutsch-russischen Friedensvertrages von Brest-Litowsk. Der Fehler in dem neuen Abkommen lag darin, daß Rathenau es mit oder ohne Absicht versäumt hatte, den Einbau von Schutzklauseln gegen die hemmungslose kommunistische Propaganda in Deutschland vorzunehmen.
Mit dem Rapallo-Vertrag war die Konferenz von Genua vor allem für die Franzosen erledigt. Entrüstet fuhr Barthou ab, in Paris lächelnd empfangen von Poincaré, der sich die Hände rieb und sofort die Schlinge fester zog, die seit Versailles um den Hals der Deutschen lag. Von jetzt ab fuhr er Sonntag für Sonntag zur Einweihung von Kriegsdenkmälern, um sich heuchlerisch im Gedächtnis an die Toten des Weltkrieges über Deutschland zu beklagen.
In Bar le Duc gab er zum erstenmal zu erkennen, daß er bereit sei, auch ohne die Verbündeten an die Ruhr zu gehen: „Wir werden die Rechte Frankreichs auch in voller Unabhängigkeit zu verteidigen wissen“, rief Poincaré aus. „Wir werden nicht eine einzige Waffe vernachlässigen, die uns der Versailler Vertrag bietet! Wir werden nicht dulden, daß unser unglückliches Land unter der Last des Wiederaufbaues zusammenbricht, während sein Nachbar sich weigert, die nötigen Anstrengungen zur Bezahlung seiner Schulden zu unternehmen!“
Indessen erfüllte die deutsche Regierung weiter, bis die Kassen leer und das Volk restlos ausgepowert war. Da häuften sich die Stundungsgesuche. Poincaré aber blieb hart. Als im August 1922 der Oberste Rat der Alliierten, besonders Lloyd George, Deutschland ein Moratorium gewähren wollte, erklärte Poincaré stur: „Es gibt kein Moratorium!“ Dafür legte er Lloyd George ein „produktives Pfänderprogramm“ vor, das einer Beschlagnahme des gesamten deutschen Staatsbesitzes im Reich gleichkam und in der Ruhrbesetzung gipfelte.
Lloyd George lehnte entschieden ab. Seit zwei Jahren kämpfte dieser Mann einen tragischen Kampf gegen sein eigenes Werk, gegen Versailles, um nun einsehen zu müssen, daß die von ihm mitverschuldete Katastrophe doch nicht verhindert werden konnte und der Geist Clemenceaus, die Grundsätze Richelieus stärker waren. Da wandte sich England zum ersten Male seit Kriegsbeginn ostentativ von Frankreich ab.

Deutschland bat und flehte. Selbst die Reparationskommission stellte fest, daß das Reich zahlungsunfähig war. Es nützte nichts. Zwar war Poincaré nun völlig isoliert; aber seinen Weg ging er dennoch weiter.
Jetzt erst erkannte die Regierung des Zentrumsmannes Wirth den völligen Zusammenbruch ihrer Politik. Sie räumte das Feld, gemeinsam mit den Sozialdemokraten, die sich vor der Verantwortung scheuten für das, was kam; für das, was sie dem deutschen Volk mit Eifer eingebrockt hatten. An die Stelle des Reichskanzlers Wirth trat der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Geheimrat Dr. Cuno. Aber auch er vermochte den Gang des Schicksals nicht mehr aufzuhalten. Denn hartnäckig blieb an der Seine Poincaré.

Am 26. Dezember 1922 ließ er die Reparationskommission feststellen, daß Deutschland im Laufe des vergangenen Jahres zu wenig Holz und Telegraphenmasten geliefert habe. Es handele sich demnach um eine Verfehlung im Sinne des Anhang II, Paragraph 17 des Versailler Vertrages. Entsetzt rief der englische Vertreter in der Reparationskommission aus: „Das ist eine lumpige Anklage, sie ist nur als Vorbereitung für etwas anderes vor die Kommission gebracht worden! Niemals seit dem trojanischen Krieg hat das Holz im Schicksal der Völker eine so furchtbare Rolle gespielt!“
Holz? Poincaré zuckte die Achseln, als er diese Äußerung vernahm. Sein verschlossenes Greifengesicht war blaß und ruhig. Er glühte und srühte nicht wie Clemenceau. Er sagte nicht brüsk wie der Tiger: „Ich führe Krieg!“ - sondern in dem Gesicht des einstigen Advokaten aus Lothringen hätte man die unausgesprochenen Worte lesen können: Ich führe Prozeß! Und mit der kalten Miene eines siegesbewußten Anwalts kurz vor der Urteilsverkündung ordnete er die Akten und bereitete sie vor, um das Urteil durch seinen Gerichtsvollzieher vollstrecken zu lassen.
Wer sollte ihn hindern? England? Es war in seinen Entschließungen durch den Vormarsch der Jungtürken in Kleinasien derart gehemmt, daß es Poincaré in Europa freie Bahn geben mußte. Auf dessen Veranlassung konnte

daher das Urteil gefällt werden: Am 5. Januar 1923 beschloß der französische Ministerrat einstimmig die Besetzung des Ruhrgebietes.

Der „Grande armée“ aber wurde die Rolle des Gerichtsvollziehers zuteil. Vier Jahre schon stand sie am Rhein, vier Jahre ächzte die rheinische Bevölkerung unter dem Griff einer eisernen Faust im Nacken. Vier Jahre hindurch erlitten deutsche Stämme die Schmach, von Negern drangsaliert zu werden.
Aber das war nur die eine Seite der französischen Besetzung, die andere zeigte weichere Züge. Sie wurde verkörpert in dem Präsidenten der Rheinlandkommission, Paul Tirard, dem Freunde Poincarés. In Koblenz, am Deutschen Eck, residierte er, gegenüber dem Ehrenbreitstein, auf dem sich die Trikolore im Winde blähte.
Tirard hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die rheinische Bevölkerung neben Drohungen auch mit Lockungen gefügig zu machen. Unermüdlich war er in den Lobeshymnen auf die Zivilisation seines Landes, unermüdlich pries er die Vorteile, die das Volk am Rhein haben würde, wenn es vollends zu Frankreich gehöre. Nichts war ihm zu viel. In seinem luxuriös ausgestatteten Palast spielte er den freundlichen Gastgeber und ließ den Sekt in Strömen fließen bei den Empfängen zur Feier „des Sieges am Rhein“.
Im Verein mit der französischen Armee stellte er so recht den Januskopf Frankreichs dar, das in dieser Seite seines Wesens als die große Dame der Geschichte an den Rhein gekommen war, zurechtgemacht mit allen Mitteln echt Pariser Kunst, um zu gewinnen, was rohe Soldatenfäuste zu beugen nicht vermocht.
Aber Tirard merkte wohl bald, daß auch auf solche Art bei den Deutschen nichts zu erreichen war. Als sich der große schwere Mann vor dem Bilde „Rheinübergang zur Zeit Ludwig XIV.“ mit General Allen in Feldherrnstellung photographieren ließ, da war es auch für ihn bereits beschlossene Sache, das Ruhrgebiet mit Gewalt zum französischen Glacis zwecks Festigung der Stellung am Rhein zu machen.

Die Vorbereitungen waren sämtlichst getroffen. Poincaré stellte der deutschen Regierung das Urteil zu: Frankreich werde eine Abordnung von Ingenieuren und Beamten in das Ruhrgebiet entsenden, deren Aufgabe in der Sorge für die Erfüllung der deutschen Verpflichtungen bestehe. Zum persönlichen Schutz und zur Sicherung ihrer Arbeit seien der Abordnung auch militärische Abteilungen beigegeben.

Abordnung und militärische Begleitung? Die Rheinbrücken erdröhnten unter ihrem Schritt, unter dem Rattern der Tanks, unter dem Trommeln der Pferdehufe und dem Poltern der Geschütze. Die Marseillaise klang auf: Vierzigtausend Franzosen marschierten am 10. Januar 1923, überschritten den Rhein auf dem Weg zur Ruhr.

Der Ruhreinbruch
von
Hans zur Megede

Über dem Land an der Ruhr lag schwer und dunkel die Winternacht. Kein Stern durchleuchtete die trübe verhangene Finsternis. Matt nur umhüllte das Licht von Straßen und Fabriken, von Zechen und Gruben die Städte des deutschen Industriereviers mit einem diesigen Schein. Friedlich war die Einwohnerschaft zur Ruhe gegangen, als ahnte sie nichts von dem Unheil, das sich vom Rhein her über ihren Köpfen zusammenzog. Es war die Schicksalsnacht vom 10. zum 11. Januar 1923.
Der Augenblick war gekommen, da Raymond Poincaré, Ministerpräsident und eigentlicher Beherrscher Frankreichs, zu jenem großen Schlag ausholte, mit dem er Deutschland den Todesstoß versetzen wollte. Der verlustreiche Ausgang des Weltkrieges, eine die letzten Widerstandskräfte zerstörende Revolte, die Folgen des zu Versailles geschaffenen Sklavenjoches hatten das Herz Europas nun bis ins tiefste zermürbt und schienen Frankreich die Macht - nie aber das Recht! - verliehen zu haben, vom deutschen Reichskörper durch gewaltsame Eingriffe ein Glied nach dem anderen abzutrennen. Der Rhein war gewonnen. Über den Strom hinaus in deutsches Land vorzudringen, wie Richelieu es gefordert in seinem politischen Testament, das sollte jetzt zur Tatsache werden und damit unter den Händen der in unversöhnlichem Deutschenhaß ergrauten Advokatennatur Poincarés ein Werk Gestalt annehmen, welches oft begonnen, aber seit einem Jahrhundert an der deutschen Volkskraft wieder und wieder zuschanden geworden war.
Poincaré, ein kalter Rechner ohne den letzten Schwung des Blutes, setzte, wie einst Napoleon III., alles daran, um dieses Werk einzufügen in den Geist seiner Zeit und dadurch mit dem Erfolg der Dauerhaftigkeit zu krönen. Im Zeichen des verfallenden Liberalismus, der das Geld zum Leitgedanken menschlichen Handelns, zum einzig positiven Wert des Lebens überhaupt gemacht hatte, war es Poincaré darum zu tun, unter der Maske des unbefriedigten Gläubigers die wahren Absichten Frankreichs zu verbergen. Wie jeder halbwegs Gutwillige in der Welt, so wußte selbstverständlich auch er, daß Deutschland die von den Alliierten verlangten Reparationen nie und nimmer bezahlen konnte. Abewr gerade dieses Unvermögen des Reiches, durch die französische Politik - wie wir gesehen haben - von langer Hand vorbereitet und als eingestandene Tatsache ersehnt, diente Poincaré zum Vorwand, dem politischen Imperialismus Frankreichs ein wirtschaftliches Mäntelchen umzuhängen und das Ruhrgebiet zum „produktiven Pfand“ für die Reparationen zu erklären. Da sich für jeden rechtlich Denkenden sogar aus dem Versailler Diktat keinerlei Handhabe zu einem unverhohlenen Eindringen der französischen Armee in das Ruhrgebiet ergab, so stellte Poincaré, in Rechtskniffen bewandert wie kaum ein zweiter, diesen Vorstoß als die harmlose Entsendung einer Ingenierkommission unter militärischer Begleitung zur Ausbeutung des Pfandes hin. Ein schlecht gespielter Theatercoup, wie ihn die Geschichte aller Zeiten selten zu verzeichnen hat, ein fadenscheiniges Advokatenstück, das nur noch wenig mit der von Richelieu angeratenen Vorsicht zu tun hatte und auch darum nicht besser wurde, daß der französische Botschafter in Berlin am 10. Januar 1923 dem deutschen Außenminister v. Rosenberg [Frederic von Rosenberg] gegenüber den „friedlichen Charakter“ der französisch-belgischen Ingenieurkommission ausdrücklich betonte. Denn diese „Friedfertigkeit“ war recht merkwürdigen Charakters.
Sie bestand in der Versammlung sieben kriegsstarker Divisionen, von denen sechs französischen und eine belgischen Kontingents waren, im Raume Düsseldorf-Duisburg; eine Streitmacht von insgesamt 45000 Mann, zu deren Aufstellung man nicht nur auf die Rheinarmee zurückgegriffen hatte, sondern auch auf Truppen und Ergänzungsmannschaften aus dem Innern Frankreichs. Aus Nancy, Chaumont, Chalons, aus Valence und sogar aus Toulouse wurden die Söhne des Landes herbeigeholt, um unter dem Oberbefehl des Generals Degoutte über die Linie Dinslaken-Duisburg-Düsseldorf hinaus zum Überfall auf das waffenlose deutsche Volk hervorzubrechen.
In sechs Heersäulen trat diese Armee zur Umfassung des deutschen Kohlereviers an, und die Nachtluft erzitterte unter dem Lärm des mitgeführten Kriegsgerätes. Patrouillen strichen voraus, gefolgt von Vorhuten, Tankabteilungen, marschierenden Kolonnen und Artillerie. Scheinwerfer durchzuckten das Dunkel. Die Bevölkerung schlief.
In ihren Schlaf hinein drang dieser furchtbare Spuk. Die Franzosen durchtrabten Dörfer, besetzten Bahnhöfe und Postämter, zerschnitten die Telephonleitungen, rissen die Kabel ab, schrien gellend Befehle in die Nacht hinein und standen plötzlich vor den Häusern. Sie verlangten Quartier, verhafteten Geiseln aus dem Bett heraus und zeigten sich als Herren im Lande, drohend und doch unsicher bei ihrem räuberischen Tun, wie Diebe in der Nacht.
Weiter schob sich der Heerbann vor. In der Frühe des 11. Januar war die Umgebung von Essen erreicht. Noch vor Tagesgrauen richteten die Franzosen von den Ruhrhöhen zwischen Werden und Velbert die Rohre ihrer schweren Geschütze auf die Stadt, um Essen dem Erdboden gleichzumachen, falls Widerstand sich regen sollte. Er regte sich nicht. Es fiel kein Schuß, eine unheimliche Ruhe lag über den müde rauchenden Schloten.

Zögernd klappten die Hufe französischer Pferde durch die grauen Straßen. Im ersten Morgenlicht spähten die Reiter hinauf zu den Fenstern, schußfertig die Karabiner über die Sättel gelegt und bereit, auf jedes Gesicht zu schießen, das sich hinter den Scheiben zeigen sollte. Schmutzig und übernächtigt vom langen Marsch, zog Infanterie ein, hinterdrein Feldküchen und Bagagen [Versorgungsfahrzeuge], Autos mit hohen Stäben. Es wimmelte plötzlich von

blaugrauen Männern zwischen dem langsam sich regenden Verkehr. Sie drängten sich auf dem Bahnhof, vertraten den Arbeitern, die zum Tageswerk kamen, den Weg und bereiteten den eintreffenden Reisenden einen fürchterlichen Empfang.
Kriegsmäßig umzingelten die Franzosen das Riesenarsenal der Kruppwerke und hatten zu Arbeitsbeginn der Morgenschicht den ersten, sicherlich größten Triumph des Ruhrkampfes. Schon um die Mittagszeit sollten es auf den Pariser Boulevards die Zeitungshändler hinausschreien: „Die deutsche Waffenschmiede von Frankreich erobert!“ Und zum Zeichen, daß dieser leichte, wenig rühmliche „Sieg“ bis ins letzte ausgenutzt werden sollte, bezog General Fournier, Kommandeur der 128. französischen Infanterie-Division, Quartier in der „Villa Hügel“, dem Wohnsitz der Familie Krupp.
Unschwer dünkte nun den Eindringlingen die Ausbeutung des „produktiven Pfandes“. Zu diesem Zweck hatten die Truppen bereits am 10. Januar vertrauliche „Vorschriften im Falle der Ruhrbesetzung“ erhalten, durch die auch der einzelne Poilu [einfacher französischer Soldat] in den Glauben versetzt werden sollte, als handele es sich tatsächlich nicht um Eroberungen, sondern um einen lediglich vorübergehenden Ausgleich für die Reparationen, um die Gewinnung von Kohle mit den dazugehörigen Nebenprodukten. In Wahrheit lagen die Dinge anders. Selbstverständlich waren die Zechen und Gruben an der Ruhr der französischen Industrie eine willkommene Bereicherung, ja sogar ein gierig erstrebtes Ziel; für Poincaré aber und die leitenden Männer des „Block nationale“ bedeuteten die wirtschaftlichen Ausbeutungsmaßnahmen nichts anderes als ein ausgezeichnetes Mittel zur weiteren Schwächung des in seinen Grundfesten erschütterten Reiches.

Eine Absicht, für deren Durchführung Frankreich eine Begünstigung durch den marxistischen Klassenkampf in Deutschland erhoffte. Auf die dadurch hervorgerufene Zerklüftung des deutschen Volkes, insbesondere aber der Ruhrbevölkerung, die zum Teil noch unter den Nachwehen der Kommunistenaufstände von 1920 litt, spekulierte man in den vertraulichen Vorschriften für die Einbruchstruppen, wenn es darin unter anderem hieß: „Im Falle schlechten Willens oder Widerstandes von seiten der Bevölkerung muß man sich möglichst nicht an die Masse machen, sondern an ihre Vorgesetzten oder Führer, Beamte, Bürgermeister, Syndikatsverbände usw. Persönliche schwere Strafen gegen die leitenden Persönlichkeiten werden eine weit größere Wirkung haben als blinde Unterdrückung der Masse.“
In welcher Form die Franzosen die praktische Anwendung dieser Richtlinien vorhatten, zeigte die erste Maßnahme des Generals Degoutte. Mit Datum vom 11. Januar 1923 - die Plakate waren schon lange vorher gedruckt worden - verhängte er über das gesamte von den alliierten Heeren besetzte Gebiet den Belagerungszustand. Dadurch wurden die deutschen Behörden dem französischen Kommando unterstellt und in zehn Artikeln die Bestimmungen des interalliierten Rheinlandausschusses auf das Einbruchsgebiet übertragen. War damit die vollziehende Gewalt in die Hände der fremden Militärbefehlshaber gelangt, so muß doch jetzt schon festgehalten werden, daß das deutsche Industriezentrum durch die Bestimmungen des Belagerungszustandes in den Machtbereich der Rheinlandkommission, das heißt unter die Fuchtel Paul Tirards, gelangte, des beharrlichen französischen Rheinannektionisten und Sicherheitsapostels, der den von Poincaré erhaltenen Auftrag, die Rhein- und Ruhrbevölkerung allmählich für Frankreich zu gewinnen, mit zwar beachtlichen, aber auch veralteten Mitteln auszuführen trachtete. Seiner Initiative entsprang auch die in der Bekanntmachung des Belagerungszustandes verheißene Beibehaltung des Achtstundentages und der übrigen deutschen Sozialgesetze, mittels deren man von Anbeginn zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einen Keil zu treiben hoffte. Die wahre „Arbeiterfreundlichkeit“ der Franzosen jedoch erwies sich in dem Verbot aller Zusammenrottungen auf der Straße und der Ankündigung, daß jeder Widerstand gegen französische Befehle von den Kriegsgerichten mit grausamen Strafen geahndet und von der Waffe rücksichtsloser Gebrauch, selbst gegen Wehrlose, gemacht werden sollte.
Das war die „Friedlichkeit“ Poincarés und zugleich das Rezept, nach welchem er - der von billigem Hohn zeugenden Äußerung eines französischen Schriftstellers zufolge - den „an der Ruhr erkrankten Deutschen“ künftig behandeln wolle mit dem Ziel, die endgültige Abtrennung dieses wichtigen Gliedes vom deutschen Volkskörper dereinst vor aller Welt proklamieren zu können. Denn nicht mehr fern dünkte ihm und den politischen Chirurgen an der Seine die Zeit, da man die Operation für abgeschlossen erklären und das sieche, verstümmelte Reich einem schnellen Verfall überlassen konnte. Die notwendige Beschleunigung erhoffte man, wie gesagt, von der Waffenlosigkeit und Uneinigkeit des deutschen Volkes.
Diese Hoffnung trog. Sie trog jedenfalls, soweit sich Frankreich von der durch den Marxismus immer wieder genährten Uneinigkeit im Reich einen bleibenden Gewinn versprach. Sie trog aber vor allem, soweit die überwältigende Mehrheit der Rheinländer und Westfalen in Frage kam. Schon an den ersten Einbruchstagen ergaben sich schlechte Aussichten für die Franzosen in Essen. Überall, wohin die Eindringlinge kamen, stießen sie auf eisiges Schweigen. Wo sie sich zeigten, ruhte die Arbeit, und was sie anfaßten, erstarrte unter ihren Händen. Die Maschinen standen still, und kein Rad bewegte sich mehr.
Die Bahnhöfe, auf denen französische Posten Wache hielten, leerten sich, die Züge blieben stehen, sobald einer der Fremden sie besteigen wollte; das Personal entfernte sich. In den Diensträumen verstimmte das Ticken der Morseapparate, das Läuten der Telephone; auf der Post schlossen sich die Schalter, und in Zechen, Gruben und

Fabriken wurde das Feuer aus den Öfen gerissen, wenn der Feind sie betrat. Die Geschäfte waren geschlossen, die Straßenbahn hielt an, und die Schaffner erklärten: „Wir fahren keine Franzosen!“
Bleierne Lähmung breitete sich aus. Essen, die vom ewigen Qualm der Schlote verrußte Stadt, die Hochburg deutschen Fleißes und lärmenden Betriebes, die Stadt der arbeitsamen Hände und regen Geschäftigkeit, war in einer Friedhofsruhe erstarrt, die bald von dem wilden Toben der französischen Soldateska durchbrochen wurde, als stritten Leichenschänder um ihren Grabesraub.
Im ganzen Ruhrgebiet drangen sie in die Rathäuser, in die Diensträume der deutschen Ämter, forderten von den Beamten Gehorsam dem französischen Befehl und tätige Unterstützung bei der Ausplünderung des Kohlenreviers. Sie drohten den Bürgermeistern mit sofortiger Verhaftung als Geiseln im Weigerungsfalle. Ohne auch nur das geringste zu erreichen. Die Beamten ließen sich abführen; Angestellte, Arbeiter, Gewerbetreibende ereilte das gleiche Schicksal; Tag um Tag füllten sich die Gefängnisse mit deutschen Menschen, die keiner anderen Tat schuldig waren, als daß sie ihr Vaterland nicht verraten wollten. Man sperrte sie in feuchte, gruftkalte Keller, riß ihnen die Kleider vom Leibe, trat sie mit Stiefelabsätzen und schlug sie mit Peitschen, bis das Blut in Strömen von ihren nackten Körpern rann. Man ließ sie dursten, reichte dann den Gepeinigten stinkendes Wasser und verweigerte ihnen die Gefäße zur Verrichtung ihrer Notdurft.
Auf der Straße wurde die Bevölkerung von den Fronvögten ähnlich behandelt. Begegneten französische Offiziere, herrisch in ihrer Anmaßung und mit wippendem Reitstock in der Hand, einem Deutschen, dann mußte er grüßend vom Bürgersteig auf den Fahrdamm treten, wollte er es vermeiden, daß ihm sausende Hiebe ins Gesicht klatschten. Von Tag zu Tag häuften sich die Fälle, daß Deutsche, die sich nicht beugen wollten, auf diese Art von der französischen Soldateska gezeichnet wurden.
So wollte man sie zwingen, die „trotzigen Boches“. Aber es nützte nichts. Eine unheimliche Wut bemächtigte sich der Rheinländer und Westfalen. Zähneknirschend, die Fäuste in den Taschen geballt, schritten sie einher und wußten doch, daß die Fremden nur auf eine Gelegenheit warteten, um noch ganz andere Methoden aufzuziehen. Diese Gelegenheit kam, als sich am 15. Januar durch die Königsallee zu Bochum ein Zug von mehr als fünfhundert Menschen bewegte, den Gesang vaterländischer Lieder auf den Lippen.
„Deutschland, Deutschland über alles...“ klang es den Franzosen entgegen, die nichts so sehr haßten wie dieses Lied. Denn in ihm, so glaubten sie und glauben es zum großen Teil auch heute noch, prägt sich der Wille des deutschen Menschen aus, die Herrschaft über alle Völker der Welt zu erringen; während ihm tatsächlich doch kein anderes Motiv zugrunde liegt als die über alles gehende Liebe des wahrhaften Deutschen zu seinem Land. Allein, die Franzosen legten die deutsche Nationalhymne auf ihre Art aus und nahmen sie zum Anlaß, ein Maschinengewehr auf die völlig Ahnungslosen zu richten. Wahl- und planlos schossen sie in die Menge hinein. Ein Toter und zwei Schwerverletzte waren die traurigen Opfer dieses Tages.
So handelten die Sendboten der westlerischen Zivilisation, die man in Frankreich seit 1792 als Exportartikel behandelt und mit dem Stempel der Alleingültigkeit für Europa oder gar die Welt versehen hatte. Zur Zeit des Ruhreinbruchs aber war das nur der Anfang jener sogenannten „Zivilisationsbestrebungen“, der Anfang einer Kette von ungeheuerlichen Drangsalierungen und Quälereien deutscher Volksteile, nicht selten ausgeübt von Negern und Marokkanern, die im Heerbann Frankreichs mitwirkten am Raub des Ruhrgebietes und seines umfangreichen Bodenschatzes.

Die fachmännische Ausbeutung der Bergwerke lag einer zivilen Instanz, der „Mission Interalliée de Contrôle des Usines et des Mines“ (Interalliierte Kommission zur Kontrolle von Zechen und Gruben), kurz „Micum“ genannt. Sie stand unter der Leitung des französischen Generalinspekteurs der Bergwerke, Coste, und des jüdischen Ingenieurs Aron, die gleich nach dem Einbruch in das Haus des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats eingezogen waren, aber die Räume kahl und leer gefunden hatten. Das Syndikat war von Essen am 10. Januar unter Mitnahme sämtlicher Geschäftsbücher nach Hamburg übergesiedelt. Den Franzosen war damit die Situation wesentlich erschwert worden. Sie hatten zunächst gehofft, daß es nach der „Eroberung“ des Syndikats gleichsam nur eines Druckes auf den Knopf bedürfe, um die Kohlenquelle zu erschließen, sahen sich aber jetzt, unkundig des Landes und seiner Verhältnisse, auf den guten Willen der deutschen Bergwerksdirektoren und Belegschaften angewiesen.
So begann man zu verhandeln, stieß dabei jedoch sofort auf neue Schwierigkeiten. Die Reichsregierung hatte infolge des unerhörten Rechtsbruches durch Frankreich und Belgien sämtliche Reparationsleistungen an diese beiden Staaten eingestellt. Auf eine Bezahlung etwaiger Kohlelieferungen an Frankreich und Belgien durch Deutschland konnte der Ruhrbergbau daher nicht rechnen. Merkwürdigerweise zeigten sich darauf einige Vertreter dieser Industrie, wenngleich unter Vorbehalt anderweitiger Entscheidungen in Berlin, bereit, die Kohlenlieferungen gegen Bezahlung seitens der Einbruchmächte vorzunehmen. Erst als der Reichskohlenkommissar auch diese Lieferung telegraphisch untersagte, schieden sich die Geister.
Es war nun Fritz Thyssen, der den Vorsitz einer sechsgliedrigen Kommission übernahm und sich namens des Ruhrbergbaus weigerte, dem soeben erteilten Befehl des Ingenieurs Aron zur Wiederaufnahme der Kohlenabgabe nachzukommen. Auch die Drohungen der Generale, die Bergwerksdirektoren unter ein kriegsgerichtliches Verfahren zu stellen, hatten ebensowenig Erfolg wie die Lockungen, mit denen man die Arbeiterschaft zu ködern

versuchte. Es blieb bei der Weigerung, und die Verhaftungen begannen. Im Laufe von drei Tagen wurden nacheinander neun Bergwerksdirektoren und -angestellte festgenommen, darunter Thyssen, Wüstenhöfer, Tengelmann, Kesten und der Leiter der staatlichen Bergwerksdirektion Recklinghausen, Geheimrat Raiffeisen. Zuvor hatte man vom Landesfinanzamt Düsseldorf den Präsidenten Schlutius ins Gefängnis verschleppt, weil sie dem französischen Ortskommandanten die Herausgabe der Kohlensteuerakten verweigert hatten.

Gegen all diese Rechtsbrüche legte der Essener Rechtsanwalt Prof. Dr. Grimm beim Kommandanten des Brückenkopfes Düsseldorf, General Simon, Beschwerde ein. Als Prof. Grimm bei dem General erschien, stand er vor einem im Dienste Frankreichs ergrauten Soldaten, gestrafft und von hohem Wuchs, dem diese Unterredung - wie Prof. Grimm in seinem Buch „Vom Ruhrkrieg zur Rheinlandräumung“ schreibt - offenbar peinlich war. Zu ändern vermochte der General an der Verhaftung jedoch nichts, denn der Oberbefehlshaber, General Degoutte, hatte auf Veranlassung Poincarés die Überweisung der Industriellen und ihrer Leidensgenossen an das Kriegsgericht in Mainz bereits verfügt. So sollte sich am 24. Januar in Mainzer Schwurgerichtssaal jener Ausspruch bewahrheiten, mit dem der Dolmetscher des Generals Simon Prof. Grimm empfangen hatte: „Hier handelt es sich nicht um Recht, sondern um die Macht, und die haben wir!“

Das war immerhin eine klare Haltung, die im Grunde von jedem Franzosen an der Ruhr eingenommen wurde. Aber es bleibt typisch für die französische Wesensart, die liberale nämlich, daß in ihr stets die Tendenz obwaltet, jede aus der Macht geborene Handlung mit einer rechtlichen oder moralischen Hülle zu verschleiern. So auch diesmal bei der Kriegsgerichtsverhandlung gegen die Industriellen in Mainz. Die Franzosen suchten krampfhaft nach einer Rechtsnorm, auf die eine Verurteilung der Deutschen begründet werden konnte, und verstiegen sich im letzten Moment zu einer in der Geschichte noch nicht dagewesenen Groteske: sie wärmten ein französisches Gesetz vom 3. Juli 1877 auf, nach welchem bestraft wird, wer Requisitionsleistungen für die Bedürfnisse der französischen Armee verweigert, eine Bestimmung, die selbstverständlich nur innerhalb Frankreichs Geltung haben konnte, nun aber unverdrossen an deutschen Menschen auf deutschem Boden erprobt wurde. Man fühlte sich schon wie zu Hause an der Ruhr.

Die Verhandlung selbst, es war die erste nach dem Ruhreinbruch, erregte unter dem Volk von Mainz eine ungeheure Entrüstung. Der Schwurgerichtssaal war dicht gefüllt, und auf der Straße sammelten sich die Menschen unter einem grau verhangenen Winterhimmel. Ungerufen kamen sie, einzeln und in kleineren Trupps, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus Kreuznach, Wiesbaden, dem Nahetal und von den bewaldeten Höhen dieser reizvollen deutschen Landschaft. Bald sahen sich die französischen Posten einer unübersehbaren Menge schweigender Männer, Frauen und Kinder gegenüber, ohnmächtig trotz ihrer Bajonette.

Was wollte das Volk? Die Spannung wuchs. Auf dem mit Maschinengewehren verbarrikadierten Gerichtskorridor wurde ein Deutscher von französischen Unteroffizieren geschlagen und beschimpft, angesichts der drohenden Menge aber wieder freigelassen. Die Unsicherheit der Franzosen stieg immer mehr. Auch der Mitglieder des Gerichts bemächtigte sich eine beklemmende Nervosität. Der Vorsitzende mußte den deutschen Verteidiger, Prof. Grimm, bitten, seine Autorität für Ruhebewahrung bei der nun folgenden Urteilsverkündung einzusetzen.

Das Kriegsgericht, aus französischen Offizieren bestehend, erschien bald darauf. Die Wachen präsentierten, alle Beisitzer standen still, die weiß behandschuhten Hände am Käppi, und der Vorsitzende begann mit der Urteilsverlesung. Da schwang von draßen ein unverständliches Raunen empor. Allmählich schwoll es an, wurde lauter und lauter. Plötzlich flogen die Fenster auf, und in den Saal hinein schallte, gesungen von Tausenden, in gewaltigem Aufdröhnen das deutsche Trutzlied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall...“

Die Stimme des Vorsitzenden ging unter in diesem orkanartigen Gesang. Man hörte kaum noch, daß die Industriellen zu hohen Geldstrafen verurteilt wurden. Unten stand das Volk von Mainz, geknechtet seit Jahren von der feindlichen Besatzung, und machte seinem Herzen Luft. Es hatte sich, ungeachtet der gallischen Gewehre, erhoben, um bei dieser Gelgenheit den Franzosen zu zeigen, daß in Zukunft nicht sie, sondern Deutsche aus dem unvergänglichen Recht auf den angestammten Boden heraus zu jener Aufgabe berufen sind, die sich damals Frankreich wieder einmal anmaßte: der Wacht am Rhein!

Dem wutschnaubenden General Mordacq, einem engen Vertrauten Paul Tirards, blieb es vorbehalten, dieses Bekenntnis auf seine Art zu quittieren. Nicht nur, daß er die anfänglich in ihre Quartiere geflüchtete Besatzung verstärkte und gegen die waffenlose Menge Panzerwagen einsetzte - er ließ es sich auch nicht nehmen, berittene Spahis [leichte franz. Kavallerie] durch die Stadt zu jagen, die das Mainzer Volk wie Vieh vor sich hertrieben. Er hatte dabei nach einem Programm gearbeitet, das in Frankreich nicht gerade aus dem Vertrauen zur eigenen Kraft Gemeingut geworden und in seinem Buch „La Mentalité Allemande“ wie folgt niedergeschrieben ist: „Als Kabinettschef Clemenceaus hatte ich bereits 1919 gelegentlich der neuen Heeresorganisation den Gedanken verwirklicht, die Eroberung Marokkos mit Hilfe der Deutschen“ (Fremdenlegion, d. Verf.) „zu beenden, den Marokkanern aber die Wacht am Rhein anzuvertrauen!“ Diese Methoden hatten dem General dann schließlich den fragwürdigen Ruhmestitel eines „Siegers von Mainz“ eingebracht.

Wäre es nach Mordacq gegangen, so hätten die Industriellen eine ganz andere Strafe erhalten. Aber Poincaré hatte nach längerem Zögern angeordnet, daß man noch einmal „Milde“ walten lassen und die „Großmut“ Frankreichs zeigen solle, in der ausdrücklichen Erwartung, daß die Bevölkerung an Rhein und Ruhr sich doch noch beuge.

Er täuschte sich. Die Fahrt der freigelassenen Bergwerksdirektoren von Mainz nach Essen wurde zum Triumphzug durch das geknechtete Land. Oft säumten die freie Bahnstrecke lange Ketten begeisterter Menschen, die mit Fahnen und Tüchern den langsam vorübergleitenden Zug begrüßten, ohne Rücksicht auf die Franzosen, deren Verwirrung und Kopflosigkeit über diesen ungeahnten Ausbruch nationaler Leidenschaft sich stündlich steigerte. Unübersehbar drängte sich auf den Bahnhöfen die Menge, in Bingen, tief unter dem Niederwalddenkmal, in Boppard und in Koblenz. Dort war es ein Arbeiter, der seine Volksgenossen beschwor, vom Klassenkampf abzulassen und die Reihen aller Deutschen zu schließen im zähen Ringen gegen die welsche Unterdrückung.
Ein Wunsch, der überall im Lande jubelnden Widerhall fand. Nicht zuletzt in Essen. Die bekannte dänische Schriftstellerin Karin Michaelis sandte der Kopenhagener Zeitung „Politiken" über den Empfang der „gnädig Bestraften" einen Bericht, in dem es unter anderem hieß: „Vor dem Bahnhof, auf dem offenen, mächtigen Platz und in allen daran anstoßenden Straßen hatte sich eine Schar von ungefähr 100000 Männern, Frauen und Kindern versammelt. Von diesen waren kaum zehn wohlgekleidet, kaum fünfzig normal ernährt. Die Bergleute hatten sich mit ihrer Minentracht geschmückt und standen oben auf der Eisenbahnbrücke. Nicht nur alle Fenster, Laternenpfähle, Balkons und Dachfenster waren mit Gesichtern gefüllt, man ritt auf den Dächern, hing aus den Türmen heraus.
„Ein feiner Staubregen ließ den Wartenden den Kohlenstaub ins Gesicht wehen. Die Menge ist nie schön. Die Menge ist nie schön. Die Menge hier ist ausgesucht unschön. Aber in den Augen aller brannte derselbe erhabene Feuergeist. Man hatte so lange gelitten und so viel. Man wollte sich das Glück eines Augenblicks nicht nehmen lassen, das Glück eines einzigen großen Augenblicks. Der Volkswille wußte, daß er diesmal gesiegt hatte, wenn auch der Sieg die Einleitung zu Tod und Verderben sein sollte. Es fing an zu dunkeln, aber ehe die Finsternis kam, rollte der Zug ein. Als der erste der Zurückgekehrten aus dem Zuge stieg, brauste es wie ein Donner zum Himmel, der Donner, der die Erde zittern machte und die Herzen erbeben ließ, der tausendfältige Hurraruf, der aus den rauhen und heiseren, matten und doch kraftvollen Kehlen kam. Das war das Land selber, welches - lange gewohnt, nur zu stöhnen - einen Jubelruf gebar.
„Kaum waren die Hurrarufe verklungen, als das von den Franzosen verbotene, geliebte Lied ‚Deutschland, Deutschland über alles' und ‚Die Wacht am Rhein' in die Dämmerung hinausgejauchzt und -geschluchzt wurden. Es war ja nicht nur das, daß die Führer wieder auf freiem Fuße waren. Wer weiß, wie viele Tage vergehen, bis sie wieder eingesperrt werden. Es war eher ein Volk, das sich selbst den Eid schwur, einig und fest zu stehen bis zur letzten, bis zur allerletzten Stunde."
Aber nicht allein auf der Straße fanden solche Kundgebungen statt, bei denen spontan der Wille zu Einheit und Abwehr zum Ausdruck kam, sondern auch in den rheinischen Theatern erhob sich das scharenweise herbeigeströmte Publikum und sprach bei der Aufführung des Schillerschen Dramas „Wilhelm Tell" den Rütli-Schwur mit: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern..."
Diesen Erfolg ihrer Politik hatten Poincaré und die Chauvinisten an der Seine entschieden nicht erwartet. Die Basis, von der sie ausgegangen, war die Zerrissenheit der Deutschen, war die Tatsache, daß im Einbruchsgebiet vor wenigen Jahren noch der Bruderkampf voller Grimm und Unerbittlichkeit getobt. Und was sie nun antrafen, war der aus einem allmählich erwachenden völkischen Instinkt geborene Wille aller zur Einheit im Freiheitskampf gegen die westlichen Zwingherren, zum Widerstand um jeden Preis. Ein Volk stand auf.

Hier nun sei die Frage gestellt: Was tat die Reichsregierung, um diesen elementar der breiten Masse des Volkes entsprungenen Widerstandswillen zu unterstützen, ihn in die richtigen Bahnen zu lenken und dadurch einen vollen Erfolg zu erringen? Sie tat Schlimmeres als nichts, sie tat zu wenig, erging sich in Halbheiten und ergriff Maßnahmen, die von vornherein zur Aussichtslosigkeit verdammt waren. Sie war ohne Idee, ohne Ziel, ohne Plan, sie war ohne klare Erkenntnis der tatsächlich geschaffenen politischen Lage und der sich daraus zwangsläufig ergebenden Folgerungen.
Der Regierungschef, Reichskanzler Dr. Cuno, kam aus dem Wirtschaftsleben und zugleich aus der Welt des Bürgertums. Mochte er selbst von ehrlichem Wollen beseelt und persönlich sauber sein, so war es ihm doch nicht möglich, sich von den Schlacken zu befreien, die ihm aus Herkunft, Erziehung und Werdegang, aus der ganzen Atmosphäre bürgerlichen Denkens anhafteten. Denn der Begriff des Bürgerlichen umschließt für uns, entgegen der liberalistischen Auffassung, nicht eine Volksschicht, sondern eine Geistes- und Charakterhaltung, die sich durch alle Schichten des Volkes zieht und den einzelnen wie einen Gallert umgibt. Bürgerlich, das sind die rettungslos Halben, ewig Lauen, Zweifelnden - Menschen mit der doppelten Moral einer Wohlanständigkeit nach außen und einer halbgewagten, sich selbst nie eingestandenen Verderbtheit nach innen, im Denken und Handeln einzig von wirtschaftlichen Gesichtspunkten, vom Gelde geleitet und Unvermögen, die sich womöglich „national" gebärden, um über den Feuern der vaterländischen Begeisterung die eigenen Fettkessel brodeln zu lassen. Sie meiden den Kampf, sind mit Vorliebe für „Ruhe und Ordnung" zur unrechten Zeit und befinden sich, da seelisch ohne Tiefe oder im Blickfeld durch weltanschauliche Scheuklappen begrenzt, bei jeder Handlung im guten Glauben. Das Panier der Ehrsamkeit ist für sie der ersprießliche Kontoauszug ihres Bankguthabens.
Soviel vom Bürgerlichen im allgemeinen. Für Dr. Cuno, noch einen der Besten aus dieser bürgerlichen Welt, gilt, was über die weltanschaulichen Scheuklappen gesagt wurde. Sie begrenzten sein Blickfeld zu einer rein

wirtschaftlichen Betrachtungsweise. Er sah darum in Frankreich nicht den Eroberer, sondern den brutalen Reparationsgläubiger und glaubte, in der Abwehr genug zu tun, wenn er diesem Gläubiger das räuberisch erpreßte Pfand, die Kohle, hinterzog. Hierzu genügte nach seiner Meinung ein mit Staatsgeldern gewährter Streik riesigen Ausmaßes: der passive Widerstand.

Wie der Kanzler, selbst wenn seine Annahme richtig gewesen wäre, erwarten konnte, daß diese Maßnahme allein auf die Dauer genügen würde, um eine vortrefflich ausgerüstete Armee zum Abzug aus dem Ruhrgebiet und damit zur Freigabe des Pfandes zu bewegen, das ist sein Geheimnis geblieben. Der passive Widerstand hatte nur dann einen Zweck, wenn er die Einleitung zur aktiven Gegenwehr sein sollte. Dies wäre bei der zahlenmäßigen und technischen Schwäche des Reichsheeres im Moment des Ruhreinbruchs allerdings ein Wahnsinn gewesen. Wohl aber hätte unverzüglich ein Machtinstrument geschaffen werden müssen, mit dessen Hilfe der Ruhrwiderstand zumindest in einen verdeckten Kleinkrieg umzuwandeln gewesen wäre. Bei den später folgenden Konferenzen jedoch, die dem ohnmächtigen Deutschland eine Unterwerfung nach der anderen eingetragen haben, hätte es, als Brennusschwert in die Waagschale der Verhandlungen geworfen, dem deutschen Volk jenes später erduldete Übermaß an Leiden und Elend ersparen können.

Die Schaffung eines solchen Machtinstrumentes forderte die außen- und innenpolitische Gesamtsituation geradezu heraus. In England hatte Lloyd George dem Konservativen Bonar Law Platz gemacht, einem müden und verbrauchten Mann, der die Initiative nur zu gern an Lord Curzon, den Außenminister, abgab. Curzon, im Augenblick noch zu sehr mit der Türkei und der schon seit geraumer Zeit tagenden Konferenzen in Lausanne beschäftigt, gehörte nicht nur zu den Urhebern der englischen Abkehr von der Ruhrpolitik Poincarés; er hätte auch, obwohl Realpolitiker im plattesten Sinne des Wortes und oft im Winde der Ereignisse treibend, für sich jede Äußerung in Anspruch nehmen können, die Bradbury in der Reparationskommission vor Monaten schon gemacht hatte: „Wenn die deutsche Regierung keinen Mut hat und keine Mittel und Wege findet, um sich selbst zu helfen, so können wir ihr auch nicht helfen. Wenn sie weiter die Arme kreuzt und auf die Katastrophe wartet, so wird sie wahrscheinlich zerstörende Kräfte auslösen, gegen die der Rhein nur eine schwache Schranke bildet und gegen die auch der Kanal sich als unwirksam erweisen wird."

Das besagte genug. Es hätte also nur eines gehörigen Anstoßes von Berlin bedurft, um schließlich auch einen Stimmungsumschwung bei den englischen Besatzungstruppen im Rheinland herbeizuführen, die aus dem Geist der Waffenbrüderschaft heraus dem französischen Vorgehen gegenüber eine wohlwollende Neutralität bewahrten. Viel schärfer, als bisher geschehen, wäre dann hervorgetreten, daß die englische Rheinbesetzung nur beibehalten wurde, damit London zu gegebener Zeit in der Frage des kontinentalen Gleichgewichts seinen Standpunkt nachdrücklicher vertreten konnte, als dies später möglich war. Und man hätte nie daran gedacht, in die Fußstapfen Amerikas zu treten, das seine Truppen am 24. Januar 1923 aus dem Rheinland zurückzog und damit einer Verstärkung der französischen Vormachtstellung am Rhein den Weg freigab.

Doch die hier vorhandenen Möglichkeiten wurden von der Regierung Cuno nur gering bewertet. Sie verstand nicht einmal jene Zeichen, die sich aus den jüngsten Ereignissen in Italien ergaben. Dort hatte Mussolini am 25./26. Oktober 1922 in einem einzigartigen Siegeszug mit seinen Faschisten den Marsch auf Rom angetreten und die Marxisten zu Paaren getrieben. An Stelle des vom Marxismus geführten Klassenkampfes der Besitzlosen gegen die Besitzenden proklamierte er „den Kampf der besitzlosen italienischen Nation gegen die besitzenden anderen Nationen." Dieser Satz enthielt nicht zuletzt eine Spitze gegen Frankreich, und es war nur folgerichtig, daß Mussolini später - nach klarem Erkennen der Absichten Poincarés - die italienischen Ingenieure aus der „Micum" abberief.

Doch weder das Verhalten Englands noch das Beispiel Italiens vermochten Dr. Cuno zu einer grundsätzlichen Umgestaltung der außen- und innenpolitischen Verhältnisse Deutschlands zu ermutigen. Die Regierung legte im Gegenteil für den Tiefengrad ihrer Schwäche bei einem anderen Ereignis, das zu den größten historischen Skandalen dieser Zeit gehört, ein beredtes Zeugnis ab. Zum gleichen Zeitpunkt, als die Franzosen in das Ruhrgebiet eindrangen, zogen sie sich aus der seit Versailles von ihnen besetzten Nordostecke des Reiches zurück und veranlaßten, daß die aus ihrer Steppenöde zusammengelaufenen Litauer am 10. Januar 1923 über das kerndeutsche Memelland herfielen und erst am rechten Ufer des Memelstromes auf der Linie Tilsit-Schmalleningken haltmachten. Zum Teil auf Gänserümpfen, häufig nur mit Fellen bekleidet, mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, waren sie zur „Eroberung" deutschen Landes ausgezogen und konnten ihren Raub ungestört einheimsen, weil die Reichsregierung, insbesondere Herr Severing, die Vertreibung der Litauer durch die in Tilsit bereitstehenden Freiwilligenverbände unter Führung des tatkräftigen Hauptmanns Ammon verbot und diese schimpfliche Resignation mit dem Hinweis auf Versailles begründete.

Dabei stand außenpolitisch klar vor aller Welt, daß Frankreich mit dem völlig rechtswidrigen Ruhreinbruch das Vertragsgebäude von Versailles umgestoßen hatte. Für Deutschland wäre es daher eine Selbstverständlichkeit gewesen, alle ihm durch Versailles auferlegten Beschränkungen sofort abzuschütteln und neben den bereits angeführten Maßnahmen aus dem Ruhreinfall eine außenpolitische Kampfbasis gegen die für eine Ewigkeit gedachte Versklavung des Reiches zu schaffen. Wer innenpolitisch diesem Ziel hemmend entgegenstand, mußte rücksichtslos zertreten werden. Und das war der Marxismus.

Schon in der Reichstagssitzung vom 13. Januar zeigten sich bei der mit knapper Not zustande gekommenen „Einheitsfront" die ersten Merkmale des Verfalls. Bei der Resolution des Reichstages, die Regierung in der „entschlossenen Abwehr" des französischen Gewaltaktes zu unterstützen, stimmten 12 Kommunisten dagegen und 16 Sozialdemokraten enthielten sich der Stimme. Das Gros der SPD aber hatte sich, ohne irgendeine Verantwortung in der Reichsregierung zu übernehmen, auf die lockere Bindung mit den bürgerlichen Parteien nur eingelassen, um diesen das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Die Sozialdemokratie konnte das um so mehr, als auch Herr Cuno, festhaltend an der parlamentarischen Regierungsbasis, die Hilfe der Marxisten zu benötigen glaubte.
Welcher Art diese „Hilfe" jedoch war, zeigte sich bald. Die bisher Unabhängigen Sozialdemokraten Breitscheid und Hilferding fuhren nach London und Paris, versicherten dort die Verständnisbereitschaft der marxistischen Parteien und ferner, daß Deutschland noch immer leistungsfähig, aber böswillig sei. Im Reichstag selber machten sie der Regierung hinter den Kulissen schon in den Anfängen des Ruhrkampfes Schwierigkeiten und taten alles, um das aufflammende Nationalbewußtsein der Arbeiterschaft in den internationalen Klassenkampf abzubiegen. Denn eine tiefere Verwurzelung des nationalen Gedankens, dessen war man sich bewußt, hätte das Volk die wahre Ursache seines Verfalls erkennen lassen und für die marxistischen Drahtzieher den Verlust ihrer Pfründe zur Folge gehabt. So scheuten sie keinen Betrug, keinen Verrat an Volk und Land und erprobten dabei wieder einmal ihre festeste Stütze, die preußische Regierung.
In dieser war es besonders der sozialdemokratische Innenminister Karl Severing, eine der übelsten Erscheinungen des Zwischenreiches, der mit wütender Energie danach trachtete, jeden vaterländischen Gedanken im Keime zu ersticken. Soweit sich in den Anordnungen der Reichsregierung auch nur die Möglichkeit nationaler Bestrebungen vermuten ließ, hintertrieb er sie planmäßig und ging auch dazu über, die Reichswehr öffentlich bloßzustellen und dadurch den Franzosen Material gegen Deutschland in die Hände zu spielen. Ein um so niederträchtigeres Verhalten, als die Vermehrung der Wehrmacht vollkommen unzulänglich war und lediglich in einer angegliederten Organisation von wenigen tausend Mann, den sogenannten Zeitfreiwilligen bestand, die man auch „Schwarze Reichswehr" nannte. Eine weitere Heeresverstärkung, außenpolitisch ermöglicht durch den von Frankreich zerrissenen Versailler Vertrag, scheiterte ebenso an der undurchsichtigen Haltung und mangelnden Initiative des Chefs der Heeresleitung, General von Seeckt, wie an der politischen Lendenlahmheit des Reichskanzlers, der die marxistische Natter an seinem Busen großzog, statt sie, den größten Feind der Wehrmacht, zu vernichten. Seeckt und Cuno, sie waren beide mit bürgerlicher Blindheit geschlagen und erkannten die Gunst der Stunde nicht.
Allerdings erfreute sich der Kanzler bei seinem Liebeswerben um den widerspenstigen Marxismus des Beifalls aus dem ganzen bürgerlichen Lager. Bei den jüdischen Demokraten geschah das aus der Wesensverwandtschaft mit der Sozialdemokratie heraus und bei dem jesuitischen Zentrum aus liebgewordener Gewohnheit. Die Deutsche Volkspartei aber, geführt von Dr. Gustav Stresemann, offenbarte jetzt zum ersten Male ihre Interessenverfilzung mit den jüdischen Novemberherren, und die Deutschnationalen waren als ewige Reaktionäre in der weltanschaulichen Vergreisung so weit vorgeschritten, daß sie nach der nationalen Phrase griffen wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm.
So schlossen sich in der parlamentarischen Demokratie des Novembersystems die Parteien zusammen, halb widerstrebend, halb aus freiem Willen, im letzten Motiv gedrängt von den schwachen Kräften des verfallenden Liberalismus, der als Nährboden ihnen allen gemeinsam war, und insonderheit angelockt von rein materiellen Vorteilen, die sie bei der Finanzierung des Ruhrkampfes zu erhaschen gedachten. Wozu dieser, aus den fremdartigsten Bestandteilen zusammengewürfelte Interessentenhaufen sich bestenfalls noch aufzuschwingen vermochte, es konnte in der Tat nicht mehr sein als blasse Passivität.

Dem entsprach das Tun und Lassen der Regierung, die mit dem wesentlich aktiveren Geist des deutschen Volkes nur noch wenig gemein hatte. Sie erging sich in papierenen Protesten gegen Frankreich, berief die Botschafter und Gesandten aus den Einbruchsländern ab, erhielt aber die diplomatischen Beziehungen durch Geschäftsträger aufrecht und zeigte in allem, daß sie einzig noch leerer Gesten fähig war.
Hierhin gehört auch die Veranstaltung des Volkstrauertages am 14. Januar 1923. In allen Städten des Reiches wurden die an sich tatbereiten Massen nicht zu einer disziplinierten Erhebung aufgerufen, sondern aus den Worten der mehr oder minder amtlichen Redner sprach ein Geist demutsvoller Ergebenheit, stoischer Leidensfähigkeit und kraftlosen Duldersinnes, die nach Meinung dieser Weichlinge allein geeignet seien, den Feind zu Einsicht zu bringen.
Bei einer solchen Einstellung der Regierenden war es kein Wunder, daß sie nirgends geeignete Vorbereitungen gegen den Einmarsch der Franzosen getroffen hatten. Erst am 19. Januar 1923, nachdem Deutschland die Reparationslieferungen eingestellt hatte und die Ruhrbevölkerung schon längst von sich aus, so gut sie konnte, den Eindringlingen entgegengetreten war, wurde der „passive Widerstand" angeordnet, Beamten und Arbeitern der Reichs- und Landesbehörden die Befolgung französischer Befehle untersagt.
Für den nun in vollem Umfang einsetzenden Riesenstreik an der Ruhr veranstaltete die Regierung große Sammlungen, die im Verein mit Staatsgeldern als Ruhrhilfe sowohl der Industrie als auch den Gewerkschaften zugute kamen und für beide Teile zu einem vortrefflichen Geschäft wurden. Auf Goldmark umgerechnet, waren es Milliarden, mit denen sich die hinter den Parteien stehenden Syndikate, Verbände, Einzelpersonen und vor allem die Gewerkschaften aus den Notgroschen und Steuergeldern des Volkes mästeten. Sooft sich diese Organisationen

befehdet hatten und auch in Zukunft wieder bis aufs Blut befehden sollten, jetzt hatte sie die Sucht nach dem Gelde unter Herrn Cuno vereint, der mit leidender Miene zusehen mußte, wie die Gewerkschaften das von ihnen geforderte Nichtstun mit marxistischen Kampfparolen verbrämten und streng darauf achteten, daß die aktiven Regungen auch innerhalb der Arbeiterschaft unterdrückt wurden.
Obwohl der Aufwand ungeheurer Summen, ohne daß mit ihnen ein politisch verwendbarer Wert geschaffen wurde, die Kassen von Staat und Wirtschaft bedenklich leerte, gelang es der Regierung zunächst doch, die Währung zu stützen. Ein Beweis dafür, daß der Bestand einer Währung in erster Linie von der nationalen Geschlossenheit eines Volkes, wie sie damals vorhanden schien, abhängig ist. So gelang es, die Mark eine Zeitlang auf dem Stande von 20000 bis 22000 Mark für den Dollar zu halten, bis sich die parlamentarische Einheitsfront des Reichstages vor aller Welt als das entpuppte, was sie tatsächlich von Anbeginn war: ein politisches Nebelgebilde, das bei einem schärfer aus Paris geblasenen Wind zerflattern mußte.

Unter den Politikern Deutschlands gab es nur einen, der den Verlauf der Dinge sofort erkannte und richtig voraussagte. Es war Adolf Hitler. Mit fanatischer Leidenschaft wehrte er sich an der Spitze seiner nationalsozialistischen Kämpfer gegen die verderbliche Halbheit in Berlin. Die Regierung ihrerseits fürchtete nichts so sehr wie eine nationale Erhebung und verhängte über das ganze Reichsgebiet den Ausnahmezustand, der jedoch bei der Gewalt des immer heftiger werdenden nationalsozialistischen Ansturmes in Bayern „elastisch“ gehandhabt werden mußte, um eine Revolution zu vermeiden. So konnte Adolf Hitler die Seinen zu einer Heerschau versammeln. Am 28. Januar hielt er auf dem Marsfeld zu München den ersten Reichsparteitag ab.
In seiner großen Rede ging der Führer von den Gedankengängen aus, die in seinem Hauptwerk „Mein Kampf“ enthalten sind, und sagte der Regierung Cuno den allerschärfsten Kampf an. Geschehen zu einer Zeit, da der größte Teil des deutschen Volkes sich durch einen Wortschwall nationaler Phrasen aus dem bürgerlichen Lager täuschen ließ, und Cuno für den Mann hielt, der er ganz einfach nicht war. Überall wurde der passive Widerstand als große Tat gefeiert. Da zeugte es von Mut und Scharfblick zugleich, wenn Adolf Hitler auf dem Marsfeld diese Art des Widerstandes für aussichtslos erklärte, zumal daran jene Kräfte mitwirkten, die das deutsche Heer während des Krieges von innen heraus zermürbt hatten. Es sei eine Verstiegenheit bürgerlicher Gemüter, zu glauben, daß sich der Marxismus geändert habe und daß die kanaillösen Führerkreaturen des Jahres 1918, die damals zwei Millionen Tote eiskalt mit Füßen traten, um an die Regierung zu kommen, jetzt im Jahre 1923 dem nationalen Gewissen plötzlich ihren Tribut zu leisten bereit seien. Nie könnten die Landesverräter von einst zu Kämpfern für eine deutsche Freiheit werden. Wenn man den Widerstand ernstlich wolle, dann sei es allererste Pflicht einer wahrhaft nationalen Regierung, die Kräfte zu sichern und zu finden, die entschlossen seien, den Marxismus, den Todfeind in den eigenen Reihen, zu vernichten. Dann erst habe der Widerstand einen Sinn und böte Aussicht auf Erfolg. Mit einem Streik auf der ganzen Linie sei dieser jedoch nie und nimmer zu erreichen. Ein Volk könne man nicht durch Beten befreien, ebensowenig aber auch durch Faulenzen, sondern einzig und allein durch Arbeit, Opfer und Kampf.
Deshalb forderte Adolf Hitler von der Regierung, daß sie im Hinblick auf die letzten Konsequenzen des passiven Widerstandes die Beseitigung des Marxismus durch die nationalsozialistische Bewegung zulassen und den den Aufbau einer aktiven Front aus jenen Kräften vornehmen möge, die ohne Besinnen Ehre und Freiheit der Nation mit ihrem Blut zu erkämpfen bereit seien. Allenthalben beginne sich im Reich ein ähnlicher Geist bemerkbar zu machen. Befreit von den marxistischen Zersetzungserscheinungen, würde er als einheitlich geschlossener Wille überall in Deutschland zum Ausdruck kommen. Dann werde sich auch das französische Volk, das an sich den Frieden wolle und seiner Tapferkeit und Vaterlandsliebe wegen gerade in nationalsozialistischen Kreisen höchster Achtung begegne, fragen müssen, ob es sich noch weiter zum Handlanger einer Politik machen lassen wolle, die Europa in den Strudel chaotischer Unruhe und fürchterlicher Zerstörung stürze.
Wie treffend Adolf Hitler nicht nur die Politik Cunos, sondern auch das französische Volk beurteilte, hat der geschichtliche Ablauf der Ereignisse, haben insbesondere die Wahlen von 1924 in Frankreich bewiesen. Noch aber regierte an der Seine Poincaré, noch gab es für die Besten im bedrängten Deutschen Reich keine andere Hoffnung, als die bei der Regierung vielleicht doch noch erreichbare Aufnahme des Kampfes umd Ehre und Geltung der Nation vor der Welt und vor unseren Feinden.
Alle, die damals auf dem Marsfeld standen, waren bereit, sich für dieses Ziel einzusetzen und, wenn es sein mußte, auch zu sterben. Es befanden sich unter ihnen auch jene, die aus den Freikorps zur nationalsozialistischen Bewegung gestoßen waren. Erfüllt von dem Geiste Adolf Hitlers, zogen viele dieser Männer nun aus, um auf einsamen Posten an der Ruhr, ohne Hoffnung auf Dank und Anerkennung, einen Kampf aufzunehmen, der vor der Geschichte dereinst als das markanteste Zeichen für Deutschlands Erneuerung angesehen werden wird. Und aus den Reihen dieser Soldaten für eine bessere Zukunft unseres Volkes ragt eine Heldengestalt hervor, die in ihrer schlichten Größe nur mit Adreas Hofer verglichen werden kann.

Es ist Albert Leo Schlageter.

Schlageter
von
Hans zur Megede

Für den deutschen Menschen der Gegenwart ist der Name Albert Leo Schlageter von fast mythischem Klang. In Epen und Dramen hat die Nachwelt diesem Mann, dessen schlichtes Heldentum aus dem Dunkel deutscher Nacht ausstrahlt wie ein Fanal, den Ruhmeskranz der Unsterblichkeit verliehen. Das kurze junge Leben Schlageters war so reich an Großtaten, getragen von Mut, von stiller Opferwilligkeit bis zur letzten Konsequenz, und sein Tod von so erschütternder Tragik, daß es kein Wunder ist, wenn Wort und Schrift ihn nicht nur eine historisch vollauf gerechtfertigte Gloriole gewoben haben, sondern daneben auch die Legendenbildung in Erscheinung tritt.
Ihrer bedarf die Geschichte nicht; sie weiß sich frei von den schwülstigen Phrasen jener, die als Spätlinge im neuen Deutschland oder als literarische Konjunkturritter mit guter Nase Stoff und Gestalt des nationalsozialistischen Freiheitskämpfers etwas frühzeitiger in den Bereich ihrer Vielschreiberei einbezogen haben, um sich einen Namen zu machen.
Mit der gleichen Unerbittlichkeit aber wird die Geschichte eine Reihe von Tendenzberichten zu verwerfen haben, die mit salbungsvoller Sachlichkeit das mannhafte Verhalten Schlageters bei seinem Opfergang aus einer römisch gefärbten Seelensubstanz zu erklären und sein wahres Charakterbild mit den Nebeln kirchlichen Weihrauches zu verhüllen suchen. Diese Art der Darstellung bezweckt ganz offensichtlich ein Bemänteln der Tatsache, daß alle Handlungen dieses Heroen der deutschen Nation einzig geleitet waren von der Stimme des Blutes seiner germanischen Ahnen, einem Motiv, das im Grunde auch bedingend war für seine tiefe Gläubigkeit, ganz gleich welchen Weg ihm die Erziehung zu seinem Gott gewiesen hatte.
Aber nicht allein von dieser Seite ist das Handlungsmotiv Schlageters entstellt worden. In einer ja nicht so weit zurückliegenden Vergangenheit waren es die Platzhalter des roten Novembersystems, die das Andenken Schlageters durch die ätzende Lauge aus der Sudelküche jüdischer Zeitungsreaktionen zu zersetzen trachteten. Der Historiker, zumal wenn er ringend und leidend gestanden in jener Zeit, kann das Stadium ihrer Verwesung am besten mit den Namen derer kennzeichnen, die Schlageter damals einen „vagabundierenden Abenteurer“, einen „Banditenführer, keineswegs gleichwertig den italienischen Candottieri“ nannten und sich darauf in den haltlosesten Verleumdungen ergingen. Es waren die Juden Kurt Tucholski (der noch eine Reihe anderer Namen führte), Bruno Frey, Georg Bernhard, Dr. Frosch und der allerdings nicht jüdische, aber kaum minder gewissenlose Hallo von Gerlach in seiner „Welt am Montag“.
Der Zweck dieser widerwärtigen Schimpfkanonade wurde übrigens bald offenbar. Er bestand in einer Entlastungsoffensive für den marxistischen Innenminister Preußens, Carl Severing, der, leichtfertig und böswillig zugleich, durch einen Steckbrief an dem Tode Schlageters ein gerüttelt Maß von Mitschuld trägt und die spontane Verehrung des Freiheitshelden durch das deutsche Volk einen „nationalistischen Schlageterrummel“ zu nennen wagte.
Derlei Verzerrungen und Verdunkelungen, woher sie auch kommen mögen, wird die Geschichte mit der scharfen Blende ihrer Unbestechlichkeit zu durchdringen und, lediglich gestützt auf Tatsachen, über Leben und Sterben dieses großen Nationalsozialisten zu berichten haben. Hier soll das in kurzen Umrissen, verbunden mit einer weiteren Schilderung des Ruhrkampfes1), geschehen.

Geboren am 12. August 1894 zu Schönau (Baden) ist Albert Leo Schlageter im südlichen Schwarzwald als Sproß eines alten deutschen Bauerngeschlechts mit fünf Geschwistern aufgewachsen. Blut, Boden und Elternhaus hatten sein Wesen geprägt. Gradlinige Offenheit, charakterliche Härte, ein zwangloses Selbstbewußtsein machten sich schon bei dem Knaben bemerkbar, und die dunklen Höhen seiner Waldheimat waren die geeignete Umgebung, um in dem werdenden Manne auch einen unwiderstehlichen Freiheitsdrang, gepaart mit leidenschaftlicher Liebe zu dem schönen Lande seiner Väter, reifen zu lassen.
Als sich dann in den Augusttagen von 1914 das deutsche Volk gegen eine Welt von Feinden erhob, da bedurfte es für den kaum Zwanzigjährigen keines Befehls, der ihn zu den Fahnen rief. Kriegsfreiwillig gliederte er sich ein in die Reihen derer, die das Schicksal dazu ausersehen hatte, für Bestand und Ehre ihres Landes an die geheimnisvolle Majestät der Natur einen ungeheuren Blutzoll zu entrichten. Eine schwere Prüfung war es, der Schlageter sich unterziehen mußte. Die junge, wehrfähige Generation seines Volkes, oft noch in den Kinderjahren stehend, sank neben ihm zum größten Teil dahin, und für die Überlebenden, ohne Rechte Vorbereitung auf das Kriegerhandwerk, bedeutete es eine fast unerfüllbare Aufgabe, sich in Not und Tod, im Brüllen der Schlachten und Drangsal der Strapazen zu bewähren.
Wenn Schlageter mit vielen Tausenden seines oder noch jüngeren Alters sich dennoch bewährte, dann konnten das wahrlich nur jene drei Dinge sein, die noch nie ein Himmel, sondern einzig die Rasse einem Volk beschert hat: Glaube, Liebe, Hoffnung - sie galten bei unseren Kriegsfreiwilligen nur Deutschland und nichts anderem sonst auf der Welt. Sie waren die alleinigen Treibkräfte, die unsere Jugend es bald gleichtun ließ mit dem aktiven Mann und viele aus ihrer Mitte so weit hervorhoben, daß sie in kurzer Zeit zu Führern wurden an der Front.

Auch Schlageter wurde Offizier, wurde Batterieführer im Feldartillerie-Regiment Nr. 76 und zog nach dem schmachvollen Kriegsende mit seiner Batterie von der Westfront ebenso tief ergriffen wie voller Wut aus Scham über den Rhein. Da machte der Gläubige seinen Wahlspruch „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!“ noch einmal zu heiligen Schwur.
Er hat ihn gehalten, bis ans Ende. Wo das Reich in Not, wo deutsches Volkstum bedrängt war, stand Schlageter in vorderster Linie. Er focht im Baltikum gegen die Bolschewisten, hatte hervorragend Anteil an der Eroberung Rigas; er bekämpfte die Kommunisten an der Ruhr 1920 und gehörte wenig später zu einem Freikorps, das in Oberschlesien die Polen abwehrte. Er war einer der Führer bei der ruhmvollen Erstürmung des Annaberges und trug unter ständigem Einsatz seiner Person zur Sicherung deutschen Landes vor der Besetzung durch Polen bei.
Als die Freikorps nach Beendigung der Kämpfe in Oberschlesien aufgelöst wurden und deren Mitglieder von der Novemberregierung den Dank für ihre Tapferkeit in Form von Verhaftungen erhielten, weil sie nach Kriegsrecht an der Front Verräter aus den eigenen Reihen beseitigt hatten, betätigte sich Schlageter als kaufmännischer Angestellter in Berlin. Nicht allerdings, um sich dem ruhigen Leben bürgerlicher Sattheit hinzugeben. Dazu lockten weder Zeit noch Blut. Und überdies sorgte Herr Severing mit seinen marxistischen Trabanten dafür, daß die nationalen Aktivisten andauernden Verfolgungen durch die Polizei ausgesetzt blieben. Fürchtete er doch von diesen Männern am meisten für seinen unsicheren Thron und die Aufrechterhaltung des allmählich eine bürgerliche Färbung annehmenden sozialdemokratischen Systems, das den Landesverrat heiligte, die Vaterlandsliebe verpönte und den Brauch galizischer Schieber, Wucherer und Verbrecher zum Sittengesetz der Nation erhob. Ein kultureller Niedergang beängstigenden Ausmaßes, der Hand in Hand mit einem natürlichen Versagen der angemaßten staatlichen Novemberautorität auch eine gefährliche Lockerung der wirtschaftlichen Fundamente zur Folge hatte. Die politische Gärung machte sich daher im Volke immer stärker bemerkbar; eine Unzahl von Parteien mit mehr oder minder verlogenen Programmen erhielt daraus den Auftrieb zu einem - historisch gesehen - vorübergehenden Bestehen. Jeder fühlende und denkende Deutsche sah sich vor die zwingende Notwendigkeit gestellt, seinen politischen Standpunkt zu den Dingen einzunehmen.
So auch Schlageter. Daß er, der alte Frontsoldat und Freikorpskämpfer, sich von den buntschillernden, auf dem Sumpfboden von Weimar stehenden Parteiblüten nicht täuschen ließ, war nahezu selbstverstädlich. Er suchte daher eine politische Organisation, in welcher der Sinn des Fronterlebnisses zu einer weltanschaulichen Klärung gelangt war und die kraftvolle Entschlossenheit gezeigt wurde, das Deutsche Reich auf festerem Grund als dem Morast von Weimar zu errichten. Er fand diese Organisation in der N.S.D.A.P.
Schon im Herbst 1922 hatte er Adolf Hitler kennengelernt, als der Führer vor Roßbachleuten und den Mitgliedern anderer Freikorps sprach. Noch im Banne dieses langen, sehr eingehenden Vortrages, zu dem Adolf Hitler nur Stichworte auf eine Tischkarte geschrieben, hatte sich Schlageter dem Führer durch Handschlag verpflichtet und wirkte danach unter Roßbach als 61. Mitglied der Ortsgruppe Berlin in der Reichshauptstadt, ständig verfolgt von den Bütteln Severings, der die Nationalsozialisten wie Freiwild behandelte. Oft genug bewahrte Schlageter wichtiges Aktenmaterial vor den Beschlagnahme durch kühnes Zugreifen in letzter Minute. Eine politische Laufbahn schien ihren Anfang zu nehmen.
Sie wurde jäh unterbrochen. Der französische Überfall auf das Ruhrgebiet, das Festsetzen einer schwerbewaffneten Armee im deutschen Industrierevier und das militärisch geleitete Massaker, dem die Brüder an Rhein und Ruhr in zunehmendem Maße ausgesetzt waren, rissen die Frontnatur Schlageters aus dem Berliner Etappendasein. Angewidert kehrte er dem sorglosen Schmarotzertum, das damals die Metropole des Reiches verunzierte, den Rücken und ging an die Ruhr, fest gewillt, den passiven Widerstand in einen aktiven umzuwandeln.
Noch einmal betrat er den Boden des vom Feinde nicht besetzten Vaterlandes, noch einmal konnte er bei dem ersten Treffen der Nationalsozialisten auf dem Marsfeld zu München Adolf Hitler ins Auge sehen, um dann einzutreten in die letzte Phase seines Kämpferlebens. Anfang Februar 1923 sank mit dem Grau tiefer Winternebel auch der düstere Schleier des Schicksals auf sein Haupt herab. Für immer schloß sich die Postenkette der Franzosen hinter Albert Leo Schlageter, dem deutschen Offizier des großen Krieges.

General Degoutte, Oberbefehlshaber der französischen Rheinarmee und der Einbruchstruppen, hatte erst wenige Tage zuvor seinen Vormarsch beendet und riegelte das Gebiet hermetisch vom freien Deutschland ab. Es umfaßte eine Zeitlang nördlich die Linie vom Rheinhafen Wesel, den Lauf der Lippe entlang über Lünen hinaus, bog dann im Osten über Brakel und Aplerbeck auf Westhofen ab, um nordwestlich von Boele unter vorübergehender Einschließung der Städte Volmarstein, Hiddinghausen und Herzkamp auf die Rheinbasis nördlich Himmelgeist zurückzugehen. Eine schmale Besatzungsenklave aus der Sanktionszeit schnitt von Gruiten und Vohwinkel über Remscheid und Hückeswagen hinaus scharf südöstlich in das Reich an.

Damit waren die Vorbedingungen für einen Angriff auf alle Zweige der deutschen Verwaltung erfüllt. Paul Tirard, der französische Vorsitzende der Rheinlandkommission, brütete Tag und Nacht über den erforderlichen Bestimmungen, die er in Form von „Ordonnanzen“ herausgab. General Degoutte übernahm sie. Niemand durfte das Gebiet verlassen oder einreisen, wenn es den Fremden nicht gefiel; jeder Deutsche, ob Frau, ob Kind, mußte sich bei Vermeidung sofortiger Festnahme mit einem Paß ausweisen können. Um diesen Ausweis zu erhalten, drängte

sich das Volk vor den Ämtern, die sich der plötzlichen Bürde erst in Tagen, ja Wochen zu entledigen vermochten. So wurden Kinder, die zur Schule wollten, Frauen, die zum Einkauf über die Straße gingen, Arbeiter und Gewerbetreibende, die sich auf dem Wege zum Arbeitsplatz befanden, von den Franzosen in die Gefängnisse verschleppt, weil sie der Paßvorschrift nicht genügt hatten. Das war der erste Zangengriff, mit dem die verhaßten Boches unter den Willen Frankreichs gezwungen werden sollten.
Schlag auf Schlag folgen die nächsten. Paul Tirard, handelnd im Auftrage Poincarés, verstand den Dienst an Frankreich auf seine Art. Er verfuhr, die harte Faust gleichsam in weiches Leder gekleidet, am Rhein nach Prinzipien, wie er sie sich als Zivilgouverneur von Marokko zu eigen gemacht: unerbittlich raffend, was er für Frankreich einheimsen konnte. Und das war jetzt die Ruhr.
Nach seinem Willen sollte das Einbruchsgebiet mit dem altbesetzten Rheinland völlig zusammengeschweißt werden. Daß er bei Ausführung dieses Vorhabens die elementarsten Grundsätze des Völkerrechtes mißachtete, daß er insbesondere gegen das Rheinlandabkommen vom 10. Januar 1920 verstieß, nach welchem die Alliierten zu Verordnungen am Rhein lediglich befugt waren, soweit diese der Sicherheit und den Bedürfnissen der Besatzungstruppen dienten - das alles kümmerte ihn wenig, der die ebenso lauen wie äußerst seltenen Einwendungen des englischen Vertreters im „Interalliierten Hohen Ausschuß für die Rheinlande“ mit einem Lächeln gallischer Durchtriebenheit abtat. Unverdrossen gab er die allmählich zu einem umfangreichen Gesetzeswerk anschwellenden Ordonnanzen heraus, die alle Gebiete des öffentlichen Lebens an Rhein und Ruhr französisieren sollten.
Damit die Bestimmungen gegen den Willen der gereizten Bevölkerung durchgeführt werden konnten, wurde der Belagerungszustand verschärft. Kein Stück Kohle oder Eisen, kein Liter Benzin durfte hinüber ins freie Deutschland. Dort machte sich der Kohlenmangel bald so empfindlich bemerkbar, daß der Eisenbahnverkehr eingeschränkt werden mußte. Als „Sanktion“ für die Einstellung internationaler Schnellverbindungen ließ die Rheinlandkommission die Schwarzwaldstädte Offenburg und Appenweier besetzen und hielt dadurch die Hand auf der innerdeutschen Bahnlinie Berlin - Basel.
Bis in den Staub sollte Deutschland gedemütigt werden. Im Ruhrgebiet wurden die Zölle beschlagnahmt, sämtliche Steuern des Staates sowie dessen Einnahmen aus Forst- und Bergwerksbesitz beschlagnahmt, die Beamten der Befehlsgewalt Tirards unterstellt und, da sie sich nicht fügten, eingekerkert, um anschließend ausgewiesen und durch Franzosen ersetzt zu werden. Man begann mit der Verhaftung leitender Persönlichkeiten, in der Absicht, das Volk der Führung zu berauben und so den Widerstandswillen zu brechen. Dem gleichen Zweck diente die Knebelung der deutschen Presse. Täglich wurden Zeitungen verboten; französische Blätter, oft in schlechtestem Deutsch geschrieben, erschienen an ihrer Stelle und suchten für den gallischen Hahn zu werben, der unheilvoll im Lande krähte. Begreiflicherweise ohne Erfolg.
Die Ausplünderung des Ruhrgebietes machte keinerlei Fortschritte. Mitte Februar waren etwa 100 Tonnen Kohlen das dürftige Ergebnis der bisherigen Raubanstrengungen. Paul Tirard, hartnäckig darauf bedacht, die militärisch-politische Machtentfaltung zur Füllung des französischen Staatssäckels auszunutzen, verordnete nun, daß jeder deutsche Eisenbahner, der zur Verhinderung der Kohlenabfuhr beitrage, mit Zuchthaus und Deportation nach Frankreich oder der Teufelsinsel bestraft werde. Allein, auch das fruchtete nichts. Die Züge, soweit sie überhaupt in Gang kamen, blieben irgendwelcher Defekte wegen auf freier Strecke stehen, rannten gegen Prellböcke oder mußten angehalten werden, weil die Gleise von geheimnisvollen Kräften aufgerissen waren.
Da warf man die deutschen Eisenbahner einfach aus dem Lande hinaus. Innerhalb 24 Stunden hatten sie mit ihren Familien die Wohnungen zu räumen, ohne Rücksicht auf Säuglinge, hochschwangere Frauen und Fieberkranke, die, von Negern und Spahis mit Kolben gestoßen, bei Wind und Wetter im unbesetzten Gebiet auf freier Landstraße ausgesetzt wurden. An Stelle der deutschen Beamten trat ein Heer französischer und belgischer Eisenbahner, unter Leitung einer von der Rheinlandkommission errichteten Régie des chemins de fer des territoires occupés (Eisenbahnverwaltung der besetzten Gebiete), kurz „Regie“ genannt, stehend und Monate hindurch vergeblich bemüht, mit dem außerordentlich komplizierten Mechanismus dieses vielfach verzweigten Eisenbahnnetzes fertig zu werden. Verwirrung, Zusammenstöße, wüste Trümmerhaufen waren der Anfang, unbekümmerter Diebstahl des rollenden Materials, die Fortschaffung einer ungeheuerlichen Menge deutscher Waggons nach Frankreich und Belgien das Ende dieses „friedlichen“ Missionswerkes.
Heimlich begann Tirard seine dunklen Machenschaften, die erst später ans Tageslicht kommen sollten, auf die Hefe [=den übelsten Teil] des Volkes auszudehnen und mit verbrecherischen Elementen Fühlung zu nehmen. Es war jenes Gesindel, das sich zu Trägern des Separatismus, zu den Schrittmachern der französischen Abtrennungsbestrebungen an Rhein und Ruhr herabwürdigte. Daß hierbei den Franzosen die deutsche Schutzpolizei fatal im Wege war, ist nicht verwunderlich. Nach wie vor, trotz aufreizender Schikanen durch unausführbare Befehle, trotz tätlicher Angriffe von Seiten des französischen Militärs, nach wie vor taten die Beamten treu ihre schwere Pflicht und vermieden es peinlich, den ersehnten Vorwand zur Auflösung zu geben.
Da machte General Degoutte kurzen Prozeß. Ende Februar ließ er die Kasernen der Schutzpolizei von großen, mit Panzerwagen und Artillerie versehenen Truppenaufgeboten umstellen, die Beamten unter Stößen und Schlägen entwaffnen, in Züge pferchen und in das unbesetzte Gebiet abschieben. Wer von ihnen in Bürgerquartieren wohnte

und daher von dem Ausweisungsbefehl keine Kenntnis erhalten hatte, wurde verhaftet, ins Gefängnis verschleppt und nach viehischen Mißhandlungen von den Kriegsgerichten bestraft.
Jetzt erst glaubte Pail Tirard, die genügende Bewegungsfreiheit nicht nur zur weiteren Verfolgung seiner finsteren politischen Pläne, sondern auch zur nachhaltigeren Drangsalierung der vaterlandstreuen Bevölkerung erlangt zu haben. Was sich die französische Armee in dieser Beziehung geleistet hat oder, veranlaßt durch Poincaré, den Deutschenhasser an der Seine, und seine Gefolgsmänner vom Schlage Maurice Barès, leisten mußte, es gereicht ihr, die auf eine lange ruhmvolle Tradition zurückblicken kann, nicht zur Ehre. Daß sich die Angehörigen der Besatzungstruppen zu Werkzeugen regelrechter Raubüberfälle herabließen, daß sie harmlosen Passanten auf der Straße die Geldtaschen raubten, in die Reichsbankfiliale Duisburg einbrachen, die Tresors ausräumten und selbst aus dem Schnellzug Berlin - Köln dreizehn Milliarden Mark im Auftrage der französischen Regierung einfach stahlen, das mag man doch als ein etwas eigenartiges Charakteristikum für jene Eindringlinge hinnehmen, die sich zu Hütern der europäischen Kultur aufzuwerfen wagten.
Ein wenig schönes Bild, das sich aber im weiteren Verlauf der Dinge wesentlich verschlimmert. Die Besatzung begann sich bald in einem ganz offen zur Schau getragenen Kriegszustand gegenüber dem friedlichen deutschen Volk zu fühlen und nahm jede Gelegenheit wahr, an ihm die Wirkung scharfer Munition zu erproben.
So in der Stadt Buer am 11. März 1923. Dort waren am Tage zuvor zwei französische Offiziere von ihren Untergebenen (Alpenjägern) erschossen worden. Genaral Caron, Führer des 32. Armeekorps, verhinderte die Aufklärung des Verbrechens, um es zum Anlaß fürchterlicher Ausschreitungen gegen die Deutschen zu nehmen. Zunächst wurden Kriminalassistent Burghoff und sein Flurnachbar Wittershagen verhaftet. Beide hatten mit dem Mord nicht das geringste zu tun. Auf dem Wege zur Wache wurden sie von der tierischen Soldateska mit Peitschenhieben und Kolbenstößen bearbeitet, unter dem Berserkergebrüll: „Gesteht, ihr deutschen Schweine!“ bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und schließlich hinter dem Rathaus von Buer erschossen. Auf der Straße erhielten zahlreiche Passanten alsdann Bajonettstiche, aus dem Gymnasium vertrieb man die Schüler mit Fußtritten, weil sie vaterländische Lieder gesungen hatten, verhaftete die Lehrer und stellte den Direktor vor ein Kriegsgericht.
Der Wahnsinn ging um, allenthalben gesteigert bis zur tollsten Tollheit, die am Sonnabend vor Ostern auch nach Essen übergriff. In der Frühe besetzte Leutnant Durieux mit einer französischen „Kampfgruppe“ die große Autohalle der Kruppwerke, um nach den Weisungen einer Kommission der „Micum“, die später eintreffen sollte, eine Anzahl Lastwagen neuesten Typs zu rauben. Von 9 Uhr ab heulten die Sirenen ohne Unterlaß, aus den Hallen strömte die Belegschaft herbei und demonstrierte in durchaus friedlicher Weise gegen den beabsichtigten Raub. Niemand wurde angegriffen.
Um 11.15 Uhr, nachdem die Sirenen abgestellt waren, begann sich die Menge wieder zu verlaufen. In diesem Augenblick gab der französische Offizier unerwartet und ohne Warnung den Befehl, in die Ahnungslosen hineinzuschießen. Im Nu wälzte sich ein dichter Menschenknäuel in seinem Blut. Dreizehn Tote und vierzig Verwundete, sämtlich von Rückenschüssen, also bereits abziehend und nicht angreifend getroffen, hatte die Einwohnerschaft Essens am Ostersonnabend zu beklagen. Der Verantwortung an diesem Massenmord suchten sich die fremden Gewaltherrscher dadurch zu entziehen, daß sie Krupp von Bohlen und Halbach und neun Vertriebsmitglieder der deutschen Waffenschmiede unter der haltlosen Bezichtigung, an dem schrecklichen Vorfall die Schuld zu tragen, später vor ein Kriegsgericht stellten und neben hohen Geldstrafen zu insgesamt 145 Jahren Gefängnis verurteilten.
Nicht genug jedoch, daß die unglückliche deutsche Bevölkerung diese Fron zu erdulden hatte, sie mußte es auch erleben, daß gewerbsmäßige Verräter aus den eigenen Reihen und endlich noch die Kommunisten zum Widerpart des eigenen Volkes wurden. Mehrfach versuchten diese, u. a. in Mülheim, in Essen, Bochum, Gelsenkirchen und Dortmund, die Rathäuser, aber auch die Geschäfte und Privatwohnungen zu stürmen, wurden aber von dem inzwischen gebildeten Selbstschutz immer wieder vertrieben. Falsch allerdings wäre es, die Gesamtheit der Arbeiterschaft mit diesem Geschmeiß in Verbindung zu bringen. Denn gerade von Arbeitern ist im Ruhrkampf hervorragendes geleistet worden. Sie durchschwammen die eiskalten Flüsse, um Nachrichten oder kleinere Warenmengen in das unbesetzte Gebiet zu schaffen, machten der Besatzung bei jeder Gelegenheit Schwierigkeiten und standen treu zu ihrem Volk in jeder Phase dieser entsetzlichen Tragödie, deren Gipfel bald erreicht wurde.

Das Gefüge des Deutschen Reiches schien dem Bersten nahe zu sein. Zwietracht im Innern, härteste Bedrängung von außen machten es daher einem engeren Kreis der Reichswehr zur Pflicht, entgegen dem schwankenden Verhalten der Regierung Cuno und trotz der internationalen Unterminierungsarbeit des Preußischen Ministeriums Braun-Severing für den möglicherweise bevorstehenden Verzweiflungskampf wenigstens einige, wenn auch dürftige Vorbereitungen zu treffen. Die „Schwarze Reichswehr“, eine geheime und, wie bereits geschildert2), verhältnismäßig geringe Heeresverstärkung, wurde gebildet. Zu ihren Führern gehörte auch ein Freikorpsführer Heinz Hauenstein, Gründer der „Organisation Heinz“, die im Ruhrgebiet zur Hauptstütze des aktiven Kampfes gegen die Eindringlinge geworden war. Hauenstein leitete sie von dem unbesetzten Elberfeld aus. Nachrichtentrupps und Sprengkommandos waren gebildet worden, die bald eine fieberhafte Tätigkeit entfalteten. Sie rissen, wo immer die Franzosen sich um den Kohlenraub mühten, die Gleise auf, sprengten Kanalschleusen und Brücken, beobachteten jede Truppenbewegung des Feindes und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Unheimlich bewegte sich

die geschändete Erde unter den Füßen der Fremden; sie fühlten sich, einem Ausspruch des Generals Mordacq zufolge, wie auf einem Pulverfaß. Bald reichten die Kräfte der Besatzung nicht mehr zur Sicherung der Bahnlinien und Abfuhrwege aus, Verstärkungen kamen eilig aus Frankreich herbei; es nützte nichts: die Kohlentransporte blieben stecken oder rollten die Bahndämme hinab, obwohl die Eindringlinge mit den brutalsten Strafen, ja mit dem Tode drohten und rastlos nach ihren mutigen Gegnern suchten.

Wenn man heute die Namen derer nennt, die damals tapfer und bedenkenlos diesen schweren Kampf ausfochten, dann sagt man den Franzosen nichts Neues. Viele, die meisten, zählten zu den Anhängern Adolf Hitlers. Viktor Lutze, Erich Koch, Karl Kaufmann und eine Reihe bekannter Freikorpssoldaten standen an der Ruhr in Front.

Der Führer des Sprengrupps Essen aber war Albert Leo Schlageter. Oft schon war er mit den Franzosen in engere Berührung gekommen, bei der Beobachtung ihrer militärischen Maßnahmen, bei der Verhinderung eines Verrates oder bei Hilfeleistungen, die er bedrängten Volksgenossen hatte zuteil werden lassen. Nicht selten war er geschlagen, mißhandelt worden, doch bisher hatte er sich den Häschern entziehen können.

Mit seinem ehemaligen Burschen Federer, mit den Freiwilligen Krause und König zog er in der Nacht des 15. März 1923 aus und sprengte die 200 Meter über dem Gelände liegende Eisenbahnbrücke bei Calcum (Strecke Duisburg - Düsseldorf) in die Luft, während französische Scheinwerfer mehrfach das nächtliche Dunkel durchbrachen und starke Patrouillen in der Nähe waren. Dennoch kam Schlageter ungehindert mit den Seinen nach Essen zurück und übergab dem Verbindungsmann Hauensteins, einem Wilhelm Schneider, der als einziger wußte, wo Schlageter das vorsichtshalber täglich wechselnde Quartier aufgeschlagen hatte, die Meldung über das gelungene Unternehmen.

In den folgenden Tagen machte sich bei den Franzosen eine starke Unruhe bemerkbar. Allenthalben wurden Truppen umgruppiert. Schlageter hatte, unterstützt von seinem erprobten Kampfgenossen Sadowski, Tag und Nacht mit Beobachtungen zu tun. Hierbei arbeitete er auf das engste mit dem Nachrichtentrupp Lorenzen zusammen, dem u. a. Kulmann, Bisping, Sanders, Markgraf und der bereits genannte Wilhelm Schneider angehörten. Für die Handhabung des Nachrichtensystems und der Spitzelüberwachung hatten diese Männer eine Anleitung erhalten, die später Wilhelm Schneider zur Herstellung von Abschriften übergeben wurde. Schneider lieferte die Abschriften nach einiger Zeit zwar ab, behielt aber das Original. Es sollte zugleich mit Bildern einzelner Kameraden Schlageters in verhängnisvoller Weise zum Vorschein kommen.

Die Anstrengungen des Service Sûreté, der französischen Kriminalpolizei, die im Handelshof zu Essen Quartier bezogen hatte, richteten sich von Anbeginn auf die Organisierung eines umfangreichen Spitzeltums. Man war sich bewußt, daß dem aktiven Ruhrkampf nur mit Verrätern aus den eigenen Reihen beizukommen war. Dieselbe Ansicht vertrat, es muß leider gesagt werden, auch die Preußische Regierung. Verschiedentlich gefiel sich Severing sogar darin, den Franzosen in der Behinderung des aktiven Widerstandes den Rang abzulaufen, ja mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Vor der Wohnung des deutschen Generals Falkenhausen z. B., den man an den Unternehmungen der „Schwarzen Reichswehr" beteiligt glaubte, patrouillierten zeitweise ein französischer Spitzel und ein Agent Severings in schönster Eintracht auf und ab. Ähnlicher Methoden bediente sich ein Freund und Parteigänger des marxistischen Innenministers, ein Gewerkschaftssekretär aus Bielefeld, der auf dem Umwege über seine Tochter gute Beziehungen zu dem französischen Kriminalbeamten Litellier unterhielt, einem Ausgestoßenen des deutschen Volkes, der einst den Namen „Berg" getragen.

Die genannten Personen sollten auf der Jagd nach den Ruhrkämpfern bald in den Vordergrund treten und einander aus ihrer internationalen Geistesversumpfung heraus in die Hände arbeiten. Die Initiative dazu ergriff Severing. Wegen der Brückensprengung bei Calcum hatten sich die Franzosen einiger Geiseln aus der Bürgerschaft von Kaiserswerth versichert. Anstatt von diesen zu verlangen, daß sie sowohl im Interesse des Landes als auch derer, die im Falle der Festnahme den Tod oder schwere Zuchthausstrafen zu erwarten hatten, das Opfer einer vorübergehenden Haft auf sich zu nehmen, veranlaßte Severing den Bürgermeister von Kaiserswerth, gegen Schlageter Haftbefehl zu erlassen. Infolge des jüdischen Jargons, der damals in den höheren preußischen Dienststellen herrschte, wurde der Name Schlageters bei der telephonischen Übermittlung seiner Personalien falsch verstanden. So kam es, daß in dem Haftbefehl der Polizeiverwaltung Kaiserswerth vom 5. April 1923 neben Krause ein Albert Leo „Schlagstein" oder „Schlapeten" gesucht wurde.

Der Service Sûreté aber hatte jetzt die erforderlichen Anhaltspunkte, die sich durch Fingerzeige des von Severing informierten Gewerkschaftssekretärs und eines anderen Verräters alsbald zu einer genauen Kenntnis der bisherigen und künftig geplanten Unternehmungen der Schlageter-Gruppe verdichteten.

Am 8. April wurde der französische Kriminalbeamte Litellier in Essen darauf hingewiesen, daß einer der Verdächtigen im Union-Hotel abgestiegen sei. Dort hatte sich Schlageter um die Mittagszeit ein Zimmer genommen. Als er sich abends zur Ruhe begeben wollte, hatte Litellier das Zimmer, in welchem ihm ein schwerer Koffer aufgefallen war, bereits durchsucht und traf Schlageter auf der Treppe. Nach einem Ausweis gefragt, übergab er Litellier Papiere, die über die Identität Schlageters mit dem seitens der preußischen Polizei gesuchten „Schlapeten" keinen Zweifel ließen. Darauf erfolgte die sofortige Einkerkerung des deutschen Freiheitshelden, und der Tragödie letzter Akt begann.

Sie nahm ihren Fortgang mit der Sicherstellung des Koffers, in dem neben allerlei Papieren ein größeres Quantum Sprengmunition gefunden wurde, und der Verhaftung von Mitkämpfern Schlageters, darunter Sadowski, Kulmann, Bisping, Zimmermann, Becker und Werner. Diese Männer mußten auf dem Service Sûreté erfahren, daß sie ebenso

wie Schlageter von einem, der sich Kamerad genannt, verraten worden waren. Die Anleitung zur Nachrichtenübermittlung und Spitzelüberwachung wurde ihnen im Original vorgelegt, Bilder und das gesamte Material über ihre Handlungen, bis ins kleinste detailliert, vorgehalten. Diese Informationen mußten in der Hauptsache von Wilhelm Schneider stammen, der auch das Original jener Anleitung den fremden Bütteln übergeben hatte. Er, der fortan beim Service Sûreté ein- und ausging, der gelegentlich einer Spionagefahrt ins unbesetzte Gebiet von der deutschen Polizei verhaftet, aber auf Befehl Severings freigelassen wurde und sich heute noch in französischen Diensten befindet, - Wilhelm Schneider ist der Verräter Albert Leo Schlageters.
Severing, der die Freilassung Wilhelm Schneiders angeordnet hatte, damit er von diesem nicht belastet wurde, suchte später seine schwere Schuld auf andere abzuwälzen, indem er, gestützt auf das Zeugnis eines inzwischen als unzuverlässig erkannten Freikorpsführers, den Leutnant a. D. Otto Schneider und den ehemaligen Fähnrich Alfred Götze des Verrates an Schlageter bezichtigte. Die Unschuld von Götze und Otto Schneider ist jedoch nach den Feststellungen des Geheimen Staatspolizeiamtes als erwiesen anzusehen.
Indessen hat Schlageter unter der Tatsache, daß er von allen Seiten verraten worden war, furchtbar gelitten. Er wurde mit seinen Kameraden nach einigen Zwischenstationen von den Franzosen in das Gefängnis Düsseldorf-Derendorf verschleppt. Hier war es Constans Heinersdorff, dem es gelang, in das Gefängnis Einlaß zu erhalten und die politischen Gefangenen, insbesondere Schlageter, in vorbildlicher Weise zu betreuen. Da Severing eine mit Aussicht auf Erfolg in Elberfeld vorbereitete Befreiungsaktion für Schlageter und die Seinen durch Verhaftung der Beteiligten verhindern ließ, so konnte den sieben Beschuldigten am 5. Mai 1923 die Anklageschrift des Chef-Staatsanwaltes, Kommandanten Defrenne, in französischer Sprache zugestellt werden. Ein Dolmetscher las sie ihnen flüchtig vor. Die deutschen Freiheitskämpfer bezeichnete man darin als eine Bande von Übeltätern und Verbrechern, geleitet von Schlageter und gegründet zu dem Zwecke „Verbrechen gegen Personen oder Eigentum vorzubereiten oder zu begehen". Schlageter, Werner und Sadowski wurden eine Reihe von Sprengungen, Nachrichtensammlung und Beobachtung der fremden Truppen zur Last gelegt, während man Becker, Zimmermann, Bisping und Kulmann lediglich der Komplottbildung und Spionage beschuldigte. Zum Offizialverteidiger wurde für drei Angeklagte, darunter Schlageter, Oberlandesgerichtsrat Dr Marx bestimmt, während den anderen Rechtsanwalt Dr. Sengstock, und wie zum Hohn, auch der übelbeleumdete [von schlechtem Ruf] Referendar a. D. Müller, ein separatistischer Französling, zur Seite stehen sollten. Die Beiordnung der Verteidiger stellte sich aber sofort als formelle Geste der französischen Blutjustiz heraus, da die Anwälte erst am Tage vor der Hauptversammlung Gelegenheit erhielten, mit ihren Klienten zu sprechen.
Schon am 8. Mai fand der Prozeß statt. Der für die Verhandlung ausersehene Sitzungssaal des Landgerichts in der Mühlenstraße zu Düsseldorf war dicht gefüllt mit französischen Offizieren und ihren Weiblichkeiten. Bunte Uniformen, luftige Frühjahrskleider, der Geruch teuren Parfüms, sensationslüsterne Gesichter. Dazwischen nur wenige Deutsche, ernst und mit kaum verhohlenem Grimm. Dahinter, stehend, eine Gruppe französischer Infanterie mit aufgepflanzten Bajonetten. Draußen hatte sich in der funkelnden Morgensonne eine kleine Volksmenge angesammelt; ergriffen blickte sie den eintreffenden Freiheitskämpfern entgegen. Die Hände in Eisen gelegt, streng bewacht wurden sie in das Gerichtsgebäude geführt. In den Verhandlungsraum ging Schlageter voran, ruhig und gemessen, das große klare Gesicht bleich von der Einzelhaft. Darauf erschien das Kriegsgericht, bestehend aus fünf französischen Offizieren in Galauniform. Sofort gellten die scharfen Kommandos der Wache an den kahlen Wänden entlang: „Attentien! Le conseil!" (Achtung! Das Kriegsgericht!) „Présentez - armes!" (Präsentiert das Gewehr!)

Die Offiziere salutierten. Das Gericht nahm Platz, links davon der französische Ankläger, Oberleutnant Dumoulin, rechts die Verteidiger. Der Vorsitzende, Oberst Blondel, eröffnete die Sitzung.
Man verhandelte zwei Tage, um festzustellen, daß Schlageter das Haupt der Essener Sabotageorganisation gewesen war. Geflissentlich behandelten ihn die Franzosen auch jetzt als Auswurf der Menschheit, ohne auch nur mit einem Gedanken den wahren Tatbestand zu berühren, der sich ganz klar aus der Situation ergab.
Die französische Armee hatte im tiefsten Frieden das Deutsche Reich überfallen und eines seiner wichtigsten Gebiete mit Waffengewalt geraubt. Jedes andere Land hätte sich dagegen unter Aufbietung seines Heeres in offenem Kampfe gewehrt. Hierzu war Deutschland, geschwächt durch Versailles und die innere Zerrüttung, jedoch nicht in der Lage. Es blieb ihm daher nur übrig, einen verdeckten Kleinkrieg zu führen. Nach völkerrechtlichem Brauch befanden sich daher die beiden Nationen tatsächlich im Kriegszustand. Für einen deutschen Offizier wie Schlageter war es nun selbstverständlich, an der Verteidigung seines Landes mitzuwirken. Wurde er gefangengenommen, dann hatte er Anspruch darauf, als Kriegsgefangener, der für seine im Rahmen des Völkerrechts begangenen Kampfhandlungen nicht bestraft werden darf, behandelt zu werden.
Nichts davon. Völkerrecht und die in Paris so oft beschworene Zivilisation Europas, sie wurden von den Franzosen mit Füßen getreten. Denn die Verhandlung ergab nicht nur, daß die Ruhrkämpfer, insbesondere Sadowski, von dem französischen Kriminalinspektor Cremer und seinem Dolmetscher Boyen während der Haft in gräßlichster Weise gequält worden waren, sondern es kam auch heraus, daß ein Militärgeistlicher der „Grande armée" versucht hatte, Schlageter unter Vorhaltung des Kreuzes zum Verrat noch nicht gefangener Kameraden zu bewegen. Schlageter war aufgesprungen und hatte den Pfarrer angeschrien: „In erster Linie bin ich Deutscher und erst in zweiter Katholik!"

Der gleiche Geist beseelte ihn auch jetzt. Er entlastete die Mitangeklagten, wo er nur konnte, und sagte, dem Ankläger Dumoulin fest ins Auge sehend, bei seinem Schlußwort: „Für das, was ich getan habe, stehe ich ein. Ich bin bereit, die Folgen meines Handelns zu tragen!“
Das war am 9. Mai 1923. In den Abendstunden desselben Tages setzte die französische Justiz ihrem rechtswiedrigen Vergehen an der Ruhr unter Entfaltung des üblichen militärischen Pomps die Blutkrone auf. Albert Leo Schlageter wurde zum Tode, seine Mitkämpfer zu lebenslänglichen oder mehrjährigen Zuchthausstrafen und Zwangsarbeit in der Gluthitze von St. Martin de Ré verurteilt. Aufrecht nahm Schlageter dieses unerhört grausame, „Im Namen des französischen Volkes“ gesprochene Urteil entgegen. Er schritt aus dem Saal, ruhig, gefaßt, neben den fremden Gendarmen, verfolgt von den Blicken des französischen Publikums, die ihm nachhingen wie einem kapitalen Wild, das man erlegen wollte. Wenige Minuten später fiel hinter ihm die schwere eisenbeschlagene Zellentür ins Schloß.

Die eingelegte Revision wurde verworfen. Im Sekreteriat des französischen Ministerpräsidenten häuften sich die Begnadigungsgesuche. Selbst die Königin von Schweden, eine geborene Badenerin, hatte sich nachdrücklichst für ihren Landsmann eingesetzt. Aber auch eine Reihe katholischer Würdenträger, mit dem Kardinalstaatssekretär Gasparrian an der Spitze, erhob ihre Stimme zugunsten des Todgeweihten. Doch gerade Eingaben dieser Art vermochte Raymond Poincaré nicht ernst zu nehmen, da ihm insgeheim bekannt war, daß die katholische Kirche den aktiven Ruhrwiderstand der Deutschen als „fluchwürdiges Verbrechen“ ablehnte. Eine Stellungnahme, von der die Öffentlichkeit erst erfuhr, als am 6. Juli 1923 der päpstliche Nuntius Pacelli beim Reichskanzler gegen die Sabotageakte an der Ruhr Einspruch erhob.
Am 24. Mai indes wurde Poincaré milder gestimmt infolge eines Berichtes, den ihm der Kommandant des Brückenkopfes Düsseldorf, General Simon, eingereicht hatte. Angeregt durch einen Brief des Referendars Dr. Becker aus Würzburg, der mit Schlageter in Oberschlesien gestanden, hatte der General festgestellt, daß dort vierzehn französische Soldaten und später ein Offizier durch das mutige Eingreifen Schlageters vor dem sicheren Tode bewahrt worden waren. Poincaré hob wägend das Papier und vertagte schließlich die Entscheidung bis nach der Kammersitzung vom 25. Mai 1923. An diesem Tage wurde das Schicksal Schlageters zum Spielball des französischen Parlamentarismus. Die Nationalisten, vor allem die Tardieugruppe, griffen Poincaré heftig an. Er führe den Ruhrkrieg zu schlapp, schrie Tardieu, der einstige Vertrauensmann Clemenceaus, unter dem Beifallgeklatsche der Mehrheit ihm zu.
Drohend erhob sich vor dem Ministerpräsidenten die Gefahr eines Mißtrauensvotums; er fühlte seine Stellung wanken. Da sprang er auf, erregt, die Greisenstirn gerötet: „Zu schlapp, zu lasch?“ fragte er, bis ins tiefste verletzt. „Meine Herren, das sagen Sie mir, der ich soeben den Befehl zur Erschießung Schlageters gegeben habe?“
Und im Moment schlug die Stimmung um. Tardieu strahlte. „Dann, Herr Präsident“, rief er aus, „haben Sie das Vertrauen des Hohen Hauses und das meinige dazu!“

Noch am 22. Mai hatte Schlageter, als ihn - in Vertretung des abwesenden Verteidigers Dr. Marx - Rechtsanwalt Dr. Sengstock im Gefängnis aufsuchte und über die Begnadigungsmöglichkeiten sprach, ruhig und bestimmt gesagt: „Lieber Herr Rechtsanwalt, warum sollte ich das französische Kriegsgericht um Milderung anflehen? Ich habe nie um Gnade gewinselt und werde es auch jetzt nicht tun...“ Das waren die Worte eines abgeklärten Mannes, der in dem Willen, für die Ehre seines Landes und die naturgegebene Rechtmäßigkeit seiner Tat bis zum letzten Atemzuge einzustehen, über das eigene Ich hinausgewachsen war. Mochten die verblendeten Fronvögte ihn als „Sekret“ behandeln, sie sollten es erleben, daß ein Deutscher, ein Offizier und Nationalsozialist, auch angesichts des Todes nicht vor ihnen kroch.
Im Hauptquartier des Oberkommandierenden der Rheinarmee, General Degoutte, war der telegraphische Exekutionsbefehl erst in den Abendstunden des 25. Mai eingegangen. Die von Poincaré in der Kammer abgegebene Erklärung, daß er die Erschießung bereits am Vormittag angeordnet habe, entsprach also nicht der Wahrheit; lediglich zur Rettung seiner Position sollte Schlageter ermordet werden.
Um Mitternacht begannen die Vorbereitungen. Der stellvertretende Verteidiger Dr. Sengstock, die Gefängnisgeistlichen, Pfarrer Faßbender und Kaplan Roggendorf, wurden aus den Betten getrommelt. Verstört eilten sie durch eine pechschwarze Finsternis, durch Straßen, die infolge eines Streiks im Gaswerk verdunkelt waren, und befanden sich bald darauf im Gefängnis, vor einem Haufen französischer Offiziere.
Der Gendarmeriekommandant Lortet, ein martialisch dreinschauender Kolonialsoldat, zeigte höhnisch grinsend seine Freude darüber, daß die Urteilsvollstreckung an Schlageter nun doch, und zwar um vier Uhr morgens, stattfinde, der Todgeweihte jedoch davon laut Vorschrift frühestens eine Stunde vorher Kenntnis erhalten dürfe. Alle Bitten des Verteidigers und der Geistlichen, sie sofort zu Schlageter zu lassen, wurden mit dem Hinweis abgeschlagen, daß man sich auf den Tod in wenigen Minuten vorbereiten könne und im übrigen das Erscheinen des Anklagevertreters abzuwarten sei.
Kurz nach 3 Uhr erschien Staatsanwalt Dumoulin. Mit ihm polterte eine Rotte feindlicher Militärs durch das muffige Labyrinth der Gänge, hinterdrein die deutschen Zivilisten. Rasselnd wurde die Zellentür geöffnet. Mit einer flackernden Kerze leuchtete man hinein in den nüchternen Raum; Schlageter lag noch in tiefem Schlaf.

Dumoulin rüttelte ihn wach. „Stehen Sie auf, Monsieur“, rief er ihn französisch an, „die Stunde der Exekution Ihres Urteils ist gekommen!“
Schlageter richtete sich langsam auf. Ein Dolmetscher übersetzte die furchtbare Mitteilung des Staatsanwaltes in schlechtes Deutsch und fragte ob Schlageter verstanden habe. „Nein!“ antwortete er und rieb sich verschlafen die Augen. Der Dolmetscher wiederholte. Jetzt hatte der Gefangene verstanden. Er bejahte die nochmalige Frage, klar und gefaßt: „Ich habe es nicht anders erwartet!“
Im Bett noch warf er einige Zeilen an seine Angehörigen aufs Papier, darunter die Worte: „Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Also dann auf frohes Wiedersehen im Jenseits. Grüße an Euch alle ... die ganze Heimat.“
Mehr konnte er, von den fremden Peinigern zur Eile gedrängt, nicht schreiben. Hastig mußte er sich ankleiden, an Stelle des gewohnten feldgrauen Ehrenkleides trug er sein von der Haft schäbig gewordenes Zivil. Inzwischen hatten ihn die Schergen Frankreichs mit Pfarrer Faßbender allein gelassen, der nur kurz seines seelsorgerischen Amtes walten konnte, ständig unterbrochen vom Klopfen und den zynischen Rufen des Leutnants Lortet an der Tür: „Schneller, schneller!“
Voller Würde, das Auge groß und klar auf die Franzosen gerichtet, trat Schlageter in den Gefängniskorridor, schritt gefaßt und ruhig zum Wachraum der Fremden, trank dort ein Glas Rum, rauchte eine Zigarette halb, warf sie angewiedert fort und rief beim Verlassen des Gefängnisses den deutschen Beamten vom Nachtdienst, die an der Pforte zu ehrfurchtsvollem Gruß Aufstellung genommen hatte, frisch und männlich ein „Auf Wiedersehen“ zu.
Draußen standen Automobile bereit; daneben eine Schwadron französischer Kürassiere [schwere Kavallerie] mit gezogenem Säbel. Schlageter hob den Blick, ohne Mantel fröstelte er etwas in dem kühlen Maimorgen. Im Osten begann sich der bernsteinfarbene Horizont leicht zu röten, doch es schien, als wolle die Sonne nur zögernd aufgehen über Deutschland. Noch einen zweiten Blick warf er hinüber, lang und sehnsüchtig, dann bestieg er mit einer schwarfen Wendung den französischen Lastwagen, ihm zur Seite Dr. Sengstock und die Geistlichen. Ratternd setzte sich der Zug in Bewegung, an der Spitze die Automobile der französischen Offiziere, vor und hinter dem Lastwagen je eine Halbschwadron der Kürassiere. Zur Golzheimer Heide.
Sie war an der Richtstelle ein öder Steinbruch damals, grau und trostlos, auf dem mehrere Kompanien Infanterie, Gendarmerie und die Exekutionsgruppe, etwa 12 Mann stark, in geringer Entfernung von einem weißen Richtpfahl angetreten waren. Beim Eintreffen des Verurteilten gellten aufpeitschend die giftigen Töne der Clairons wie im Triumph über den Platz. Schlageter verließ den Lastwagen mit der inneren Abgewogenheit eines Menschen, der mit diesem Dasein völlig abgeschlossen hat. Was ihm das Schicksal auf den Weg seines kurzen Lebens gelegt an Kampf und Not, an Lust und Freude, er war, ein rechter Mann, quer durchgegangen mit der Kraft seiner Jugend, im Wissen um den Wert seines Blutes, das nun dem Ränkespiel und der Gewaltpolitik Poincarés zum Opfer gebracht werden sollte. Schlageter nahm dieses Opfer auf sich, gewillt, es durch seine Haltung zu einer Schande für Frankreich und zu einem Ruhm für Deutschland werden zu lassen. Still nahm er Abschied von den Deutschen, den Geistlichen und Dr. Sengstock, drückte ihnen fest die Hand, machte einige Schritte, drehte sich noch einmal um und sagte laut: „Grüßen Sie mir meine Eltern, Geschwister und Verwandten, meine Freunde und - mein Deutschland!“

Betroffen sahen die Franzosen, wie dieser Mann, den sie einen Verbrecher genannt, ohne Zittern, ohne Zögern, entschlossen und mutig zur Richtstätte ging. An dem weißen Pfahl stand er, hörte die eintönige Urteilsverlesung des Gerichtsschreibers an, bis ein Soldat ihm die Füße band, sie an dem Marterpfahl befestigte, dann auch die Hände fesselte, ihm rasch eine breite, weiße Binde vor die Augen legte und den Aufrechten zwang, niederzuknien.
Totenstille, nur durchbrochen von dem Jubilieren einer Lerche, die hoch in den Lüften sang, als bringe sie dem Landkind mit ihrem Lied den letzten Heimatgruß.
Totenstille, die plötzlich zerrissen ward von gellenden Kommandos, vom Krachen einer Salve aus französischen Gewehren.
Schlageter brach zusammen; fünf Kugeln hatten ihn getroffen. Da machte sich ein französischer Offizier an ihn heran und gab aus seiner Pistole auf den Todwunden noch zwei Fangschüsse ab. Schlageter sank nun völlig nieder. Aus seinem Körper sickerte es rot auf den Sand der Golzheimer Heide.
Der Mord war vollbracht. Der Tote wurde in einen bereitgehaltenen Sarg getan. Erschüttert wendeten sich jetzt sogar die Franzosen ab, erschütterter noch die Deutschen. Langsam gingen sie zum Portal des nahen Friedhofes. Rechts und links davon marschierten zwei Halbzüge französischer Infanterie auf und präsentierten das Gewehr, als der Lastwagen mit dem Leichnam das Portal durchfuhr.
Kurz darauf bat Staatsanwalt Dumoulin, zu spät das Tragische dieser entsetzlichen Tat erkennend, Dr. Sengstock, der ihm bisher die Lauterkeit Schlageters vergeblich klarzumachen versucht hatte, um Entgegennahme einer Erklärung in Gegenwart der umstehenden Offiziere. Sie lautete: „Herr Doktor, Sie haben mit Ihrer Auffassung von dem Charakter Schlageters recht gehabt. Es ist unmöglich, daß ein Mann so tapfer und heldenhaft stirbt wie dieser deutsche Offizier, wenn nicht sein Handeln, das ihn zum Tode geführt hat, von edelster, reinster, uneigennützigster Vaterlandsliebe diktiert ist.“
Mochte Schlageter mit seinem mannhaften Verhalten die Franzosen noch im Tode besiegt haben - grundsätzlich wurde ihre Gesinnung dadurch leider nicht gewandelt. Denn nachdem er unter dem Geleit der drei deutschen Zeugen sang- und klanglos für einige Zeit auf dem Nordfriedhof von Düsseldorf beigesetzt worden war und auf seinem

Grabe in den folgenden Stunden die Kränze sich zu Bergen gehäuft hatten, machten seine Henker sich noch der Grabschändung schuldig und entfernten die schwarz-weiß-roten Kranzschleifen von der Ruhestätte des deutschen Freiheitshelden.
Erst nach seiner Überführung in die Heimat konnte ihm die verdiente Ehrung zuteil werden. Weil er gelebt, wie er leben mußte; weil er gekämpft, wie es die Zeit gebot; weil er gestorben, wie es das Blut ihm befahl: ohne Pose, schlicht und erhaben, ein Märtyrer, dessen Werden und Vergehen nichts war - als ein Geschenk an das deutsche Volk.

Bayern und Reich
von
Karl Richard Ganzer

Empörung, Wut und tiefe Trauer sind es, die im Volk der Opfertod Albert Leo Schlageters hervorruft. Sein Geist lebt weiter in jenen, die sich 1923 an der Ruhr Tag für Tag den Franzosen immer wieder entgegenstellen. Mit unverminderter Energie wütet dort der Feind unter den Deutschen. Am 30. Mai wird einer der aktiven Ruhrkämpfer, Paul Görges, bei dem Versuch einer Brückensprengung verhaftet und später zum Tode verurteilt. Nur die Fürsprache des Essener Rechtsanwalts Prof. Dr. Grimm bei dem Präsidenten der französischen Republik, Millerand, bewahrt ihn vor dem Schicksal Schlageters. Man will nicht noch einmal durch offizielle Maßnahmen Märtyrer schaffen.
Dafür machen die fürchterlichen Vorgänge in Buer, die wir bereits geschildert haben,1) Schule. Am 10. Juni veranstalten die Besatzungstruppen in Dortmund eine regelrechte Bartholomäusnacht. Weil zwei französische Sergeanten in einem privaten Streit erschossen worden sind, wird in der Hauptstraße eine eine Abteilung Franzosen auf die Bevölkerung losgelassen. Alles, was dort harmlos einhergeht, wird ohne Grund niedergeschlagen und zu Boden getreten, sogar die Leichen werden mit Fußtritten bearbeitet. Ein einziger Offizier erschießt der Reihe nach sechs Personen und zwingt vorübergehende Passanten, die Toten zu jener Stelle zu schleifen, an der die Sergeanten erschossen worden sind.
Einen zweiten Blutsonntag erlebt die Stadt Buer am 24. Juni. Wegen eines Angriffs auf belgische Posten wird ab 8 Uhr abends eine Verkehrssperre angeordnet. Wenige Minuten vor diesem Zeitpunkt schießen die Belgier blindlings in die Fußgänger auf der Straße hinein und töten fünf Personen. Ähnliche Vorgänge spielen sich in fast allen Orten des besetzten Gebietes ab. Ende Juli 1923 ist der Verlust von 137 Toten und 603 Verwundeten auf deutscher Seite die traurige Bilanz des „friedlichen“ Waltens der von Poincaré entsandten „Ingenieurkommission“.
Diese betätigt sich mit immer schärferen Repressalien auf wirtschaftlichem Gebiet, ohne jedoch den gewünschten Erfolg zu erringen. Im Mai haben die Franzosen nur fünftausenddreihundert Tonnen Kohlen erbeutet, während sie bei normalen Reparationslieferungen monatlich zweihnderttausend Tonnen erhalten hätten. General Degoutte verkündet daher am 19. Juni, daß Zechen und Gruben, die nicht liefern, in Besitz und Verwaltung der Rheinlandkommission übergehen. Und diese verfügt, um die deutsche Mark weiter zu entwerten, daß die von ihr beschlagnahmten Zölle nur noch in Devisen zu entrichten sind. Im großen Zuge seiner Erlasse öffnet Paul Tirard alsdann Tür und Tor zu Plünderungen und Räubereien, die sich in Form von Streifzügen der Besatzung sogar auf das unbesetzte Gebiet ausdehnen.
Bisher hat das alles nichts genützt. In den ersten Junitagen aber macht sich in der Bevölkerung ein Nachlassen der Widerstandskraft bemerkbar. Zwar hallen stärker denn je die Sprengungen der aktiven Ruhrkämpfer durch das Land, doch in Handel, Industrie und Gewerkschaften beginnt man von „Verständigung“ zu sprechen. Der Anstoß hierzu kommt aus dem Reich. Bei den Sozialdemokraten wird emsig daran gearbeitet, die parlamentarischen Grundlagen der Regierung Cuno zu unterminieren, weil das jüdische Kapital sich von einem Handel mit den letzten Werten des Reiches einen höheren Gewinn verspricht, als von der weiteren Beteiligung an der Ruhrhilfe. Als sich die ersten Risse in dem Nebengebilde der deutschen „Einheitsfront“ zeigen, sinkt die Mark täglich, ja stündlich, und die Finanzierung der Ruhrhilfe macht kaum noch überwindliche Schwierigkeiten. Grund genug für die bürgerlichen Parteien, besonders die Deutsche Volkspartei unter Stresemann, nun auch ihrerseits Lähmung und Skepsis in das abwehrwillige deutsche Volk zu bringen. Reichskanzler Cuno muß jetzt die Früchte jener Unterlassungssünden ernten, die vor allem in der verpaßten Beseitigung des Marxismus bestehen. Was Adolf Hitler prophezeit in Rede und Schrift, es sollte sich bald verhängnisvoll bewahrheiten.
Im April, als die Schwächeanwandlungen des Reiches offenbar werden, fordert der englische Außenminister Lord Curzon die Regierung Cuno auf, den ersten Schritt zu Verhandlungen mit Frankreich zu machen. Aber das hierauf erfolgende Tributangebot Deutschlands wird in Paris sowohl wie in London in brüsker Weise abgelehnt. Nun findet sich Cuno, gedrängt von der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Parteien, dazu bereit, den Reparationsgläubigern die Verpfändung eines großen Teiles der Reichseinnahmen anzubieten, darunter die Erträgnisse der Reichsbahn, der Industrie, der Zölle, der Verbrauchssteuern auf Genußmittel und des Branntweinmonopols. Indes, auch dieses Angebot weist Poincaré mit Entschiedenheit zurück. Das Ziel seiner Politik ist und bleibt die Abtrennung des Ruhrgebiets von Deutschland. Stärker beginnen sich daher jetzt die separatistischen Elemente an Rhein und in der Pfalz zu rühren.
Doch gerade hierin erblickt England zu Recht eine bedrohliche Stärkung seines französischen Verbündeten. Mit Poincaré, der in seinen Sonntagsreden die Kapitulation Deutschlands auf Gnade und Ungnade fordert, eröffnet jetzt Lord Curzon ein Frage- und Antwortspiel über die Bedingungen, unter denen Frankreich zu verhandeln gedenke. Allein, es zeigt sich, daß Poincaré sogar die immer nachdrücklicher werdenden Mahnungen Englands mit meisterlichen Schachzügen des Ausweichens und Hinhaltens beantwortet. Da holt London zu einem Schlag aus. Am 11. August erklärt Lord Curzon in einer Note, daß die britische Regierung, gestützt auf ein Gutachten englischer Kronjuristen, den Ruhreinmarsch als einen glatten Bruch des Versailler Vertrages bezeichnen müsse.
Im Deutschen Reich hätte dieser in der Nachkriegszeit unerhörte Schritt Englands sicherlich ein Aufleben der schon erlahmenden Widerstandskraft zur Folge gehabt, wenn der Marxismus nicht gewesen wäre. In der Erkenntnis, daß

ein womöglich doch noch siegreich verkaufender Ruhrkampf für die Sozialdemokraten nichts anderes als ein gewonnener Weltkrieg, nämlich das Ende dieser verräterischen Existenzen, bedeuten würde, kündigen sie die nur noch mühsam der Regierung gegenüber gewahrte Neutralität auf und führen am 12. August den Sturz Cunos herbei. Sein Nachfolger ist Dr. Gustav Stresemann, Vorsitzender der Deutschen Volkspartei, der sich schon wegen seiner Versippung mit jüdischen Bankierkreisen in Frankfurt a. M. großer Sympathien bei den Sozialdemokraten erfreut und von jetzt ab gemeinsam mit diesen größten Feinden des Deutschtums die Reichspolitik Jahre hindurch leiten oder maßgebend beeinflussen soll. In welcher Richtung Stresemann seine Politik zu treiben gedenkt, wissen die Nationalisten Deutschlands von Anbeginn, denn oft genug hat der neue Reichskanzler zu erkennen gegeben, daß er neben der sorgsamen Pflege des Marxismus sein höchstes Ziel in der „Verständigung" mit Frankreich erblicke. Das aber kann in diesem Moment nichts anderes heißen als bedingungslose Unterwerfung und völlige Preisgabe der deutschen Ehre. Mit fanatischer Leidenschaft bäumen sich die besten Kräfte im deutschen Volk gegen eine solche Politik auf. Es ist für sie eine zwingende Notwendigkeit, alles, was jetzt noch guten Willens ist, zu vereinen, um das Schlimmste zu verhüten: den Zerfall des Reiches. Wie ein Fanfarenstoß ertönt daher jetzt ein Sammelruf. Er geht von München aus, und der Rufer im Streit um die nationale Ehre ist Adolf Hitler.

In den letzten Augusttagen des Jahres 1923 schieben sich aus allen Gauen Bayerns seltsam besetzte Züge auf Nürnberg zu. Unter die wenigen Reisenden des Inflationsjahres, das Deutschland mit jedem Tage schlimmer verarmt, sind heute uniformierte Gestalten hineingemischt. In alten, zerschlissenen Felduniformen die einen, in dünnen Windjacken die anderen.
Sie fahren zum „Deutschen Tag" nach Nürnberg. In der roten Hauptstadt Frankens wollen sie aufmarschieren, zum Gedenken der alten, zerschlagenen Wehrmacht, zum Gedenken des Tages von Sedan, der aus dem Rauch französischer Schlachtfelder das Bismarckreich hob. Sie haben sich bisher als Kämpfer bewiesen und sind auch jetzt bereit. Die härtesten Gruppen der Nürnbergfahrer wissen sich auf der Wacht und harren des Befehls, der sie zur Tat ruft.
In den Sonderzügen, die durch Franken rpllen, sind die verschiedensten Bünde zusammengemengt: „Wiking" und „Bayern und Reich", Blücher und „Bayerischer Königsbund", „Oberland" und „Reichsflagge". Ob sich in ihnen nun auch getrennte Gedankenkreise zeigen, vermag damals noch niemand zu sagen. Nur das eine steht fest und zwingt sich jedem Zuschauer gewaltsam ins Bewußtsein: daß über all dieser Wirrnis den mächtigsten und geschlossensten Willen einzig Hitlers Sturmabteilungen verraten. Sie überwiegen jeden der anderen Verbände an Zahl; sie sind - man spürt das aus ihrer Haltung - planmäßig zusammengezwungen zu Kolonnen von eindrucksvoller Gestrafftheit; sie haben den Schimmer neuer Ordnungen im Blick; sie tragen neue, hier nie gesehene Symbole vor sich her; sie wissen sich vor allem von einem neuen, revolutionären Gedanken beherrscht, der in eine noch dunkle Zukunft vorstößt, während die meisten der anderen an vergangenen Werten hängen...
Sie ziehen durch Nürnberg, sie marschieren am Hauptmarkt an all den vielen Führern der vielen Verbünde vorbei. Da sind Generale in großer Uniform, da steht ein Mittelschullehrer, der irgendeinen vaterländischen Verein führt, da steht ein Sanitätsrat, der sich für einen politischen Faktor hält, da stehen ehrsame, biedere Bürger, eisgraue Veteranen, Männer in Bart und Würden, Männer im Gehrock und Zylinderhut, Wichtigtuer und Greise, verdiente Köpfe von ehedem und betriebsame Macher von heute. - Und mitten unter dem Prunk und der Reputierlichkeit steht in einem beinahe schäbigen Regenmantel, barhäuptig, schlicht, doch mit Augen, die leidenschaftlich lodern, der Mann, der im Grunde all das geschaffen hat und auf dessen Arbeit das Wirken der vielen anderen letztlich beruht: Adolf Hitler.
Sie gestehen es sich nicht ein, die hohen Würdenträger, daß sie seit Jahren einzig von den Parolen dieses Mannes leben, daß er wie ein Blitz herniederfuhr in eine im Dunkel hinbrütende Welt, daß er allein entzündete, was nun in vielen Flammen brennt. Sie dulden ihn unter sich, den Bescheidenen, den Unbesternten, den Titellosen - aber die da stumm und verbissen, doch mit gelobenden Augen unter dem Knattern der Hakenkreuzbanner vorübermarschieren, suchen nur die Blicke dieses einzigen Mannes, der ihnen der Führer ist und der in all seiner Schlichtheit hinausragt über den glänzenden Schwarm der Großen, Betitelten - der Vergehenden... Und immer heller klingt aus den Rufen ein einziger Name auf: Hitler, Hitler!

Dieser Deutsche Tag von Nürnberg am 1. und 2. September 1923 ist deshalb mehr als eine bloße Demonstration der Rechtsverbände in einer marxistisch regierten Stadt, weil er die vielfältig durcheinandergewirrten Verhältnisse im politischen Leben Bayerns einer bedeutenden Klärung entgegengeführt hat.

Im ganzen Reich gilt Bayern damals als der einzige Staat, der von einer nationalen Regierung geleitet ist und in dem sich nationale Bewegungen besser als anderswo entwickeln können. Die bayerische Regierung hat einmal von ihrem Staat als von der „Ordnungszelle" im Reich gesprochen. Gewiß eine propagandistische Aufschneiderei - denn wann ist die Novemberrepublik auch nur im kleinsten ihrer Gemeinwesen geordnet gewesen? Doch wie eine unerschütterlich gültige Parole nimmt die deutsche Rechte dieses Wort an, klammert sich in ihren nationalen Hoffnungen an Bayern, ohne weiteres geneigt, diesen Staat mit der Gloriole des Befreiers zu umgeben.

In der Tat: wer die Verhältnisse in Bayern von weither betrachtet, darf zu solchen Meinungen kommen. Im Rahmen der Reichspolitik, die eine einzige üble Folkge von schmählichstem Defaitismus [=geplantes Nähren von Mutlosigkeit], marxistischer Mißwirtschaft, bürgerlicher Unzulänglichkeit darstellt, kann sich Bayern mit Reicht seiner nationalen Gesinnung rühmen. Das Haupt der Reichsregierung ist zu dieser Zeit noch Friedrich Ebert. Seine Komplicen aus den Novembertagen - die Scheidemann, Müller, Hilferding - machen sich unter Führung Stresemanns eben daran, langsam und zielsicher den Ruhrwiderstand zu „liquidieren" und eine langjährige Politik der „Unterhandlungen", des Bezahlens, der freiwilligen Unterwerfung unter wahnsinnige Tributdiktate vorzubereiten. Preußen wird mehr und mehr zur Knüppeldomäne der Severing und Braun. In Sachsen sitzen bolschewistische Abgeordnete als verantwortliche Politiker in der Regierung des radikalen Marxisten Zeigner, der in einem Bundesstaat der demokratischen Republik sich damit abgibt, das bolschewistische Rätesystem zu erproben, der Paraden der kommunistischen Kampfstaffeln besichtigt und sich nicht scheut, als deutscher Minister vom Rednerpult des Landtags dem Ausland die Reichswehr zu denunzieren, daß sie illegale, „schwarze" Verbände ausrüste...
Von diesem Treiben hat sich Bayern allerdings abseits gehalten. Seine bürgerliche Regierung ist immer patriotisch gewesen. Darum schlägt alles, was mit Weimar die Klinge kreuzen und den Geist des roten Berlin befehden will, seine Zelte in München auf. München wird zum Kernplatz der nationalistischen Opposition, wie Berlin die am schlimmsten zerstörte und am übelsten infizierte Zelle des Verfalls geworden ist. Innerhalb dieses Spannungsfeldes, das hinter dem Gegensatz zweier Orte einen mächtigen Gegensatz zweier unversöhnlicher politischer Welten verbirgt, brechen alle innerdeutschen Auseinandersetzungen jener Monate gegeneinander los.
Und doch trägt dieser scheinbar so unerschütterlich gefügte Blick der Opposition nationalistischer und patriotisch-monarchistischer Kräfte in seinem Innern Risse, die nicht nur auf die wirre Vielgestaltigkeit seiner Glieder deuten, sondern vielmehr wahre Feindschaftsverhältnisse von geradezu geschichtlicher Bedeutsamkeit verraten.
Man muß, um die bayerischen Verhältnisse des Jahres 1923 verstehen zu können, drei große Machtgruppen scharf voneinander unterscheiden: die bürgerlich-patriotische Regierung, die Vaterländischen Verbände und die nationalsozialistische Bewegung. Was sich aus dem Zusammenspiel und dem Gegeneinanderwirken dieser drei Mächte ergibt, bestimmt das Gesicht der bayerischen Politik, bestimmt also auch zugleich das Verhalten des entscheidenden Trägers der nationalen Opposition im ganzen Reich. Nach welchen verschiedenen Richtungen ziehen die drei Hauptkräfte dieses oppositionellen Kraftfeldes?
Die bayerische Regierung beruht auf einer Rechtskoalition, als deren maßgebende Gruppe die klerikale Bayerische Volkspartei den Gang der Politik bestimmt. Als nach der Novemberrevolte das Zentrum seine alten Schwüre auf Thron und Altar beiseitegelegt hat wie abgetragene Kleider, um zur höheren Ehre des Stimmzettels und der Ministerpfründen sich nunmehr demokratisch zu geben, haben die Führer des bayerischen Zentrums es für zweckmäßiger gehalten, diese republikanische Tarnung nicht mitzumachen. Als „Bayerische Volkspartei" ködern sie fortan die konservativ beharrenden Wähler Bayerns mit legitimistischen und konfessionellen Beteuerungen. Das Gesicht der Bayerischen Volkspartei bleibt bürgerlich-patriotisch: also auf halb und halb gestellt, ängstlich vor harten Entschlüssen, dafür um so mehr zu Hause auf allen Zwischenwegen interfraktioneller Politik, in einem System trüber Geschäftigkeit, bei der diese Partei vor allem das Wort von der „öffentlichen Ruhe und Ordnung" im Munde führt. Dahinter verschanzen sich alle Unzulänglichkeiten, alle dünnblütigen Bedenken matter Herzen, alles Versagen und jede politische Schuld. Hinter diesem Wort verschanzen sich aber auch alle verdächtigen Pläne, die in jenen Jahren durch manche Fraktionszimmer schwirren.
Denn: was die Bayerische Volkspartei vor allen anderen bürgerlichen Gruppen übel auszeichnet, ist ihr partikularistisches Bekenntnis, das gerade im Jahre 1923 immer leidenschaftlicher vorgetragen wird und das in sich die Neigung trägt, zu separatistischen Plänen vorzustoßen, die das Reich zersprengen. Überall war es bekannt, daß maßgebende Führer dieser Partei schon vor Jahren mit dem Gedanken an eine Donaumonarchie, also mit der Separation Bayerns vom Reich, umgegangen waren; niemals hatten sie sich einwandfrei von den Vorwürfen reinigen können, daß sie dazu Frankreichs Hilfe hätten in Anspruch nehmen wollen. Die vielfachen Beteuerungen der Unschuld und lahmen Dementis vermochten die Tatsache nicht zu entkräften, daß schon kurz nach dem Kriege verräterische Konspirationen mit fremden Mächten stattgefunden haben. Zwar sind die Pläne damals nicht zu tatkräftigen Vorstößen gereift. Doch wie ein giftiges Erbe durchsetzen sie alle politischen Neigungen maßgebender Männer dieser Partei. Namentlich das Jahr 1923 läßt sie wieder lebendig und allmählich zu einer brennenden Gefahr werden.

Als zweite Machtgruppe im politischen Kraftfeld Bayerns sind die vielen vaterländischen Verbände zu betrachten. Sie sind größtenteils aus den Freikorps und der Einwohnerwehr hervorgegangen und haben im Laufe der Jahre beträchtliche Stärke angenommen. Man trifft unter ihnen die verschiedensten Abschattungen an politischer Entschlußkraft und Willensstärke an. Neben streng aktivistischen Bünden stehen Vereine, die über die Pflege traditioneller Werte und alter Militärerinnerungen kaum hinausgreifen.
Unter der Fülle der Namen werden im Laufe der Ereignisse einige besonders wichtig. Ein zahlenmäßig großer Bund, „Bayern und Reich", der von einem älteren Sanitätsrat „geführt" wird, sammelt die unterschiedensten Teile der Massen um sich: bürgerliche Halbheit bestimmen ihn, er ist ohne klares politisches Ziel; als Reservoir für die

bürgerliche Regierung segelt er gemächlich im Winde der allerorts gängigen und regierungsseitig genehmigten Parolen, ein Massenverein, der nicht durch die Kraft und die Weite seiner eigenen Ideen wirkt, sondern nur durch die Zahl seiner Mitläufer ein Scheingewicht erhält. Ähnlich geartet ist die Dachorganisation der „Vereinigten Vaterländischen Verbände", bei denen sich trifft, was an Bündchen und Grüppchen eine Rolle spielen will und dennoch nur Statistenmasse ist. Die aktivsten Kräfte der Wehrverbände aber gruppieren sich um den prachtvollen „Bund Oberland" und seinen jungen, energischen Führer Friedrich Weler. Hier ist die alte Freikorpshaltung, mit der man in Oberschlesien den Annaberg erstürmt, lebendig geblieben und wirkt in einer stillen, doch um so zielsicheren militärisch-politischen Arbeit weiter. Eine ähnliche Stellung hat man der namentlich in Franken verbreiteten „Reichsflagge" zugesprochen; auch sie ist von gutem Menschenmaterial getragen und zu energischen Entschlüssen fähig, aber auch von manchem Führerehrgeiz angekränkelt.
Es wird für die Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse Bayerns entscheidend, daß sich bald um diese vaterländischen Wehrverbände sowohl die bayerische Regierung als auch der Nationalsozialismus zu reißen beginnen. Denn die dritte der großen politischen Gruppen, die nationalsozialistische Bewegung, betreibt den Kampf um Einfluß und Macht getreu ihrem inneren Gesetz in der aktivsten Form. Von der sich national gebärdenden Regierung nur widerwillig geduldet, steht sie zu dieser in schärfster Opposition, weil sie allein die schweren Gefahren erkennt, die hinter der Regierungspolitik und deren partikularistischen Neigungen lauern. Ihr Verhältnis zu den Verbänden bestimmt sich zuerst durch die Tatsache, daß diese einzig durch die nationalsozialistische Arbeit haben aufblühen können. Hitler ist es gewesen, der dem nationalen Gedanken in neuer Formung Bresche geschlagen. Aber kleine Nutznießer haben dieses Erwecken deutscher Regungen in den verlotterten Massen für ihre eigenen Vereinszwecke ausgeschlachtet und machen sich ein Gewerbe mit guten Ratschlägen zur Klärung der Lage.
Der Bayerische Innenminister Schweyer, der geschworene und erbittertste Feind des Nationalsozialismus, ergeht sich in dieser Weise, als er empathisch tadelnd verkündet: „Bei den nationalen Verbänden fehlt die Anlehnung an den Staat." Und im gleichen Atemzuge umkleidet er diesen Tadel mit seinen gewöhnlichen partikularistischen Hetzereien, hinter denen die größte Gefahr auftaucht, die in Bayern damals droht, wenn er schließlich sagt: „Die Leitung der Bünde ist zum Teil in die Hände von Nichtbayern abgeglitten; wir stehen aber auf dem Standpunkt, daß auch hier Bayern den Bayern gehört!"
Als dann Anfang Mai der Regierungspräsident v. Kahr nach langer verschwiegener Arbeit hinter den Kulissen zum erstenmal wieder in die Öffentlichkeit vorstößt und sich den Massen als überparteilichen starken Mann empfiehlt, geschieht das mit Worten, die ganz ähnlich den anmaßenden Anspruch auf Unterwerfung der Verbände unter den lauen Willen der Regierung erheben und zugleich mit versteckten Spitzen auf Hitler zielen: „Lassen Sie mich das Signal zum Sammeln geben! Wer es heute noch fertigbringt, in eitler Selbstgefälligkeit (!) an ehrgeizige Vorteile seiner eigenen Person zu denken, wer noch den traurigen Mut (!) aufbringt, mit solchen, die letzten Endes doch dasselbe wollen, die Klinge zu kreuzen, um größer zu erscheinen als der andere, ist ein Schädling und Totengräber an der Nation..."
Diese Methode ist klar: der nationalsozialistische Führer, der sich allen Versuchen, ihn vor den bürgerlichen Parteiwagen einer „Einheitsfront" zu spannen, hartnäckig versagt, soll als unverträglicher Störenfried und endlich gar als Zerrütter jeden gemeinsamen nationalen Wollens diffamiert werden. Wenn er als Verächter „nationaler Notwendigkeiten" erscheint - nationaler Notwendigkeiten, die die Bayerische Volkspartei diktiert hat! - gelten die Vorwürfe, daß diese Partei gegen den Marxismus nur lau, für ihre eigenen reichsschädigenden Pläne jedoch um so leidenschaftlicher arbeite, bei allen biederen Bürgern nur noch als die verleumderischen Hirngespinste eines politischen Abenteurers.
Verwickelt wie nie zuvor sind also in diesen Monaten die innerpolitischen Verhältnisse in Bayern. Während zwischen Adolf Hitler und den klerikalen Politikern der Bayerischen Volkspartei Klüfte gähnen, stehen dennoch beide in einer einheitlichen Front gegen Berlin. Adolf Hitler peitscht den Kampf gegen Berlin zu höchster Schärfe auf, weil er dort den Hort des Marxismus angreift; die bayerischen Machthaber hingegen benützen die Kampfstimmung gegen die rote Reichshauptstadt lediglich zur Förderung ihrer partikularistischen Tendenzen. Während der Führer Berlin von den roten Verderbern ausbrennen will, um es gesäubert wieder hineinzuzwingen in ein erneuertes Deutschland, nützen die bayerischen Regierungsegoisten diese geschichtliche Auseinandersetzung dazu aus, um die innere Einheit des Reichs zugunsten separater Interessen ihres Kleinstaats zu lockern. So gehen denn alle Auseinandersetzungen in Bayern um die Frage, wer die Macht in die Faust bekommen soll: Hitler, der Revolutionär gegen den Berliner Marxismus und für ein innerlich gestärktes kommendes Reich - oder die herrschenden Machthaber, die nur an die engen Interessen ihres kleinen Parteistaates denken.
Der 9. November hat diese Gegensätze blutig aufeinanderbrechen lassen. Aber bereits während des ganzen Jahres sind aus diesen Wolken Blitze gezuckt, die die Hintergründe der Kampflage grell beleuchten. Der Kampf um die Macht deutet sich hier immer wieder an. Gleichgültig, aus welchen äußeren Gründen diese Zusammenstöße zwischen Regierung und dem radikalen deutschen Revolutionär auch erfolgen, immer sind sie von der Absicht Hitlers beherrscht, die Stellung des Gegners zu schwächen, um der partikularistischen Gefahr das Genick zu brechen im Namen der inneren Geschlossenheit des deutschen Volkes.
Inzwischen bilden die herrschenden Politiker Bayerns allerlei Methoden aus, um die nationalsozialistische Bewegung abzuwürgen. Besonders gerne bedienen sie sich dazu der ebenso schmählichen wie verheerenden

Spekulation auf konfessionelle und stammesmäßige Instinkte, die sie im bayerischen Volke voraussetzen und in folgerichtiger Arbeit aufzuputschen suchen. Stärker als je vordem bearbeiten sie nunmehr zur Abwehr des vorstürmenden Nationalsozialismus die Massen außerdem mit antipreußischen Hetzargumenten.
Namentlich bei der Person und dem politischen Wirken des Generals Ludendorff, der sich damals Hitler angeschlossen hat, setzt man mit diesen Wühlereien an. Der General hat in München eine zweite Heimat und in der nationalen Volksstimmung die Erfüllung tiefster Wünsche gefunden. An den großen Träger einer geschichtlichen Leistung hängen sich brennende Hoffnungen der Massen. Im nationalen Lager wirkt der Feldherr des Weltkrieges weniger durch ein politisches Programm, als vor allem durch das Eintreten für Adolf Hitler. Als der bayerische Partikularismus beginnt, mit seinen üblen Anwürfen gegen den General vorzugehen, will er damit im Grunde zuerst die entschlossensten Gruppen der nationalen Bewegung treffen, mit denen der General in einer gemeinsamen Kampffront steht. Und wieder tritt auch bei diesen Kämpfen als wesentlichstes politisches Ergebnis die unverhüllte Bereitschaft der klerikalen Partei zutage, zugunsten der eigenen Machtpositionen die innere Geschlossenheit des Volkes bedenkenlos zu zersprengen.
Es hetzen in Bayern Männer mit größten Verantwortungsbereichen die Instinkte urteilsunfähiger, seit alters gegängelter Massen gegen die Einheit der Stämme und gegen die konfessionelle Ruhe auf, werfen die verderblichsten aller Streitpunkte in die politische Diskussion dieser Zeit hinein. Seit langem geht im Lande ein Raunen um, daß wieder die alten Pläne einer vom Reich getrennten Donaumonarchie sondiert würden. Und die Eingeweihten wissen, daß man mit der Hetze gegen das protestantische Preußentum und damit gegen die große deutsche Bewegung des Nationalsozialismus, die solchen verbrecherischen Wühlereien mit allen Mitteln begegnet, von jenen dunklen Plänen ablenken will. Das ganze Volk sieht ein, daß die herrschenden Berliner Zustände ausgebrannt werden müssen mit Stumpf und Strunk. Aber die gleißnerischen Nutznießer dieser Volksstimmung fädeln an feinen Gedankengängen, daß man vor allem die „Ordnungszelle“ Bayern vor dem Verfall des roten Preußen bewahren müsse; daß es sogar besser sei, Bayern selbst „vorübergehend“ vom Reich zu trennen, als den Kampf gegen den drohenden Bolschewismus und für die Gesundung Gesamtdeutschlands aufzunehmen.
Noch ist all das nicht sicher faßbar, noch ist es nicht zu regelrechten Delikten gereift, noch beharren diese Pläne in der Sphäre, die dem Entschluß vorausgeht. Aber sie schaffen eine verheerende Stimmung. Sie unterwühlen den Zusammenhalt des Volkes in den seelischen Bereichen, aus denen ein Volk seine großen Entschlüsse und seine ewigen Kräfte holt. Zu welchen beispiellos verderblichen Weiterungen diese, von allen maßgeblichen bayerischen Stellen geduldete und selbst geförderte Wühlarbeit führt, hat gerade in den Sommermonaten 1923 der Hoverratsprozeß Fuchs-Machhaus bewiesen. Blitzartig hat er die abgründigsten Möglichkeiten enthüllt, zu denen die partikularistische, antipreußische, konfessionelle Hetzpropaganda der klerikalen Partei führen kann.
Ein Professor, ein Musiker und u. a. ein jüdisch-tschechischer Kohlenhändler sind des Hochverrats angeklagt. Die Anklageschrift berichtet von dem Entschluß, Bayern gewaltsam vom Reich loszureißen; ein mit diktatorischen Befugnissen ausgestatteter Regentschaftsrat sollte eingerichtet, Bayern durch ihn allenfalls in eine Monarchie zurückverwandelt werden, unter militärischer Absperrung vom Norden.
Die Angeklagten sind vielleicht wilde Phantasten. Entscheidend aber ist, daß solche Gedanken überhaupt entstehen können. Sie liegen geradezu in der Luft. Und noch bedeutsamer erscheint der Umstand, daß mit solchen Hochverrätern sogar das Ausland in Verbindung getreten ist. In der Anklageschrift heißt es: „Durch den französischen Generalobers Richert hatten die Angeklagten Verbindung mit Frankreich aufgenommen, um sich dessen wohlwollende Neutralität, ja dessen finanzielle und militärische Hilfe zu sichern.“ Bei der Vernehmung erklärt der Angeklagte Fuchs: „Ich habe 100 Millionen erhalten und bedaure, daß es nicht 100 Milliarden gewesen sind. Ebenso bedaure ich, daß es Machhaus nicht gelungen ist, die Geschütze für Bayern zu bekommen.“
Die Aktion sollte den französischen Ruhreinbruch unterstützen. Die Angeklagten versichern, daß Richert ihnen mehrfach erklärt habe: „Seien Sie überzeugt, daß Frankreich sich für die geleistete Arbeit dankbar erweisen wird. Frankreich braucht die Aktion, es muß schnell gehandelt werden.“ Und so maßlos verzerren sich alle Gedanken in diesen Gehirnen, daß die Angeklagten ohne Skrupel auch andere deutsche Reichsteile auszuliefern bereit sind.
Wie sehr aber diese Hochverräter von geläufigen offiziell-bayerischen Ansichten bestimmt sind, zeigen einige Schlaglichter, die in diesem Prozeß aufflammen. Dem Bayerischen Innenminister Schweyer hat man die Möglichkeit geboten, den französischen Spion Richert zu verhaften, als dieser sich zum letztenmal auf deutschem Boden befand; Schweyer hat aber die Verhaftung „aus innenpolitischen (!) Gründen“ abgelehnt. Der Verteidiger der Hochverräter, einer der führenden Männer in der partikularistischen Bayerischen Volkspartei, macht das Eingeständnis, daß die Absicht, sich an Frankreich anzulehnen, „zwar politisch irrig, aber nicht an sich ehrlos sei!“ Und das zur selben Stunde, da im Ruhrgebiet ein Deutscher nach dem anderen unter französischen Kugeln fällt.
Klarer aber noch als all diese Äußerungen zusammen leuchtet in die Hintergründe der politischen Lage Bayerns die Mitteilung der Angeklagten hinein, unter welchen Bedingungen sie losschlagen wollten. Zwei Möglichkeiten, sagt Fuchs, haben ihm als Voraussetzung zum Vorgehen gegolten: wenn etwa der Bolschewismus ausbreche - oder aber wenn Hitler zur Macht komme...
Im grellsten Licht zeigen sich da die Methoden der in Bayern herrschenden partikularistischen Politik: die Kampflosung gegen den Bolschewismus dient als günstige Tarnung für partikularistische Pläne, denn sie gibt den

Vorwand zum propagandistischen Kampf gegen Berlin; die Kampflosung gegen den Nationalsozialismus aber zielt unverhüllt auf den einzig gefährlichen Feind. Denn wenn Hitler seinen Einfluß noch weiter ausdehnt, ist es mit allen egoistischen, reichslockernden Plänen zu Ende. Der Hochverräter Fuchs hat der Bayerischen Volkspartei nicht angehört. Aber er macht sich ihre geläufigen Argumente zu eigen: doch während die Partei selber sie geschickt bemäntelt, ist er so unklug, sie klipp und klar auszusprechen. Die Auguren [=eigentlich ein römischer Seher; „Augurenlächeln" bedeutet jedoch im neuzeitlichen Sprachgebrauch das Lächeln eines Eingeweihten.] lächeln sich heimlich und wissend zu.
Monate hindurch steigert sich die Spannung zwischen dem Nationalsozialismus und der Bayerischen Volkspartei. Monate hindurch laden die Gegner ihre Kräfte mit immer neuen Energien. Und erst der Deutsche Tag von Nürnberg hat am 2. September eine größere Veränderung gebracht: dem nationalsozialistischen Führer gelingt an diesem Tage ein ungeheurer Einbruch in die Front der Wehrverbände, um die der Nationalsozialismus wie auch die Regierung schon seit langem ringen. Die beiden aktivsten Bünde der Wehrfront, „Oberland" und „Reichsflagge", zieht Hitler auf seine Seite und schließt sie mit seiner S.A. im „Deutschen Kampfbund" zu einer Front zusammen. Der neue Verband ist zunächst nur sehr lose gefügt. Aber schon nach wenigen Wochen ergreift Adolf Hitler die alleinige politische Führung.

Wie sieht es im Herbst 1923 in Deutschland aus?
Rasende, unaufhaltsame Inflation. Der Dollar steigt in die Millionen, in die Milliarden, in die Billionen. Die Löhne und Gehälter verlieren von Stunde zu Stunde jeglichen Kaufwert. An den Börsen ein Taumel, der wilde Tanz um das goldene Kalb, die Orgie des Mammons. Die Mark sinkt, stürzt ins Bodenlose. Der Hunger geht um. Verarmte scheiden zu Hunderten, zu Tausenden „freiwillig" aus dem Leben, der grauenvolle Blick in das Nichts peitscht sie zum letzten Entschluß. Arbeiterkinder laufen wie Gerippe umher. In den Industriestädten rasen Aufstände, vom Hunger getrieben, vom Bolschewismus geschürt. Handgranaten fliegen gegen die Schupo und Pflastersteine in die Schaufenster. In Oberbaden toben tagelang Aufstände so heftig, daß die Schweiz ihre Grenzposten verstärkt. In Hamburg kommt es zu blutigen Straßenkämpfen.
Die Regierungen versagen. Stresemann bemüht sich bei aller Welt um Freundschaft und gute Miene, und Hilferding, der jüdische Reichsfinanzminister, läßt Noten drucken, schöne farbige Scheine mit phantastischen Zahlen, ungehemmt speien die Maschinen das Lügengeld heraus. Zeigner wütet in Sachsen. Und Ebert thront fern wie ein entrückter Buddha auf seinem hohen Stuhl, weiß keinen Rat und hofft nur noch auf die Gewehre der Reichswehr.
Aufbrausende Opposition der Rechten. Selbst die stillsten, betulichsten unter den bürgerlichen Verbänden nehmen sich nunmehr den Mut zu fordernden Reden. Was aber wirklich innere Kraft hat und vor sich ein neues politisches Ziel sieht, schreit auf in Empörung über den wilden Verfall und die tobende Not und die aufreizende Unfähigkeit derer, die sich verantwortlich nennen und doch nur stumm vor dem Chaos stehen, das sie geschaffen haben.
Alle aber, Rechte wie Linke, die Soldaten der nahenden deutschen Revolution wie die verführten Massen der Arbeiterschaft, die durch die Straßen jagen, schreien ein gleiches Wort, das wie eine magische Formel sich in die Herzen dieser Menschen reißt - das Wort: Diktatur!
„Diktatur des Proletariats" schreien die einen - „Diktatur des starken Führers" rufen die anderen. Von den Methoden der herrschenden Ordnung erwartet keiner der leidenden und kämpfenden Deutschen mehr das Heil, nur von den harten und klaren Befehlen einer gebieterischen Kraft, die sich dem Chaos entgegenwirft. Selbst in die Reihen der geschworenen Parlamentarier, die mit dem Dasein dieser versinkenden Republik auf Gedeih und Verderb verhinden sind, schleicht dieses Wort sich ein. Da und dort munkelt man von der der verzweiflungsvollen Absonderlichkeit, daß auch diese verfallende Welt eine Diktatur ausrufen wolle, und schon hört man Namen von kommenden, parlamentarisch bestellten Diktatoren nennen, Namen, die wie eine kreischende Ironie der Geschichte anmuten: Stresemann - Ebert... Aber dahinter steht der Schatten des schweigsamen Generals Seeckt.
Adolf Hitler jedoch wirft sich vor Tausenden zum Richter über dieses System auf und hält Rechenschaft - ingrimmig, von den Blitzen des Rächers und des Trägers einer neuen Prophetie umloht, Sprecher des gequälten, zürnenden Volkes, gerufener Walter der Entrechteten und leichtherzig Vernichteten:
„Haben sie nicht schon Millionen von Mittelstandsexistenzen zu Bettlern gemacht? Haben sie nicht jeden redlichen Menschen dem Hungertuch entgegengeführt und nur das Spekulanten- und Gaunertum großgezüchtet? Vernichtet wird die gesamte ehrliche Existenz. Der Staat ist zum Instrument der Börsenschwindler und Gauner geworden..." Dann reißt er den Blick der Massen auf die wahrhaft geschichtewendenden Entscheidungen: „Nicht das ist die große Frage: was wird morgen Herr Stresemann machen oder in München Herr Knilling oder Herr Schweyer? Sondern die Frage ist: wann geht es los?" Ekstatisch schreien ihm die Massen ihre Zustimmung entgegen.
Apokalyptische Bilder kommen ihm, und dämonisch läßt er sie auftauchen vor den Blicken seiner Gefolgschaft: „Nicht für eine Wahl sind wir gegründet worden, sondern um als letzte Hilfe in der größten Not einzuspringen, wenn dieses Volk angstvoll und verzweifelt das rote Ungeheuer herankommen sieht. Die Aufgabe unserer Bewegung liegt darin, uns vorzubereiten für den kommenden Zusammenbruch des Reichs, auf daß, wenn der alte Stamm fällt, die junge Tanne schon dasteht."
Die erste große Entscheidung läßt auch nicht lange auf sich warten: Am 26. September liquidiert Stresemann den Widerstand an der Ruhr. Monatelang hatte man diesen Widerstand, der in seiner politischen Anlage von vornherein

verfehlt war, zu einer Sache der deutschen Ehre erklärt. Unzählige Versicherungen waren ins Land gegangen, daß dieser nationale Widerstand den deutschen Regierungen ein Heiligtum sei. Inbrünstig hatte das Volk diesen Beteuerungen geglaubt, hatte geopfert, hatte geduldet nur im Bewußtsein, daß in dieser Stunde Deutschland sein Schicksal wende. Nun gilt das alles nichts mehr. Die Enttäuschung ist maßlos.

Wie in allen Fragen der nationalen Ehre im Jahre 1923 ist auch hier Bayern das Sturmbarometer. Jetzt muß endlich die Klärung in dem Gewirr der Verbände kommen, die sich alle national nennen und doch die Träger der verschiedensten Energien sind. Und in der Tat: für immer scheiden sich nun die innerlich und kraftmäßig andersgearteten Kräfte der nationalen Front voneinander - ganz scharf, unerbitterlich, ohne alle Zwischenstufen. Denn als Antwort auf die Bankrotterklärung der Systemregierung an der Ruhr geschehen in München zwei Dinge: Adolf Hitler ruft zu 14 Riesenversammlungen auf, die zu Volkanen der Empörung werden sollen. Und zur gleichen Stunde bestellt die parlamentarische Regierung der Bayerischen Volkspartei, die aus dem Chaos keinen Ausweg mehr weiß, als starken Mann einen Generalstaatskommissar mit diktatorischen Vollmachten: Gustav von Kahr. „Die Erschütterung über die Entwicklung“, heißt es in dem amtlichen Erlaß, „ist so stark, daß sie zu Störungen der öffentlichen Ordnung führen kann... In solcher Lage muß die Regierung die Zügel fest und straff in der Hand behalten... In diesem Bewußtsein hat die Staatsregierung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung einen besonderen Generalstaatskommissar bestellt und ihm die gesamte vollziehende Gewalt übertragen.“

Gustav von Kahr kommt aus dem höheren Verwaltungsdienst, hat gelegentlich auch in die bayerische Politik eingegriffen, hat sich in letzter Zeit maßgebenden Einfluß auf einige patriotische Verbände gesichert und ist namentlich durch ein kluges Kulissenspiel mit den Trägern der großen Politik immer in inniger Verbindung geblieben. Er gilt als schwarzweißrot eingestellt. Er gilt als starker Mann. Er erklärt in seiner ersten Verlautbarung, daß er „rechts regieren“ wolle. Er verlangt mit eiserner Stirn, daß sich ausnahmslos alle Verbände seinen Verfügungen einordnen, unabhängiges Vorgehen werde er nicht dulden. Und kurz danach erklärt er, daß er sich lediglich als Statthalter der Monarchie betrachte. Wenige Tage später wirft der „Völkische Beobachter“ bereits die Frage auf, ob Kahr auch „genug Stahl und Eisen im Blut habe, um die Durchführung der Gesundung nicht nur Bayerns, sondern ganz Deutschlands in die Hand nehmen zu können.“

Es zeigt sich zunächst, daß der Name Kahr ein verpflichtendes Programm für all jene Verbände ist, die schon bisher zur bürgerlich-parlamentarischen Bayerischen Volkspartei neigten: sie alle, an der Spitze „Bayern und Reich“, treten hinter den neuen, parlamentarisch bestellten Diktator und damit in Gegensatz zum „Deutschen Kampfbund“, der unter der Führung Hitlers sich Kahr versagt, weil er die politische Unzulänglichkeit dieses Verwaltungsbeamten klar erkennt. Kaum aber beginnt der neue starke Mann zu regieren, als sich das andere wesentliche Ergebnis dieser Neuordnung zeigt: der erste Erlaß Kahrs verbietet nicht die marxistischen Gruppen, sondern die angekündigten 14 nationalsozialistischen Versammlungen, die zu einem Angriffssignal gegen die bürgerlich-marxistische Erfüllerregierung hätten werden sollen.

Wieder zerreißen die verhüllenden Nebel vor den eigentlichen Fronten. Die abgründige Feindschaft der Bayerischen Volkspartei gegen den Nationalsozialismus hat sich im Generalstaatskommissariat ein neues Werkzeug geschaffen, das Hitler schlagen soll. Freilich gerät dabei der schwarzweißrote Statthalter einer bayerischen Monarchie in die merkwürdige Einheitsfront mit den schwarzrotgoldenen Republikanern um Ebert und Stresemann. Dennoch läuft alles, was lau und politisch halbwertig ist, dem neuen Mann zu, der die abgegriffenen Phrasen von „Einheitsfront“ vor sich herträgt. Das breite Volk aber steht erregt vor den nationalsozialistischen Plakaten, lauscht gebannt den Rednern, steht singend und rufend auf den Straßen und fühlt die Herzen überlaufen in der Sehnsucht nach einer echten starken Hand, nach einem echten Führer. Das „Berliner Tageblatt“ wittert die Art dieser Entscheidungen in ihrem tiefsten Wesen. „Die bayerische Regierung, so schreibt es, will durch diese Ernennung dieses Diktators der Ausrufung Hitlers zum Diktator zuvorkommen.“

Es soll sich freilich bald herausstellen, wie wenig sich die Absicht des Generalstaatskommissariats, Hitler zu behindern, mit seiner anderen Absicht verträgt, zugleich in der Opposition gegen Berlin zu verharren, ja, sie noch zu steigern. Wer in Bayern gegen Berlin regieren will, muß von vornherein mit der innerlich stärksten Kraft der Opposition, mit dem Nationalsozialismus, zu einem Ausgleich kommen. Kahr erstrebt das immer wieder dadurch, daß er Hitler unter das Kommando des Generalstaatskommissariats zu beugen sucht. Hitler weist ebensooft solche Zumutungen zurück, zu denen Kahr durch keinerlei überragendes politisches Können, durch keine verpflichtende Idee, durch keine weite Konzeption berechtigt ist.

Bestimmt durch das immer verwüstender einherrasende Chaos verhängt die Reichsregierung in den letzten Septembertagen den Ausnahmezustand über das gesamte Reich. Das heißt: in heller Verzweiflung setzt sie ihre letzten Hoffnungen auf die Maschinengewehre der Reichswehr. Doch weder Sachsen noch Bayern, die Hauptgegner des unfähigen roten Berlin, denken daran, sich um die diktatorischen Erlasse der Reichsregierung zu kümmern. Es wird im Laufe zweier Wochen soweit kommen, daß das Reich gegen Sachsen die militärische Exekution beschließt. Und es geschieht schon in den allerersten Tagen des Ausnahmezustandes, daß Bayern sich nunmehr offen gegen das Reich auflehnt und den Vollzug von Reichsgesetzen verweigert. In ganz kurzer Zeit wird der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich akut.

Am 28. September verbietet der Reichswehrminister den „Völkischen Beobachter“ für das ganze Reich. Das bayerische Generalstaatskommissariat aber verweigert für Bayern die Durchführung dieses Verbots: erstens darf

eine sich national gebärdende Regierungsinstanz den stärksten Faktor der nationalen Front nicht übermäßig provozieren; zweitens aber bietet sich hier wieder eine unvergleichliche Gelegenheit, zugunsten der Souveränität des bayerischen Kleinstaats die Abhängigkeit vom Reich zu lockern. Einige Tage danach stößt Kahr noch weiter vor, indem er das berüchtigte Republikschutzgesetz für Bayern aufhebt - auch dies eine Maßnahme, die die nationale Opposition hell begrüßen muß, die aber auch vieldeutig ist, weil sie mit ihrem Angriff auf das rote System bei dunklen Plänen leicht die Einleitung zu einem Angriff auf die Geschlossenheit des Reichs selber bedeuten kann.
Am 20. Oktober kommt es dann, als handele es sich hier um eine Auseinandersetzung zwischen völlig fremden, ja feindlichen Staaten, zum regelrechten Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Bayern spielt sich auf, als sei es ein souveräner Staat, die bayerische Regierung rüstet sich mit allen Mitteln dazu, Bindung um Bindung an das Reich zu zerschneiden. Und wieder dient ihr das Verbot des „Völkischen Beobachter“ als willkommenes Mittel, die Kluft zu vergrößern. Denn nachdem Kahr die Durchführung der Verbotsanweisung abgelehnt hat, setzt Reichswehrminister Geßler die Reichswehr ein, um seinen Willen gewaltmäßig durchzusetzen: mit Waffenmacht sei das Erscheinen des Blattes zu verhindern. Der Befehl ist eindeutig, die bayerische Reichswehr muß gehorchen. Aber da geschieht das Unglaubliche, daß der Kommandeur der bayerischen Reichswehrdivision, General von Lossow, die Durchführung des strengen Befehls einfach ablehnt. Aus dem an sich recht nichtigen „Fall Völkischer Beobachter“ ist ein „Fall Lossow“ geworden. Aus einem an sich geringfügigen politischen Streit erwächst mit einemmal eine schwere Meuterei.
Nach alten soldatischen Gesetzen ist ein meuternder Soldat, gleichgültig ob General oder Grenadier, für immer erledigt. Da aber geschieht die zweite unglaubliche Tatsache, die den Disziplinarfall sofort wieder in ein Geschehnis von höchster politischer Bedeutung zurückverwandelt: Kahr deckt den meuternden General, und als die Reichsregierung mit der bewaffneten Exekution gegen Bayern droht, entbindet die bayerische Staatsregierung den bayerischen Teil der Reichswehr seines feierlichen Eides auf die Weimarer Verfassung und verpflichtet ihn auf die bayerische Verfassung.
Ist das Hochverrat gegen die Reichseinheit? Steht dahinter, drohend und grau, der Schatten der endgültigen Losreißung Bayerns von Deutschland? Die bayerische Regierung gibt sich ganz unschuldig: das alles sei geschehen lediglich „im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in Bayern“ - freilich auch „zur Wahrung der bayerischen Belange“, unter denen man sich die harmlosesten und die gefährlichsten Dinge vorstellen kann.
Die Reichsregierung aber erkennt ganz richtig: „Mit dem von dem Generalstaatskommissar von Kahr in die Öffentlichkeit geworfenen Gedanken des Kampfes gegen den Marxismus hat die in Rede stehende Frage gar nichts zu tun.“ Den Gänglern der bayerischen Regierungspolitik ist das Wort vom Kampf gegen den Marxismus, vom Kampf gegen das rote Berlin nichts anderes als ein Mittel zur Bemäntelung ihrer partikularistischen und separatistischen Pläne.

In verzweifelter Sorge aber sieht Adolf Hitler, auf welche Abgründe die Dinge zurasen werden, wenn nicht ein übermächtiger, herrischer Wille sie auf eine Straße zwingt, an deren Ende das erneuerte große, gemeinsame Reich und nicht ein wüster Scherbenhaufen kleiner Staaten steht. Alles was bisher geschehen, kann noch gewendet werden, noch gähnt der Abgrund nicht unmittelbar vor den Schritten. Aber es ist die letzte Stunde. Die Schicksalsfrage hängt über dem Volk, ob es die Kraft aufbringen wird, sich zu seinen größten Möglichkeiten zu entscheiden. Sorgend steht der Führer vor seiner Gefolgschaft, hämmert, befeuert, mahnt. Noch einmal leuchtet er dieser Zeit, ihren Männern und ihren Plänen ins Gesicht:
„Das Ergebnis der Kahrschen Diktatur ist bitter: als Meuterer stehen wir da, die wir Deutschland helfen wollen. Ich habe mich vor fünf Wochen diesem System nicht angeschlossen, weil ich ... nicht zum Lügner werden wollte... Wenn nicht in letzter Minute der große Wurf geschieht, wird weder Bayern noch Deutschland frei... Es gibt kein Zurück mehr, nur ein Vorwärts. Daß die Stunde gekommen ist, fühlen wir alle, und deshalb werden wir uns ihrem Gebote nicht entziehen...“ Und während sich in die Massen sein Wille hineinglüht, das verzehrende Wissen, daß vor jedem nun fordernd die große Entscheidung trete, reißt er selber in lohendem Glauben die Nebelwände auseinander, die vor der Zukunft hängen: „Für mich ist die deutsche Frage erst dann gelöst, wenn die schwarzweißrote Hakenkreuzflagge vom Berliner Schlosse weht.“ Eine Woche vor dem 9. November 1923 schwingt dieses Wort nach Deutschland hinein.

Der 9. November 1923
von
Karl Richard Ganzer

Das entscheidende Urteil über den 9. November 1923 hat der Führer selber festgelegt. Elf Jahre nach jener Erhebung sprach er in einer Erinnerungsfeier im Münchener Bürgerbräukeller zu seinen damaligen Mitkämpfern:
„Wir mußten im Jahre 1923 handeln, weil es der letzte Versuch der Separatisten in Deutschland war, der damals gemacht wurde. Wer damals die Fahne aufzog, dem wurde Gefolgschaft geleistet. Es gab viele Menschen, die einfach sagten: Wer handelt, das ist gleichgültig; entscheidend ist, daß jemand den Mut hat, zu handeln. Wenn die Männer gehandelt hätten, die uns gegenüberstanden, dann stand höchste Gefahr vor der Tür. Es wäre dann am 12. November von den anderen gehandelt worden in dem Sinne, den man uns damals oft als Weisheit predigte, nämlich: Norddeutschland wird ohnehin bolschewistisch, wir müssen uns daher separieren! Wir müssen den Norden ausbrennen lassen! Erst wenn das geschehen ist, kann man sich später wieder mit ihm vereinigen. Wie man sich trennt, hat man wohl gewußt. Wie man jemals aber wieder zusammengekommen wäre, das hat die Herren wenig beschwert. Und deshalb waren wir damals entschlossen, vorher zu handeln. Wir wollten damals keinen Staatsstreich machen. Aber einen Entschluß hatte ich: wenn die Gegenseite so weit kommt, daß ich weiß, sie wird schlagen, werde ich vier Tage vorher losschlagen...“
Es waren die separatistischen Pläne, die der „Hitlerputsch“ endgültig zunichte machte. Nie zuvor waren sie so nahe daran gewesen, vernichtende Wirklichkeit zu werden. Denn nie zuvor, selbst nicht in den wilden Zeiten der Novemberrevolte, war das Reich in seinem Innern so schwer gefährdet, wie in dem wüsten Jahre 1923, dem Jahre der Inflation, der Demoralisierung, des verheerenden Charakterverfalls, dem Jahre der schonungslosesten Gewalttat, da Stamm gegen Stamm, Staat gegen Staat, Klasse gegen Klasse, Truppe gegen Truppe, Regierung gegen Regierung stand.
Im Volk rast die Inflation und wirbelt alles in Verzweiflung und Untergang. Im Ruhrgebiet wütet noch immer die fremde Besatzung. Im Rheinland rollt im Herbst ein planmäßig organisierter Aufstand der Sonderbündler ab und terrorisiert Stadt und Land. In Sachsen ist am 21. Oktober die Reichswehr einmarschiert, um mit Maschinengewehren eine meuternde Bolschewistenregierung zur Räson zu bringen. In Hamburg wütet ein roter Aufstand und fordert achzig Tote. In Bayern meutert ein General mit seiner ganzen Division gegen die rote Regierung im Reich. Dabei schreit diese Parlamentsregierung selber nach einer Diktatorenfaust und flüchtet in ihrer Ratlosigkeit zum undurchsichtigen General v. Seeckt. An der bayerisch-thüringischen Grenze sind Einheiten der bayerischen Landespolizei, angeblich gegen die Bedrohung aus dem roten Norden, aufmarschiert, und hinter ihnen im Raum des nördlichen Franken, mobilisieren die nationalen Verbände ihre Gefolgschaften. Wie eine schwere Wolke hängt die Spannung des inneren Krieges über dem Volk. So wild sind die Gedanken von diesem Chaos durchfiebert, daß selbst die eingefleischtesten Pazifisten auf der Linken nur noch in kriegerischen Formeln reden und an regelrechte Operationspläne denken. Der Sozialdemokratische Parlamentsdienst etwa schwelgt in Fachausdrücken des Großen Generalstabs:
„Die Hitler- und Ehrhardtorganisationen haben scheinbar den Auftrag, einen Vorstoß über die thüringische Grenze zu machen... Neben einem großen Wagenpark, Artillerie-, Marschinengewehr- und Minenwerferformationen sind auch Flugzeuge, die das Hakenkreuz tragen, festgestellt... Störungstruppen und Sturmbataillone, ausgerüstet mit Maschinengewehren und Minenwerferformationen nebst Infanteriebegleitbatterien, haben den Zweck, in überraschendem, massiertem Angriff den Gegner zu überrumpeln und in schneller Bewegung nach den Kraftzentren der Republik... vorzustoßen...“
Noch hemmungsloser hatte sich der rote Polizeioberst Schützinger auf die Strategie des Bürgerkrieges geworfen:
„Die Lage Lassows, eingekeilt zwischen der Hauptarmee der republikanischen Reichswehr im Nordosten (Sachsen), einer Nebenarmee im Norden (Thüringen) und einer Nebenarmee in der Flanke (Württemberg) wäre geradezu eine verzweifelte. Voraussichtlich würde er nicht daran denken können, sich im übrigen republikanischen Nordbayern zu schlagen, sondern er müßte sich wohl auf die Donaulinie zurückziehen und damit den Waffen- und Munitionshauptpunkt Grafenwöhr bei Bayreuth preisgeben...“
Gewiß, das waren Phantasien erkrankter Gehirne, in denen nichts als Angst saß. Und dennoch beleuchten sie klar, daß diese Zeit auf Entscheidungen drängte, daß sie die ungeheure Anspannung, die maßlose Gegensätzlichkeit zwischen Hunger und Versprechen, zwischen Chaos und vorgegaukelter Hoffnung, zwischen dem Verfall und dem täuscherischen Geschwätz der Parlamente nicht mehr ertrug. Nur eine Entscheidung! Nur irgendeine Lösung! Nur irgendeine klare entschlossene Tat, und wenn sie hundertmal in Blut, Verrat, in Reichsverfall, in Bürgerkrieg enden mochte! So war diese Zeit...

Wir haben die besonderen Spannungen, die, mitten in dieser trostlosen Lage des Reiches, die eigentlichen Probleme Bayerns ausmachten, bereits geschildert: den unter der Decke glimmenden, doch immer wieder aufbrennenden Kampf zwischen dem jungen Nationalsozialismus und den bayerischen Regierungsgewalten, die verschiedenen Gelegenheiten, in denen diese beiden Kraftgruppen, Hitler und der bayerische Partikularismus, sich gegeneinander erhoben oder auch gegen die gemeinsame Bedrohung durch die bürgerlich-marxistische Reichsregierung

gemeinsam vorgingen. Die entscheidende Frage, die in diesen Herbstwochen über Bayern hing und in der letztlich das Schicksal des Reiches selber beschlossen lag, war die, welcher der beiden Gruppen es gelingen würde, die tatsächliche Macht an sich zu reißen. Würde der mächtigste Mann der bayerischen Regierungsgewalten, der Generalstaatskommissar Gustav von Kahr, es fertigbringen, in seine Gefolgschaft auch Adolf Hitler hineinzuziehen? Oder würde Hitlers Wille so stark, die Schwungkraft seiner Anhängermassen so groß, die Leichtkraft seiner Idee mächtig genug sein, um den weißblauen Kahr unter die Hakenkreuzfahne zu zwingen? Nach der Antwort auf diese Frage bestimmte sich das Schicksal des Reichsgefüges.

Im bayerischen Generalstaatskommissariat ist ein ständiges Kommen und Gehen, Wochen hindurch. Zwar hat der Mann, der hier nach seinen eigenen Worten als „Statthalter der Monarchie" herrscht, noch keine allzugroßen Taten vollbracht. Mit einer scharfen Erklärung für einen „Rechtskurs" hatte er sein Amt begonnen. Dann waren einige Verbote marxistischer Blätter erfolgt und einige Ostjuden ausgewiesen worden. Danach aber schien es, als ob sich alle vielversprochene Tatkraft in banalen Verordnungen über Bierpreise, Milch- und Butterpreise totliefe. Und dennoch zog der Träger dieses Amtes viele Illusionen auf sich. Als er seinen Kampf gegen Berlin ausrief, gegen das verjudete, verlotterte Herz der roten Erfüllerrepublik, horchten die nationalen Kreise in ganz Deutschland auf, voll Hoffnung, daß endlich der angesammelte Haß gegen das marxistische Verderben einen Wortführer gefunden habe, der noch obendrein die Machtmittel eines ganzen Bundesstaates in seinen Kampf einsetzen konnte. Manche deutschen Patrioten sahen in Kahr den „neuen Bismarck". Nur Adolf Hitler lehrte es anders: „Kahr hatte auf mich den Eindruck gemacht, daß er ein ehrenhafter Beamter sei, aber damit war es Schluß."
Wer sah noch so tief? Sie kamen in hellen Haufen, die Führer kleiner und kleinster Verbände, und stellten sich hinter Kahr. Sie kamen alle, die ausgewiesenen Nationalisten und Putschisten der rotbeherrschten Staaten, erhielten in Bayern ihren Paß, pfiffen auf das Republikschutzgesetz und verkünden in lautem Dank den Ruhm ihres bayerischen Beschützers. Sie gaben einander die Tür in die Hand, alle die Herren, die in gewichtigen Aktentaschen Pläne trugen, wie man Deutschland retten könnte - mit Gewalt oder mit der Macht der Industrie oder mit der Macht der Landwirtschaft. Und alle, alle hörten sie in den Amtsstuben des Generalstaatskommissariats die Wahrheit, die doch schon lange durch alle Gassen Bayerns trommelte, daß man das rote Berlin ausschalte müsse von allen Zentren der Macht. Hitler hatte als erster diese Lehre gepredigt, die nunmehr so geläufig geworden war. Aber der oberste bayerische Staatsmann hatte sie aufgenommen, um für sich allein die Führung in dem Kampf gegen Berlin zu beanspruchen.
Hitler und Kahr lehrten den Kampf gegen Berlin - aber Hitler hörte hinter Kahrs Worten in Argwohn und Zorn und beklemmender Sorge noch etwas anderes raunen: daß hier das Steuer auf einen „Kampf gegen Berlin ohne jede Einschränkung" gerichtet war; daß „der Kampf gegen Berlin, wie Dr. v. Kahr ihn führt, ein Verbrechen ist, außer man ist entschlossen, den Kampf von der ersten Minute an der nationalen Erhebung einzugliedern". Sie alle, die als gläubige Nationalisten nach München gekommen waren, weil hier die schwarz weiß rote Fahne ungehindert wehte, ahnten nichts von der gespenstergleichen separatistischen Möglichkeit, die sich da und dort hinter dem patriotischen Umtrieb verbarg.
Kahr stützte sich außer auf die ihm ergebenen nationalen Verbände auf die bayerische Reichswehr unter dem General v. Lassow, der für Schwarz weiß rot gegen Ebert und Geßler, den Reichswehrminister, gemeutert hatte, und auf die bayerische Landespolizei unter dem Oberst Seisser. Immer wieder hatten in den entscheidenden Wochen vor dem 9. November Besprechungen zwischen dieser Gruppe einerseits und dem argwöhnisch beobachtenden „Deutschen Kampfbund" unter Adolf Hitler andererseits stattgefunden. Sie alle hatten die Möglichkeit eines Unternehmens gegen Berlin erörtert und immer wieder war in den grundsätzlichen meinungen über die Notwendigkeit einer solchen Tat volle Übereinstimmung erzielt worden. Immer aber hatte sich auch gezeigt, daß die Ansichten über die Mittel und die eigentlichen Ziele einer solchen Tat nicht völlig gemeinsame Wege liefen. Über die wichtigste dieser Unterredungen, die vom 6. November, als der Konflikt zwischen Kahr und der Reichsregierung seinem Höhepunkt zueilte, berichtete der Führer im Hitler-Prozeß.
„Ich habe damals folgenden Gesamteindruck erhalten: Kahr, Lossow und Seisser konnten nicht mehr zurück, sie werden sich schlagen oder kapitulieren müssen... Lossow erklärte am 6. November: ‚Ich bin unter gewissen Voraussetzungen zum Staatsstreich bereit...' Wir mußten aber der Überzeugung sein, daß die Herren nur auf einen Anstoß warteten. Wir waren also überzeugt: hier wird nur gehandelt, wenn zum Wollen die Tat kommt. Wird andererseits die Sache hinausgeschoben, dann könnte die Sache zu ungünstiger Zeit abrollen, weil sich unsere Leute nicht mehr zurückhalten lassen. Dazu kam, daß Scheubner (Dr. v. Scheubner-Richter, der Beauftragte Hitlers. D. Verf.) mir mitteilte, Lossow habe sich geäußert, wenn jetzt der Norden nicht selbst losschlägt, ist die Separation unvermeidlich... Darum schien mir die Lage so: Wenn der Norden den Anstoß gibt, ist die Sache gut. Wenn er das nicht tut, dann kommt vielleicht der Anstoß von einer anderen Seite, die die Dinge in ein anderes Wasser hineinfließen läßt. Es blieb daher nur die einzige Möglichkeit, selber den Anstoß zu geben..."
Daß ein Kampf mit dem marxistischen Berlin unvermeidlich sei, war damals die eisenharte Überzeugung des gesamten oppositionellen Deutschlands, ob es nun um Kahr oder um Hitler oder um norddeutsche Führer geschart war. Aber allein Adolf Hitler zog die klaren Folgerungen. Der Aufstand, den er zur Säuberung des Reichs zu

unternehmen entschlossen war, mußte zugleich die drohenden Versuche niederschlagen, ein Unternehmen zur Lockerung des Reichs in die Wege zu leiten.
In den ersten Novembertagen fand eine Besprechung zwischen Hitler, Göring, Röhm und Alfred Rosenberg in der Wohnung von Dr. von Scheubner-Richter statt. Hierbei stellte Adolf Hitler, einer Anregung Rosenbergs folgend, zunächst in Aussicht, die Aktion gelegentlich einer Parade vor dem bayerischen Kronprinzen in der Marschallstraße durchzuführen. Dazu kam es jedoch nicht, weil die Parade durch starke Polizeiaufgebote geschützt wurde, so daß eine Überrumpelungsmöglichkeit nicht mehr bestand. Blutvergießen aber wollte Adolf Hitler, soweit nur irgend möglich, vermeiden.
Am 7. November rief Adolf Hitler zwei seiner wichtigsten Unterführer, darunter den militärischen Leiter des Kampfbundes, Oberstleutnant Kriebel, zu sich und beschloß endgültig mit ihnen, in der bedrängten Lage den Anstoß zu der Lösung zu geben, die im gesamtdeutschen Interesse lag. Kriebel erklärte später: „Es handelte sich darum, den drei Zauderern die Tür aufzumachen. Wir wollten den drei Leuten, die am Sprungbrett standen, einen kleinen Stubbs geben, damit sie ins Wasser sprangen, das ihnen zu kalt erschien."
In großen Zügen wurden an diesem 7. November die Planung des Unternehmens durchgesprochen und die militärischen Vorbereitungen festgelegt; an die Unterführer des Kampfbundes gingen Mobilisierungsbefehle für die Verbände hinaus, ohne daß diese freilich schon wußten, wofür sie aufgeboten werden sollten. Als Zeitpunkt für das Unternehmen wurde der 8. November bestimmt.

Am 8. November jährte sich zum fünften Male der Tag, an dem die Revolte der Schande über Deutschland hereinbrach: das war ein Omen, das zur Verpflichtung werden konnte. - Und am 8. November hielt Kahr, umgeben von allen Würdenträgern der bayerischen Landeshauptstadt, eine große Kundgebung mit einer Rede gegen das Weimarer System ab. Eine Gelegenheit, die man nützen mußte, wie jede Gelegenheit, die die Gunst der Stunde bot. Am 8. November, da wieder nur Worte hinausgesandt werden sollten in die fiebergeschüttelte, hungernde, wartende deutsche Welt, würden die Worte sich endlich zur Tat wandeln. Unerschütterlich war Adolf Hitlers Entschluß.
Die Versammlung im Bürgerbräukeller ist so überfüllt, daß die Menschen zwischen den Stuhlreihen stehen. Dabei handelt es sich nicht um eine eigentliche Massenversammlung. Geladen ist, was Rang und Namen hat: Offiziere der alten und der neuen Armee, Würdenträger aus den Ministerien und den Behörden, Professoren der Hochschulen, die Vorsitzenden der nationalen Verbände, Männer von Gewicht und Einfluß, die alle für Kahr zeugen sollen, dem man in dieser Versammlung eine Huldigung darbringen will, eine demonstrative Rückendeckung zugleich in seinem Kampf gegen Berlin. Uniformen blinken, hinter blanken Gläsern sitzen kluge Augen, unter weißhaarigem Schädel steigt manch heißer Gedanke für Deutschland auf, manche Sehnsucht nach jener alten Zeit der unerschütterten Ordnungen.
Aber in anderen Sälen der Stadt sammelt sich zur gleichen Stunde eine brennende Jugend: Schlosser, Studenten, Maurer, Kaufleute, einstige Soldaten. Sie kennen keine alte Zeit der gesicherten Ordnungen. Sie kennen nur den erbitterten Kampf jedes einzelnen Tages, durch den man sich verbissen durchfretten [=durchschlagen] muß. Ihre Uniformen sind zerschlissen, alte Waffenröcke, die schon in Flandern gelegen haben, und schäbige Windjacken, die bei nächtlichen Übungen der Regen ausgewaschen hat. Und die Träger dieser Uniformen besitzen nur eines: den wachgerüttelten Glauben, der voll Bereitschaft, voll Hoffnung und voll Gehorsam ist.
Im Bürgerbräukeller begrüßt ein Kommerzienrat in donnernder Rede den Generalstaatskommissar, der über die „deutschen Menschenrechte" sprechen will. Klingt dieser Titel nicht recht gelehrt? Unberührt von den Nöten einer Zeit, da die Menschen in ihren Gedärmen den Hunger spüren? Aber der Kommerzienrat ruft dem Mann mit dem sehr gescheiten Thema dennoch sein Grußwort wie eine Huldigung zu: „Exzellenz, seien Sie uns der Führer in ein neues, besseres, schwarz weiß rotes Deutschland!"
Und gleich nach den ersten Sätzen gibt Kahr auf den Ruf die Antwort, seine gewohnte anspruchsvolle Antwort, die mit einer ungeheuren Verantwortung den beläd, der sie erteilt: „Heute ist mehr denn je die starke Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, ihre Eingliederung und Unterordnung unter die Staatsautorität von ausschlaggebender Bedeutung." Und das ist das Grundmotiv seiner Politik: der Führer bin ich, die Befehle gebe ich, die Macht ist bei mir, die Entschlüsse treffe ich - die anderen sind Gefolgschaft, höchstens noch Trommler...
Sehr hoch greift dieser Anspruch. Aber allzuoft schon war er geäußert und doch durch keine Tat gerechtfertigt worden. Ist er auch diesmal nur Redefloskel, die die Hoffnung einnebelt, statt sie durch Entscheidungen zu erfüllen? Doch während Kahr von Führung, Entscheidung und Wandel spricht, steht die Entscheidung schon an der Schwelle der Tür. Aus der Stadt sind bewaffnete Sturmabteilungn der Nationalsozialisten angerollt und schicken sich an, in aller Stille den Bürgerbräukeller auf seinen Gartenseiten abzuriegeln. Und Kahr redet, er redet so akademisch, wie es sein Thema mit sich bringt. Das sorgfältig ausgearbeitete Manuskript, das zur gleichen Stunde schon durch die Druckmaschinen der bürgerlichen Zeitungen läuft, ist wissenschaftlich und kühl wie eine kluge geisteswissenschaftliche Seminararbeit, die einwandfreie Leistung eines tüchtigen Referenten, der alles Lob verdient... Aber wohin ist das Stöhnen der hungernden Massen draußen in den Ecken und Winkeln der großen Städte verbannt? Wo hallen die Schüsse wider, die Tag für Tag die Reichswehr in hungernde und plündernde Demonstrantenhaufen schicken muß? Und wo brennen die Feuer, die die Jugend in ihren Herzen angezündet hat, damit das Reich geläutert aus solchen Bränden auferglühe? Von alledem spiegelt sich in der Rede des Herrn v. Kahr

nichts wider. Man hat ja hochgebildetes Publikum vor sich, das man mit Geistesgeschichte beim Intellekt packen muß: was soll man sich da noch um Leidenschaften bemühen, die nur das Volk kennt und nicht diese vermessene Reputierlichkeit hier im Münchener Bürgerbräukeller.
Draußen beziehen die Absperrungsmannschaften ihre Stellungen. Drinnen im Saal liest Kahr Formulierungen über die ewige Staatsidee ab. Drinnen verhält sich eine Versammlung wohlerzogener Menschen sehr aufmerksam. Draußen klirrt dann und wann ein Stiefel gegen einen Stein, ein Gewehrschaft gegen die Mauer.
Und wie nun Kahr aus seinem Manuskript einen Satz herausliest, der zum erstenmal vor Jahren in den Versammlungen Adolf Hitlers aufgetaucht ist, indes die beamteten Herren sich höchlich entrüsteten - wie nun Kahr Hitlers tiefe Einsicht hinunterredet in den Saal von Menschen: „Auch der stärkste und mit der größten Macht ausgestattete Staatsmann kann das Volk nicht retten, ohne tatkräftige und von nationalem Geist getriebene Hilfe aus dem Volk -“ wie diese Worte hinflattern durch den Raum, entsteht am Saaleingang störend ein Geräusch. Halblauter Wortwechsel, Gedränge, Unmut. Adolf Hitler steht dort, neben ihm seine Begleiter, Ulrich Graf, Alfred Rosenberg und Dr. v. Scheubner-Richter. Plötzlich wird die Tür mit lautem Krach aufgerissen und ein Maschinengewehr in den Saal geschoben, bedient von dem aktiven Kriminalkommissar der bayerischen Polizei, Pg. Gerum, in feldgrauer Uniform.
Und nun zwängt sich durch die dichtgescharten Massen mit gezogenen Pistolen ein kleiner Trupp gegen das Rednerpult vor, die Menschen auseinanderschiebend, ein durchbrechender Keil, den zielbewußte Entschlüsse treiben. Kahr stockt erschreckt. Die Versammlung springt auf. An den Wänden hinten steigt man auf die Stühle. Unwille knurrt, Angst ist da - und plötzlich erkennend irgendwo ein Ruf: „Hitler! Heil Hitler!“
Da ist er schon vorne mit seinen Getreuen, mit Rosenberg, Scheubner-Richter und Graf, ist vorne bei dem erblaßten Redner, steigt auf die Bühne winkt Ruhe - und als sich das Summen der Unsicherheit der Frage nicht legt, feuert er einen Schuß gegen die Decke des Saals, damit er gehört werden kann. Staunen und bange Frage in allen Gesichtern. Die dünne Rauchwolke des Schusses zergeht. Und aus höchster Spannung geschrien, füllt ein schwingender Ruf den Raum:
„Die nationale Revolution ist proklamiert!“
Und während die Versammlung sich noch um Verständnis bemüht, was denn eine neue Revolution solle, nachdem man doch unter den Folgen der marxistischen so schwer leide, jagen der ersten Verkündung klirrende Sätze nach: „Die bayerische Regierung und die Reichsregierung sind abgesetzt. Eine provisorische Reichsregierung wird gebildet. Die Kasernen der Landespolizei und der Reichswehr sind besetzt, Reichswehr und Landespolizei rücken bereits unter den Hakenkreuzfahnen heran...“
Es ist kein Zweifel: die Versammlung, die doch zusammengeströmt ist, um Kahr zu huldigen, bleibt in der Ratlosigkeit der ersten Augenblicke befangen. Unausgesprochen hängt in allen Augen die Frage, wie denn der Abgott Kahr sich zu dieser Sache stelle. Doch Kahr wird eben, zusammen mit General v. Lassow und Oberst Seisser, zu einer Unterredung in das Nebenzimmer gebeten.
Die Unterredung hat nur kurze Zeit gedauert. Im Hitler-Prozeß haben die Herren Kahr, Lossow und Seisser ausgesagt, daß diese Spanne unter dem Zeichen der Pistole gestanden hätte und daß sie selber diesem Zwang nur durch „Komödiespielen“, durch Scheinzusagen mit der Absicht, sie nachher zu verleugnen, hätten begegnen können. In Wirklichkeit muß die Unterredung unter einem ganz anderen Zwang gestanden haben: unter der beschwörenden Kraft von Adolf Hitlers Worten, Hitlers lohendem Glauben, Hitlers Willen zur Tat - und unter der sehr realen Nötigung der politischen Lage, in der sich die drei Herren selber seit Wochen befanden. Seit Wochen bestand jede Handlung der bayerischen Staatsgewalten in Auflehnungen, Verstößen, ja Meutereien gegen die gültige Weimarer Verfassung. Seit Wochen wurde die klare Entscheidung vor dieser Lage - entweder offener, gewaltsamer Bruch mit der Regierung Stresemann-Ebert oder kümmerliche Kapitulation - ängstlich hinausgezögert. Nun zerriß der Führer die übermäßige Spannung und stellte die Lage klar: „Ein Zurück gibt es nicht mehr, oder wir gehen zugrunde.“
Die drei Gefragten müssen sich vor dieser Entscheidung gedreht und gewunden haben. Waren sie ihrer tiefsten Natur nach eben doch nur Zauderer? Von Kahr hatte keiner, der urteilen konnte, eigene politische Entschlußkraft erwartet. Lossow hatte ein Musterbeispiel bürgerlicher Haltung gegeben, als er das berühmte Wort prägte, nur dann könne er an einer Sache teilnehmen, wenn er 51 Prozent Sicherheit für ihr Gelingen schon vorher im Notizbuch ausrechnen könne. Seisser war ein unpolitischer Offizier. Lag es nicht nahe, daß ihnen der hohe Mut zum Wagnis - der einzige Mut, der große Geschichte bildet - abging? Besonders, wenn noch andere Pläne, weniger entschlossene, weniger auf harte Auseinandersetzung eingestellte und weniger auf einen Säuberungskampf ausgerichtete, im Hintergrunde wachgehalten wurden?
Der Führer greift, um in diesen Unklarheiten eine eindeutige Stellungnahme zu erzwingen, zu einem Mittel, das er fortan immer wieder anwenden sollte, sobald ein wichtiger Entschluß in das innerste Leben der Nation hineingreift: er legt seinen Entschluß dem Volke zur Prüfung vor. Hier freilich, in diesen knapp geballten Minuten der Entscheidung, ist das Volk nur durch die kleine Versammlung vertreten, deren Gesicht sich durch das Hereinströmen von Nationalsozialisten etwas verändert hat. Immerhin ist das Ja einer Versammlung entscheidend für das Ja der Zauderer, die aus der Kraft des eigenen Herzens den Entscheid nicht wagten.
Hitler tritt vor die Versammlung, die noch immer von Fragen nach dem Sinn der rätselhaften Vorgänge durchstürmt ist und in der manch unterirdisches Gefühl der Abneigung brodelt, und hält vor ihr eine zweite Rede. Er gibt die

Männer der neuen Regierung bekannt. Er reißt vor aller Augen hart und grausam den Vorhang entzwei, der den Sinn dieser Stunde noch für viele verhüllt. Und er vollbringt das Wunder, mit einigen knappen Sätzen die kritische und argwöhnische Stimmung der Versammlung so in ihr Gegenteil zu wandeln, daß diese am Ende wie ein brausendes Meer der Zustimmung ihm entgegenbrandet. Im Prozeß hat später ein Zeuge gesagt, daß er so etwas noch nie erlebt habe. Adolf Hitler beginnt:
„Heute vor fünf Jahren wurde die größte Schandtat begangen, die unser unglückseliges armes Volk in dieses maßlose Elend gestürzt hat. Heute, nach fünf Jahren, muß der Tag sein, da sie beendet wird. Ich schlage deshalb folgendes vor:
Eine bayerische Regierung wird gebildet. Ich schlage als Landesverweser Herrn von Kahr vor.“ Da zerbricht die Ratlosigkeit der Versammlung, die um Kahrs Schicksal gebangt hat, in hellem Jubel und Adolf Hitler ruft:
„Die Regierung der Novemberverbrecher in Berlin wird für abgesetzt erklärt, Ebert wird für abgesetzt erklärt!“ Neuer aufschwellender Jubel. „Eine deutsche Nationalregierung wird in Bayern, hier in München, heute noch ernannt. Es wird sofort gebildet eine deutsche Nationalarmee!“
Nun stimmen alle, auch die Zögernden, zu. Adolf Hitler fährt fort: „Ich schlage deshalb vor: Bis zum Ende der Abrechnung mit den Verbrechern, die heute Deutschland zugrunde richten, übernehme die Leitung der Politik der provisorischen Nationalregierung ich!“
Aber nun sind in den Gesichtern die alten zweifelnden und hochmütigen Fragen, wie dieser frühere Maurer, Maler, dieser bloße Redner denn so maßlos über sein eigentliches Amt, bloßer Trommler zu sein, hinausgreifen könne. Doch schon ersticken die Fragen in neuer Zustimmung: „Exzellenz Ludendorff übernimmt die Leitung der deutschen Nationalarmee. General v. Lossow wird deutscher Reichswehrminister. Oberst von Seisser wird deutscher Reichspolizeiminister.“
Da geht der Schimmer echter Freude über alle Gesichter. Denn nun haben sie sich endlich gefunden, die um die Erneuerung des Reichs bisher immer nur an getrennten Fronten gerungen haben! Wer will im Rausch dieses Erlebens ungläubig abseitsstehen, wenn von diesem glühenden Menschen da droben, der so ungebärdig, so unberechenbar und doch so mitreißend gläubig ist, nun im Tone ernstester Sorge an sie alle eine Frage gerichtet wird, deren Beantwortung Geschichte bilden kann? Sehr tief greift Hitlers Frage: „Draußen sind drei Männer - bitterschwer wird ihnen der Entschluß - Sind Sie einverstanden mit dieser Lösung der deutschen Frage? Was uns führt, ist nicht Eigendünkel und Eigennutz, sondern den Kampf wollen wir aufnehmen in der zwölften Stunde...“ Es ist eine beschwörende Stimme, die sich in die Herzen zwingt, als wäre keine Schranke mehr vor ihr geschlossen. Und brausend schlägt das Ja, der Rausch der Zustimmung, die Ekstase einer Schar von Verwandelten in das Nebenzimmer hinein, als Hitler wieder die Tür hinter sich schließt...
Es hat dann nicht mehr lange gedauert, bis die drei Herren ihre Zustimmung gaben. Ludendorff, im Kraftwagen herbeigeholt und kurz unterrichtet, ist unmittelbar nach Hitlers Rede gekommen und hat sich sofort hinter den Führer gestellt: „Gehen Sie mit uns, tun Sie das gleiche!“ fordert er Lossow und Seisser auf. Die beiden Offiziere haben zuerst ihre Zustimmung gegeben, beide nach den Aussagen verschiedener Zeugen in tiefer Rührung, Kahr jedoch hat länger nach dem Entschluß getastet, sich dann aber auch vorbehaltlos zu den anderen gesellt, freilich mit dem Bemerken, daß er die Landesverweserschaft als Statthalter der Monarchie annehme. Aber was wiegt dieser Vorbehalt, wenn es um die große Säuberung Deutschlands geht!
Dann werden die Erklärungen draußen im Saal, vor offener Versammlung, im Angesicht Tausender, im Angesicht kritischer, beobachtender, kluger Menschen feierlich wiederholt. Kahr als erster. Danach tief erschüttert Hitler: „Den Dank an Kahr brauchen wir heute nicht auszudrücken, er ist in diesem Augenblick in die Geschichte des deutschen Volkes eingegraben. Und ich will jetzt das erfüllen, was ich mir heute vor fünf Jahren, als ich als blinder Krüppel im Lazarett lag, gelobte: nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis die Verbrecher des Novembers 1918 zu Boden geworfen sind, bis auf den Trümmern des heutigen jammervollen Deutschland wieder auferstanden sein wird ein Deutschland der Macht und der Größe, der Freiheit und Herrlichkeit!“
Die anderen Herrn schwören sich nun knapp der neuen Front zu. Und dann kommt ein Bild, das den Tausenden ans Herz greift, weil sie nun alle erfüllt sehen, was seit Monaten vergebliche Hoffnung schien: Kahr und Hitler stehen lange Hand in Hand, Kahr mit Tränen in den Augen, Hitler straffe, Glauben ausstrahlend. Und wie zur Beteuerung legt Kahr noch die linke Hand auf den Bund der beiden rechten. Noch einen einzigen geballten Satz spricht der Führer, der die Massen hochreißt von den Sitzen, und nun brandet der Gesang an den Wänden des Saals empor, schwingt auf die Straße hinaus, jubelt in alle Stuben hinein, in die Winkel und Höfe der Stadt, in die durstenden Herzen der deutschen Menschen, die schon den Glauben an einen Sinn des deutschen Schicksals aufgeben wollen, das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles.“

Ludendorff vertraute Kahr, Lossow und Seisser, als er sich ohne den Führer im Beratungszimmer des Bürgerbräukellers befand. Adolf Hitler war zur Kaserne des Infanterie-Regiments 19 gefahren. Dort war sein persönliches Eingreifen notwendig geworden, weil sich dieses Regiment geweigert hatte, die Tore der Revolution zu öffnen. In den folgenden Minuten entschied sich das weitere Schicksal. Kahr, Lossow und Seisser versicherten dem General Ludendorff in ihrer Eigenschaft als deutsche Offiziere ehrenwörtlich, daß sie jetzt alle Maßnahmen

zur Durchführung der feierlich gelobten Maßnahmen treffen wollten, und begaben sich, nachdem dieses Bündnis nun auch zwischen Ludendorff und ihnen durch Handschlag besiegelt worden war, zu ihren Dienststellen.
Wenige Stunden nach diesem Augenblick aber war über Deutschland Kahrs Funkspruch hingeflogen: „Generalstaatskommissar von Kahr, General von Lossow, Oberst von Seisser lehnen Hitlerputsch ab. Mit Waffengewalt erpreßte Stellungnahme in Bürgerbräuversammlung ungültig."
Während München noch sang, immer freudiger, aus immer tieferen Schichten des Herzens heraus, während man in der Stadt die Fahnen aufzog, während man im Bürgerbräukeller, dem nationalsozialistischen Hauptquartier, fieberhafte Zurüstungen betrieb, die errungene Macht zu sichern, rief in den Kasernen großer Alarm die Truppen unter Gewehr.
Kahr, Lossow und Seisser waren vom Bürgerbräukeller aus unbehelligt in die Stadt gefahren, und jedermann hatte geglaubt, sie würden die besprochenen Pläne mit dem roten Berlin nunmehr in Angriff nehmen. Aber sie hatten Entschlüsse und Ehrenworte abgestreift wie ein lästiges gewordenes Kleid, und ebensowenig wie sie die Entscheidung zur vielberedeten und oft beschwätzten Tat von selber gewagt hatte, wagten sie jetzt, da der härtere Wille eines Stärkeren nicht mehr neben ihnen stand, für ihren beschworenen Entschluß einzustehen. Sie sprangen ab.
Doch sie verheimlichten diesen Wandel den anderen. Damit ließen sie zu, daß diese, getreu der Abrede, ihre Scharen mobilisierten, die Schulter an Schulter mit den Truppen des Staates marschieren sollten, nun aber in deren Salven hineinmarschieren würden, ohne von diesem furchtbaren Wechsel zu wissen.
Während der Nacht vom 8. zum 9. November zeigt es sich, daß alle Versuche, mit Kahr und den beiden Militärs in Verbindung zu kommen, erfolglos bleiben. Ferngespräche treffen die Gerufenen nicht an, Abgesandte kehren ergebnislos zurück - und so sichert allmählich der unfaßbare, ungeheuerliche Argwohn in die Gedanken, daß hier an irgendeiner Stelle ein Verhängnis, wenn nicht gar eine Unredlichkeit im Spiele sei. Schon bestätigen neue Meldungen diesen fürchterlichen Verdacht: Verbände des Kampfbundes seien von Truppen des Staates entwaffnet und festgesetzt worden; vor den Kasernen stehe Polizei unter Gewehr; Verbindungsoffiziere, die man in die Kasernen der Reichswehr schickte, damit sie Lossow fänden, kehren überhaupt nicht wieder, so daß wohl nichts anderes mehr übrigbleibt, als sich die grausame Erkenntnis einzupeitschen, sie seien zurückgehalten worden. Je greller aber sich dieser Gedanke in die Gehirne reiße, desto klarer wird es, daß Welten zusammenbrechen. Nicht nur das Unternehmen, für das man kämpfen und sterben wollte, weil Deutschlands Schicksal daran zu hängen schien, sondern auch andere Dinge: der Glaube an ein gegebenes Wort, der Glaube an Ehre und Treue und Waffenbrüderschaft, der Glaube an die ehrwürdigsten Tugenden von Männern. Gegen den grauenden Morgen zu kann man nichts anderes mehr annehmen, als daß eine Kluft aufgerissen ist, an der das Unternehmen zu scheitern droht. Einzig die Frage bleibt vor dieser Bitterkeit noch offen, wie die Bewegung zu retten sei, nachdem der Versuch zur Erhebung zerschlagen ist. Und man kann die Bewegung nur retten, wenn man mit den letzten Mitteln noch einmal versucht, das Volk mit sich zu reißen.
Aus solchen Überlegungen heraus kommt es in den Mittagsstunden des 9. November zu dem Marsch in die Stadt, in die Geschoßgarben an der Feldherrnhalle. Vor dem Bürgerbräukeller sammeln sich die Kampfbundtruppen in Marschkolonne. Strenge Befehle ordnen das Entladen der Gewehre an. Nicht Gewalt soll dem Marsch das Gesetz aufdrücken, sondern die Treue, der unverschüttete Wille zur Zukunft, der lohende, singende, fordernde Glaube an ein Dennoch und an ein Morgen, das keinen Treubruch kennt.
Die Kolonne marschiert und singt. Am Straßenrand stehen winkende Menschen und singen mit. An der Spitze des Zoges ziehen mit Hitler und Ludendorff die Führer der Bewegung, Bahnbrecher, Breschenschläger, Getreue auch in den entscheidenden Stunden: Graf, Göring, Rosenberg, Streicher, Weber vom Bund Oberland, Dr. v. Scheubner-Richter, Schickedanz und viele andere, deren Namen heute bekannt sind. Auch die Fahne ist an der Spitze, die heute die heilige Blutfahne der Bewegung ist. Ihr Knattern klingt manchmal wie Taktschlag in den Männergesang hinein. Am Marienplatz vor dem Rathaus ist schier kein Durchkommen, so dicht stehen ergriffene Menschen Kopf an Kopf. In den engen Straßen um das Rathaus drängen sich gleiche Massen. Immer schließt sich der rauschende Klang ihrer Lieder gleich einem hüllenden Mantel um den Zug. Immer ist die Gewißheit da, daß das entflammte Herz dieser Stadt dem Nationalsozialismus gehört, und nicht den anderen.
Als der Zug sich dem Ende der Residenzstraße nähert, tritt ins Blickfeld der Marschierenden jenseits des Odeonsplatzes die Ludwigstraße, Münchens prächtige Triumphstraße. Soll dort, umlodert vom Jubel der Masse, der Zug enden, den Sieg des Glaubens auch in der Stunde verkünden, da aller Glaube hinsterben möchte? „O Deutschland hoch in Ehren", singen die Marschierenden und das Volk am Straßenrand, „Du heiliges Land der Treu."
Aber als der Zug an der Feldherrnhalle einbiegen will auf den Odeonsplatz, geben die Machthaber auf alle Träume von Glauben und Sieg über die Seele des Volkes die kaltblütige Antwort. Plötzliches Salvenfeuer einer Polizeiabteilung und eines Panzerwagens, das in den enggeschlossenen, ahnungslosen und ungewarnten Zug fetzt, reißt Dutzende der singenden jungen Deutschen auf das Pflaster, fegt bellend durch den hundertfachen Schrei des Entsetzens, schlägt die Klänge des stolzen Liedes in Trümmer, erstickt sie vollends im Stöhnen der Fallenden...
Immer noch singen sie weit hinten „Du heiliges Land der Treu", aber vorne stöhnt einer irr und wild über sein verrinnendes Blut hin: „Sie schießen auf Schwarzweißrot" - und stirbt. Die Fahne liegt auf dem Asphalt, ihr Fähnrich über ihr und färbt ihr Rot noch tiefer und leuchtender und weher...

Und unaufhörlich weht aus der Ferne das Lied über den Ort des Grauens: „Du heiliges Land der Treu."

Am 9. November 1923 sind unter deutschen Kugeln 18 junge deutsche Menschen für Deutschlands Wiedererstehen den Kriegertod gestorben. Adolf Hitler blieb nur darum von der Salve verschont, weil sich im Augenblick der Abschüsse sein Begleiter, Ulrich Graf, vor ihn geworfen hatte, um ihn zu decken; von Kugeln durchsiebt, hat der Treue dem deutschen Volk den Führer gerettet. Niemals darf das vergessen werden! Etwa dreißig Schritt vor der Front her schritt Pg. Julius Streicher und rief der Landespolizei zu: „Nicht schießen! Ludendorff marschiert mit uns!" Ludendorff ging unversehrt durch das Feuer auf die schießende Schützenlinie zu. Doch neben Adolf Hitler fiel Dr. von Scheibner-Richter, und Hermann Göring, damals Führer der S. A., wurde schwer verwundet. Unter dem Kugelregen hindurch wälzte er sich in eine naheliegende Apotheke und gab von hier aus die Rückzugsbefehle für die S.A. Im Stöhnen der Sterbenden neigte sich der Tag.
Über der Stadt, die den heranmarschierenden deutschen Revolutionären ihren Jubel entgegengesungen hatte, lag dann eine Weile dumpfes Grauen. Bald aber erlebten die Regierungsmänner, die geglaubt hatte, mit Salvenfeuer siegen und triumphieren zu können, eine unerwartete Verwandlung in der Seele des bayerischen Volkes. Noch am Abend des 9. November durchzogen Tausende die Stadt, und der überall aufbrausende Gesang vaterländischer Lieder war ein einziger Riesenprotest gegen die verräterischen Machthaber in München und Berlin. Die siegreichen Regierungsmänner fanden sich in einer Zone eisiger Einsamkeit, gegen die nur der Volkszorn anlief.
Der Marsch zur Feldherrnhalle hätte nach den ursprünglichen Plänen mit friedlichsten Mitteln die Massen für den Nationalsozialismus gewinnen sollen. Nunmehr aber, da sich die friedliche Absicht zerschlagen hatte und auf dem Asphalt Opfergänger ihres Glaubens lagen, gewann der Todesmarsch seinen Sieg in jene tieferen Schichten der Seele, die ein bloßer Demonstrationszug niemals erreicht. Nicht mehr zum Jubel und zur Begeisterung wurden die Massen in der nachfolgenden Zeit aufgerufen, sondern zum Höchsten: zur Treue und zum Bekenntnis.
Achzehn junge Leben waren erloschen, und dennoch war der 9. November ein Sieg. Adolf Hitler hat in seiner Schlußrede in großen Prozeß Worte gesprochen, die ewig denkwürdig bleiben werden: „Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre dann mißlungen, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte: Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind auf dem Gewissen. Aber das darf ich versichern: es ist keine Mutter gekommen. Tausend andere sind gekommen und haben sich in unsere Reihen gestellt.. Das ist das sichtbare Zeichen des Gelingens vom 8. November, daß in seiner Folge sich die Jugend wie eine Sturmflut erhebt und sich zusammenschließt..."
So waren diese Tage, der 8. und 9. November, eine erste drohende Mahnung, die sehr ernste Ankündigung eines bis zur Entscheidung vortragenden Kampfes gegen die in Deutschland herrschenden neuen Gewalten. Schon damals war zu erkennen gewesen, daß die Weimarer Republik aus der Kraft ihrer eigenen Mittel und eigenen Ideen diesem Sturm nicht begegnen konnte. Die Biographin des damaligen Reichskanzlers Stresemann erzählt, daß Stresemann noch in der gleichen Nacht eine Kabinettssitzung einberufen hatte, weil ihm war, als breche die finis Germaniae, der Untergang der Republik, herein.
In ihrer ganzen Ratlosigkeit saßen die verschlafenen Minister da, die man aus den Betten geholt hatte, bedrückt und nur mit flüsternden Stimmen. Einer der bedeutendsten Männer in diesem Kabinett aber fehlte. Es war Unruhe und Sorge da, weil gerade er fehlte. Da öffnete sich die Tür - und ließ plötzlich einen Gang frei, als ob alle instinktiv zurückgewichen wären. General von Seeckt ging durch das unwillkürliche Spalier der Erwartung, groß, schmal, in der enganliegenden, feldgrauen Uniform, ohne jede Spur des hastigen Aufbruchs... In dem unbeweglichen Gesicht zuckte keine Muskel. Alle Blicke, die sich ängstlich forschend an ihn hefteten, prallten an der steinernen Maske ab. Dann berichtete Stresemann. Seine Stimme war schon längst verhallt - und General von Seeckt schwieg noch immer... Durch die Anwesenden jagte das ängstliche Gefühl, als ob ihre ganze Erregung, die Furcht, die sie schüttelte, die Sorge um das Morgen, die an ihren Nerven riß, diesen Mann nichts angingen... Ebert hielt es nicht länger aus. Er sprang auf und lief erregt durchs Zimmer. Seine Stimme hatte einen leisen Ton der Heiserkeit, als er die Frage stellte, die in jedem Hirn rumorte: „Und die Reichswehr, Herr General, hält sie zum Reich oder zu Bayern?" Seeckt sah den Sprechenden an. Eine blaue Flamme schoß plötzlich in seinem Blick auf und war wieder verschwunden. „Die Reichswehr hält zu mir, Herr Präsident."
Am anderen Tag war General v. Seeckt zum Inhaber der gesamten vollziehenden Gewalt im Reich bestellt. Das bedeutete: in einer Stunde, da sie vor einer Entscheidung stand, hat die Weimarer Republik mitsamt ihren tönenden, lärmenden, schellenlauten Grundsätzen von Freiheit und Parlament und Volkswillen kläglich kapituliert und sich wieder hinter die Gewehre eines Soldatentums geflüchtet, das offiziell keinen Kurswert mehr besaß. Immer wieder sollte es auch fortan so sein, auch in der besser konsolidierten Republik der späteren Jahre: wenn sie ihre eigenen parlamentarischen Grundsätze zu einem Waffengang stellen sollte, der Entscheidungen bringen konnte, brachen ihre freiheitlichen Theorien zusammen, und sie rief die Gewalt: Polizei, Notverordnungen, Gummiknüppel, Gewehre. Der 9. November hätte gewiß, auch wenn er äußerlich gelungen wäre, das Dritte Reich noch nicht gebracht. Aber schon dieser Teilkampf im Ringen um das Reich hatte gezeigt, daß das System von Weimar seine verderbliche Politik auf einer brüchigen Grundlage trieb und in sich selber, seinen eigentlichen Ideologien, keine tragenden Stützen besaß.
Der 9. November hat schließlich den bayerischen Separatismus in seinen gefährlichsten Formen für immer zerschlagen. Kahr und seine Leute hatten seit Wochen den Marsch auf Berlin - ihren eigenen Marsch auf Berlin -

planmäßig vorbereitet, anders in ihren Zielen als Adolf Hitler, der doch an sich die gleiche Parole verkündete. Sie hatten Steuergelder für Bayern zurückbehalten, sie hatten Reichsbankgelder für Bayern beschlagnahmt, sie hatten an der nördlichen Grenze Bayerns legale und illegale Truppen Stellung beziehen lassen, sie hatten für den 12. November Pläne im Hintergrund, die sie Adolf Hitler, dem Partner vieler Besprechungen, sorgsam verschwiegen. Entscheidungen waren zu jeder Minute fällig - Entscheidungen gegen das Reich. Als aber Adolf Hitler seine Entscheidung - die Entscheidung für die Gewinnung des Reiches - in den Vordergrund schob, waren die gefährlichen Pläne der anderen für immer durchkreuzt. Der bayerische Partikularismus mußte nun alle geheimen und halbgeheimen Absichten fallen lassen. Kaum war der Zug der deutschen Revolution an der Feldherrnhalle zusammengeschossen, da geschah es, daß die Machthaber Bayerns, die sich seit Monaten nur als Rebellen gegen das rote Berlin gebärdet hatte, vor diesem gleichen Berlin zu Kreuze krochen und huldigten. „Der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich ist jetzt beglichen“, schrieb die Presse. Und über dem Blut der Erschossenen warfen sich die wiederversöhnten Gegner die Bälle ihres Einverständnisses in Gestalt von Erklärungen zu, die den besiegten Nationalsozialismus beschimpften. „Trug und Wortbruch ehrgeiziger Gesellen“ rief Kehr, der Statthalter einer eingebildeten weißblauen Monarchie, und neigte sich vor den Herren der schwarzrotgoldenen Republik. „Eine bewaffnete Horde hat sich angemaßt, Herrn Hitler, der erst vor kurzem die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hat, zum Leiter der Geschicke Deutschlands zu bestimmen“, zeterten, obendrein schlecht unterrichtet, Ebert und Stresemann und blickten verzeihend auf das demütige Bayern herab, das eben noch als der Sitz aller schwarzweißroten Gefahren gegolten hatte. Nun war es klein und kläglich geworden. Nun bettelte es darum, wieder in Gnaden angenommen zu werden.
Die Bitte wurde erfüllt. Ebert der Marxist, Stresemann der Liberale, Josef Wirth der Klerikale öffneten den reuigen Sündern aus dem noch klerikaleren Süden milde die Arme. Und unverwischbar schieden sich fortan die Fronten. Auf der einen Seite konsolidierte sich das „System“, die Einheitsfront all der bunten politischen Gruppen - roter, schwarzer, schwarzrotgoldener, weißblauer, jüdischer -, die ihr einziges Amt darin sahen, den schwankenden Weimarer Zustand zu verteidigen: Eine Front der Verlegenheit und der ewigen Angst. Auf der anderen Seite ging eine Saat auf, die ihre Wurzeln in das edelste Erdreich senkte, in tapfere Herzen.
Ganz von vorne hat der Nationalsozialismus wieder anfangen müssen - äußerlich. Aber was er errungen hatte, war die erste Bewährung. Denn wahrhaft hohe Werke beweisen sich erst, wenn sie mit Blut gekittet worden sind. Als der Marsch zur Feldherrnhalle in Schüssen und Tod zusammenbrach schien das Ende gekommen. Doch von der gleichen Stätte, die das erste heldische Opfer für den jungen nationalsozialistischen Glauben gesehen hatte, ging der neue nationalsozialistische Marsch aus: der Werbemarsch in die Herzen des erwachenden Volkes, der Siegesmarsch auf die Zinnen des Reichs.

Vom Wesen der Inflation
von
Dr. Fritz Nonnenbruch

Die Zeiten sind vorbei, da teils gehofft und teils gefürchtet wurde, der Nationalsozialismus würde in eine Inflation hineinschlittern. Der Nationalsozialismus kann seinem Wesen nach überhaupt keine Inflation machen. Die Inflation ist nämlich nicht nur eine zügellose Vermehrung des Notenumlaufs, sondern vor allem Ohnmacht des Staates.
Die Ohnmacht des Novemberstaates war es vornehmlich gewesen, die der deutschen Inflation der Jahre 1919 bis 1925 ihren besonderen Stempel aufgedrückt hat. Jener Staat konnte die Aufgaben, die sich aus der Art der Kriegsfinanzierung ergaben, ebensowenig lösen, wie er die Wirtschaft von der Erzeugung für den Krieg auf die für den Frieden umstellen konnte. Noch viel weniger vermochte er mit den Geldforderungen der Sieger fertig zu werden. Es war nur eine äußere Erscheinung, daß die Goldeinlösungspflicht der Reichsbank im Anfang des Krieges schon aufgehoben war, wenn es auch nicht gerade als übermäßig gescheit angesehen werden kann, daß man Reichsbanknoten mit dem Vermerk, sie könnten gegen Gold eingetauscht werden, im Verkehr umlaufen ließ.
An die Aufhebung der Goldeinlösungspflicht der Reichsbank knüpfte die Inflation äußerlich an. Der Staat deckte seinen Geldbedarf mit Schatzwechseln, für die die Reichsbank ihre Noten gab. Der alte Bremsmechanismus der Goldeinlösungspflicht war außer Kraft gesetzt. Denn besteht die Goldeinlösungspflicht, so können automatisch nicht mehr Noten ausgegeben werden, als die Reichsbank einlösen zu können glaubt. Außer dem gab es damals die Darlehnskassenscheine, Noten, die im Kriege ausgegeben waren, um dem gesteigerten Verlangen nach Kredit entgegenzukommen. Dieses Verlangen entsprang den Erfordernissen des riesigen Abwehrkampfes, den Deutschland mehr denn vier Jahre hindurch zu führen hatte. Hierzu war nicht nur das ganze Volk mobilisiert worden, sondern selbstverständlich auch die Wirtschaft und das mit ihr verbundene Geldwesen. Bei der Mobilisierung des Geldwesens hatte sich nun ein System von Notmaßnahmen herausgebildet, zu dem insbesondere die Aufhebung der Goldeinlösungspflicht der Reichsbank sowie die Ausgabe von Darlehnskassenscheinen gehörten.
Mit Beendigung des Krieges jedoch, mit der Demobilisierung des Heeres, des gesamten Volkes und der Wirtschaft hatte folgerichtig auch das Geld- und Kreditwesen vom Kriegszustand auf den Friedensstandard zurückgeführt, also ebenfalls demobilisiert werden müssen. Aufgabe des Staates wäre es allerdings dann auch gewesen, Hand in Hand mit der Eingliederung der aus dem Felde heimgekehrten Soldaten eine Politik der Wirtschaftsankurbelung zu treiben; eine Aufgabe, zu deren Lösung dem Novemberstaat aber sowohl der Wille als auch die Macht fehlten. Er behielt deshalb die Finanzierungsmethoden des Krieges für den Frieden bei, überschwemmte die Wirtschaft mit Krediten, und enthob sie dadurch der Notwendigkeit, streng zu rechnen. Ebenso, wie er sich dabei in gleichem Zuge der Aufgabe entzog, eine zielsichere Politik der Wirtschaftsankurbelung zu treiben, ließ er statt dessen die Notenpressen arbeiten, mit dem Erfolg, daß das schon im Kriege angegriffene Geld- und Kreditsystem allmählich vollkommen zerfiel. Mit dem Verzicht des Staates auf eine eigene Wirtschaftspolitik überließ er die Wirtschaft den Folgen einer ziellosen Steigerung des Notenumlaufes.
Daneben harrten noch andere Aufgaben der Lösung. Als wichtigste zunächst die der eigenen Staatsschulden, insonderheit der Kriegsanleihen, die man in Höhe von 98 Milliarden ausgegeben hatte, und der Kriegsgewinne. Die Bereinigung der Schuldenfrage hätte eines starken Entschlusses bedurft, zu dem der Novemberstaat jedoch nicht fähig war. Er ließ den Dingen ihren Lauf. Nur hinsichtlich der Kriegsgewinne schien es im Anfang, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. Es war, als er den krampfhaften Versuch machte, alle Kriegsgewinne, die ein gewisses Maß überschritten, einzuziehen.
Dagegen aber wehrten sich sofort die Parteien. Nicht nur jene kapitalistischen Kräfte, die die Verteidigung des eigenen Geldbeutels als eine „nationale" Pflicht betrachteten, sondern nicht minder auch das Zentrum und die Sozialdemokratie. Das Zentrum suchte nach Auswegen, um das Vermögen der katholischen Kirche zu sichern, und die Sozialdemokratie tat nach außen zwar so, als ob sie die Einziehung der Kriegsgewinne führend betreibe, schloß hinter den Kulissen aber mit den bürgerlichen Parteien Kompromisse, schon weil sie auf die jüdischen Kriegsgewinnler in den eigenen Reihen Rücksicht nehmen mußte. Man verhandelte endlos. Als der Reichstag dann schließlich ein Gesetz zur Einziehung der Kriegsgewinne annahm, das als „Reichsnotopfer" bekanntgeworden ist, war es zu spät.
Inzwischen hatten nämlich die Siegerstaaten ihre ungeheuerlichen Bargeldforderungen angemeldet. Dadurch war die Mark weiter stark abgeglitten, zumal jetzt Markscheine in großen Mengen an das Ausland verkauft wurden, nur um die Devisen für die auf ihren unerfüllbaren Forderungen bestehende Entente aufbringen zu können. Mehr aber als durch diese Maßnahmen sank der Markkurs durch die erhöhte Tätigkeit der Notenpresse. Das Reichsnotopfer, nunmehr fast zum Schemen geworden, konnte mit dieser entwerteten Mark leicht gezahlt werden. Die Kriegsgewinnler freuten sich, aber für Volk und Reich war das Resultat gleich Null.
Den vier größten Aufgaben gegenüber also: der Demobilmachung des Geldwesens, der Wirtschaftsankurbelung zwecks Überführung der Erzeugung für den Frieden, der Einziehung der Kriegsgewinne und der Wahrung des Wohles von Volk und Reich gegenüber den Forderungen der Sieger, hatte der Novemberstaat versagt. Er ertränkte diese Aufgaben in einer Flut von Papier, von bedruckten Noten, der Inflation!

In der Geschichte des Nationalsozialismus wird man an der Tatsache nicht vorübergehen können, daß Adolf Hitler von Anbeginn auch in dem Fragenkomplex, der sich auf die Inflation bezieht, mit Energie und Leidenschaft für das Wohl des deutschen Volkes gekämpft hat. Schon im Parteiprogramm wurde die Wegsteuerung der Kriegsgewinne, die wir nie mit dem sogenannten „Reichsnotopfer" verwechselt haben, gefordert. Darüber hinaus haben der Führer und seine Mitkämpfer in Wort und Schrift eindeutig erklärt, daß das Volk keinen Vorteil davon hatte, wenn es auf der einen Seite den Zinsen-und Tilgungsdienst der 98-Milliarden-Kriegsanleihe aufbringen mußte, um ihn auf der anderen im Zinsen- und Tilgungsdienst wieder zurückzuerhalten. Eine Feststellung, die aus der Erkenntnis heraus gemacht wurde, daß dies nur der äußere Vorgang war. In Bezug auf die inneren Zusammenhänge aber bewies der Führer, daß sich hier ein ganz anderes Bild ergab. Er machte klar, daß die Kriegsanleihestücke nur noch zu einem kleinen Teil — dessen Tilgung ohne weiteres möglich gewesen wäre — im Besitz der mittleren und unteren Schichten des Volkes war und der größte Teil sich zu jener Zeit bereits in den Händen der Hochfinanz ballte. An diese leistete der Staat in der Hauptsache seinen Schuldendienst, und zwar aus Steuergeldern, die außerordentlich hoch waren und von den mittleren und unteren Schichten des Volkes gezahlt wurden, ohne daß sie diese als Zinsen für ihre eigenen, schon lange der Hochfinanz zugeflossenen Anleihestücke zurückerhielten. Das Volk war damit also der Hochfinanz tributpflichtig geworden. Diesen Zustand damals rücksichtslos aufgedeckt zu haben, war das alleinige Verdienst des Nationalsozialismus. Er kämpfte deshalb dafür, daß die kleinen und mittleren Zeichner von Kriegsanleihe befriedigt und nicht um ihre dem Staat geopferten Notgroschen betrogen wurden.
Damit sich derartige Manöver in Zukunft nicht wiederholen, hat der Nationalsozialismus — das darf nicht vergessen werden — die Banken der Wirtschaft dienstbar gemacht. Damals aber waren sie es noch nicht; sie konnten es sogar beim besten Willen nicht sein, denn die Banken können sich in den Dienst von Volk und Wirtschaft nur stellen, wenn die politische Führung ihnen die Aufgaben zeigt, die sie zu erfüllen haben.

Hieran dachte der Novemberstaat nicht, dessen tatsächliche Volksfeindlichkeit sich darin offenbarte, daß er die Frage der Kriegsanleihe grundsätzlich durch die Inflation „löste". Denn wie so vieles versank auch sie in der Papierflut. Und zugleich mit ihr versank das Vermögen des Mittelstandes, ein Verlust, der bis heute nicht wieder eingebracht werden konnte. Eine zielsichere Politik hätte bei der Lösung des Anleiheproblems als oberstes Gesetz die Erhaltung dieser Vermögen ansehen müssen. So aber blieb von der Kriegsanleihe wie von anderen Barvermögen nichts übrig als die berechtigte Anklage der durch die Inflation Betrogenen, zu denen viele Millionen deutscher Volksgenossen gehörten, ganz gleich, ob sie kleine Nachkriegssparer oder Besitzer von Vorkriegsguthaben waren.
An den Folgen leiden wir noch jetzt. Das ungeheuerliche Betrugsmanöver der Inflation hat das Volk so stark betroffen, daß auch heute noch Stimmen mit dem Wunsche laut werden, der Nationalsozialismus möge diesen Betrug wieder gutmachen. Das wäre möglich und würde auch geschehen, wenn es sich lediglich um die Beseitigung der Folgen dieses einen Betruges handeln würde. Das deutsche Volk ist aber von den Vertretern des Liberalismus und deren jüdischem Anhang viele Jahre hindurch auf allen Gebieten, denen der Kultur, der Politik und Wirtschaft, hintergangen und verraten worden, so daß es heute nicht mehr möglich ist, jedem der einzelnen Fälle nachzugehen. Die Wiedergutmachung kann daher nur summarisch vorgenommen werden, mit durchgreifenden Maßnahmen auf allen Ebenen des öffentlichen Lebens. In wirtschaftlicher Hinsicht kann dies nur geschehen durch den Neuaufbau der deutschen Wirtschaft, durch die Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit und durch das Wirksamwerden des deutschen Sozialismus, der den Kapitalismus vergangener Zeiten überwindet.

Wohin diese Wirtschaftsart des Kapitalismus führt, hat uns die Inflation auf das unheilvollste gezeigt. Denn die Inflation, nur möglich durch die Ohnmacht des Novemberstaates und dessen Funktion als Nachtwächter der liberalistischen Theorie, war typisch kapitalistisch und wies alle Merkmale des Kapitalismus in Reinkultur auf.
Denn eine Inflationsepoche ist eine kapitalistische Konjunkturperiode mit ihrem Rhythmus: Aufstieg, Hochkonjunktur, Niedergang, Krise — Vorgänge, die sich in verschärftem Tempo vollziehen und in jeder Phase überspitzt werden. Zuerst ist Kredit reichlich da. Es wird mit Hochdruck gearbeitet — noch intensiver vielleicht als während einer normalen kapitalistischen Hochkonjunktur. Stärker als in einer solchen aber kommt der Niedergang in der Inflation; die alten Vermögenswerte werden gründlicher verloren als in einer normalen Krise, das gesamte Volk und die Arbeiterschaft zahlt noch ausgiebiger die Kosten. Die fünf Jahre der Inflation weisen den gleichen Konjunkturrhythmus auf, ja, sogar noch verschärft, wie die Krise von 1924 bis Februar 1933 es als letzte Phase und Ausklang der Inflation bewiesen hat.
Allerdings hat es einen Kapitalismus, wie der Marxismus ihn schildert, nie gegeben, weil er durch den Pulsschlag eines kräftigen und lebendigen Volkes nicht zu der vom Marxismus behaupteten Sturheit gekommen ist; wie sich ja das marxistische Weltbild überhaupt durch das Aufbäumen eines blutsbewußten Volkes gegen die Verderber von einst als eine trügerische Vorstellung erwiesen hat.
Nur die Inflation bildet eine Ausnahme. Hier treffen nämlich die marxistischen Gedankengänge zu. Indessen ist eine schärfere Verurteilung des Marxismus nicht denkbar, als durch die Einsicht, daß es erst zu einem solch ungeheuren Wirrwarr wie der Inflation kommen mußte, damit der Marxismus wenigstens einmal recht behielt.
In der Inflation gab es die Zusammenballung des Kapitals in wenige Hände, von der der Marxismus spricht. Nach der Inflation konnten diese wenigen Hände das von ihnen angehäufte Kapital jedoch nicht mehr halten: die wieder

einigermaßen normal gewordenen Verhältnisse machten die marxistische Prophezeiung von der Akkumulation des Kapitals hinfällig. Aber die Mehrwertlehre des Marxismus stimmte mit dem kapitalistischen Charakter der Inflation überein. Der Arbeiter bekam tatsächlich weniger bezahlt, als seine Arbeit wert war, weil sie mit inzwischen entwertetem Gelde entlohnt wurde. Der Unternehmer aber verkaufte das Erzeugnis der mit entwertetem Gelde bezahlten Arbeit zum Tageskurs: die Differenz war der Mehrwert, den er einsteckte. Allerdings hatte auch er nicht viel davon.

Denn mit dem Ruhreinbruch erfüllte sich das Schicksal der Mark. Planlos hinausgeschleudert, stürzte sie ins Bodenlose. Ein Vorgang, der sich so schnell vollzog, daß niemand mehr, auch der kapitalstärkste Unternehmer nicht, die Inflation zu Spekulationszwecken ausnutzen konnte. Sie war schließlich so weit vorgeschritten, daß es praktisch eine Währung nicht mehr gab. Der Augenblick war gekommen, da das Volk stürmisch mit seinen Forderungen einsetzte. Es forderte von der Regierung, sich nun endlich aufzuraffen und eine gesunde Währung zu schaffen. Aus diesem Drängen des Volkes schöpfte der Novemberstaat schließlich die letzte Kraft zur entscheidenden Maßnahme: die Rentenmark entstand.

Damit war das Ende der Inflation gekommen. Ein Schreckbild des reinen Kapitalismus, hat sie dem Volke gezeigt, was ihm blüht, wenn der Staat ohnmächtig ist, und der Wirtschaft, was ihr geschieht, wenn sie nicht vom Staate geführt wird.

Man hat sich damals darum gestritten, auf wessen Verdienstkonto die Stabilisierung zu setzen sei. Heute haben wir andere Anhaltspunkte für unser Urteil. Die Rentenmark war mit allen möglichen Sicherungen ausgestattet, um sie stabil zu halten. Es hat sich gezeigt, daß diese Sicherungen gar nicht notwendig waren. So sind kaum Rentenbriefe gekauft worden, deren Verkauf als Mittel zur Stabilisierung der Rentenmark gedacht war. Nicht durch die Finessen der Sicherungen, um die vom Sommer 1923 an der Streit ging, ist die Rentenmark stabil geblieben. Sie blieb es durch den Willen des Volkes, eine stabile Währung zu haben, und ferner dadurch, daß der Staat gezwungen war, diesem Willen des Volkes Rechnung zu tragen. Damit wurde gleichzeitig erreicht, daß sich der Staat veranlaßt sah, die Bedürfnisse der Wirtschaft den währungspolitischen Notwendigkeiten unterzuordnen. Im Frühjahr 1924 wurde die Stabilität der Währung überdies durch Kreditkontingentierungen verteidigt.

Mit der Währung, zu deren Stabilisierung der Novemberstaat förmlich gezwungen worden war, hat er sich noch einmal selber gefestigt. Viel Autorität hat ihm zwar nicht geeignet, aber soweit er sie besessen, ist sie nie größer gewesen als in den Jahren kurz nach der Stabilisierung.

Daß ihm dennoch kühne und wegweisende Entschlüsse völlig fernlagen, bewies er indessen sehr bald, und zwar im Jahre 1924, als er den Dawes-Plan annahm und den Tributgläubigern so die Möglichkeit gab, die Währungsstabilisierung für sich auszunutzen. Unter dem Motto: „Die Wirtschaft ist das Schicksal!" übernahm diese von neuem die Führung und ließ den Novemberstaat wieder seiner alten Ohnmacht verfallen.

Mit dem anhaltenden Krisenelend von 1924 bis Ende Januar 1933 hat die Wirtschaft bewiesen, in welch fürchterlichem Maße sie, getreu ihrem Wahlspruch, unser Schicksal geworden ist. Aber nur deshalb, weil ein schwacher Staat sie Schicksal spielen ließ! Die kurze Zeit, nur zweieinhalb Jahre nationalsozialistischer Herrschaft dagegen haben erkennen lassen, daß im starken Staat nicht die Wirtschaft, sondern die Politik zum Schicksal, zum besseren Schicksal eines Volkes wird. Hierfür gibt es keinen geeigneteren Anschauungsunterricht als das Chaos der Inflation im Vergleich mit der ruhigen Sicherheit des nationalsozialistischen Aufbaus.

Immer, wenn die Wirtschaft zum einzigen Inhalt des Lebens unseres Volkes wurde und darunter die ideellen Tugenden erstickten, brach der Staat wieder zusammen und riß in einiger Zeit die Wirtschaft mit sich.

Adolf Hitler

Erinnerungen an den 9. November 1923 (Teil 1)
von
Alfred Rosenberg

Die seelische Spannung, die schon im Frühherbst sich in quälender Form in ganz Deutschland bemerkbar machte, wuchs in den September-und Oktobertagen immer mehr an. Die Inflation raubte Woche für Woche, Tag für Tag deutsches Volksvermögen, Tausende von Selbstmorden waren furchtbare Zeugen für eine Verzweiflungs- und Untergangsstimmung; eine Knechtsseligkeit nach außen vertiefte dieses Gefühl, und durch die Masten ging der brennende Wunsch, ein Ende zu machen, gleichwie immer dieses Ende auch ausschauen möchte. Adolf Hitler sah sich einer schicksalsträchtigen Lage gegenüber: auf der einen Seite eine verzweifelte Volksstimmung, auf der anderen leidenschaftlicher Widerstandswille bei ihm selbst und bei seiner anschwellenden Bewegung; drittens aber wurde die partikularistische Strömung immer deutlicher, die Not des gesamten Volkes und Reiches dahin auszunutzen, um den alten Plan, den Süden vom Norden Deutschlands zu trennen und somit die agrarischen Gebiete zu sichern und den Norden mit überwiegender Industriebevölkerung dem Chaos und damit den nachfolgenden Angriffen Frankreichs zu überlasten, zu verwirklichen. Alle diese Stimmungen, Pläne und Komplotte schwirrten damals in München herum, und Adolf Hitler mußte sich entscheiden, wollte er nicht nur zum Objekt der Politik anderer, sondern selbst zum Handelnden werden. So fanden in diesen Oktobertagen immer wieder Besprechungen zwischen dem Führer und seinen S.A.-Unterführern statt. Das Büro des „Völkischen Beobachters" war ein Zentrum dieser Zusammenkünfte, und ununterbrochen kamen und gingen dort die Vertreter aus bayerischen Gauen, aber auch Abgeordnete aus anderen deutschen Landen.

Ungefähr eine Woche vor dem schicksalsschweren Tag trafen sich in der Wohnung von Dr. von Scheubner-Richter Adolf Hitler, Göring, Röhm und ich. Es wurde selbstverständlich über die kommende Aktion, ihre Möglichkeiten und Aussichten gesprochen. Dabei kam die Rede auch auf eine Parade, die der bayerische Kronprinz in diesen Tagen abnehmen sollte. Die Parade sollte stattfinden in der Marstallstraße an der Front der Residenzkirche. An ihr sollten alle Würdenträger des bayerischen Staates, Abteilungen der bayerischen Division, aber auch Abteilungen unserer S.A. teilnehmen. Ich warf den Gedanken auf, daß unter Umständen die Parade in der Marstallstraße die Gelegenheit abgeben könnte, den geplanten Putsch kurz und schmerzlos durchzuführen.

Die Marstallstraße ist eine kurze Verbindungsstraße zwischen dem Hofgarten und der Maximilianstraße; eine schnelle Abriegelung nach dem Vorbeimarsch unserer S.A. seitens der Maximilianstraße und eine plötzlich angerollte Kampfstaffel seitens des Hofgartens hätte unter Umständen die Möglichkeiten gegeben, den Ministerpräsidenten von Knilling, den Generalstaatskommissar v. Kahr und alle damaligen Würdenträger des bayerischen Staates dingfest zu machen. Dann sollte der Führer zum Kronprinzen treten, ihn in höflicher Weise um Entschuldigung ersuchen, diese Parade gestört zu haben, zugleich aber mit der Erklärung, daß im gesamtdeutschen Interesse zur Verhinderung eines bolschewistischen Chaos oder des separatistischen Regimes dieser Schritt auch im Interesse Bayerns notwendig wäre. Über diesen Gedanken entspann sich eine längere Debatte, auf einen großen Bogen Papier wurde der Plan der ganzen Situation niedergezeichnet und ausführlich besprochen. Es entstanden natürlich über die Möglichkeiten, namentlich der Überrumpelung, viele Bedenken. Der Plan wurde jedoch ins Auge gefaßt und seine Ausführung von der gegebenen Situation abhängig gemacht. Die Stimmung war aber jedenfalls entschlossen, so oder so ein Ende zu machen. Bei dieser Gelegenheit erzählte Röhm lachend, er habe am Tage vorher seinen Revolver geputzt, dabei sei ihm ein Schuß losgegangen und hätte in seinem Bücherschrank gesessen. Getroffen worden sei gerade mein Buch „Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten". Das schien für abergläubische Gemüter ein gewisser Hinweis zu sein.

Als nun die Parade vor dem Kronprinzen stattfand, ging ich hin, um mir die Lage anzusehen. Leider war festzustellen, daß die bayerische Regierung — vielleicht in Vorahnung bestimmter Möglichkeiten — ein außerordentlich starkes Schutzaufgebot bestellt hatte. Der ganze Hofgarten war mit bewaffneter Polizei besetzt, so daß ein Eindringen in dieses geschützte Areal unweigerlich mit großen Kämpfen, ohne Überrumpelungsmöglichkeit, verknüpft war. Offenbar hatte auch die S.A.-Führung diese Situation eingerechnet, und so kam es an diesem Tage nicht zu einem Putsch, dessen Möglichkeit aber außerordentlich nahe gewesen war. Es ist schwer zu entscheiden, ob nicht doch durch eine solche verwegene Tat am hellichten Tage eine andere Lage in Bayern hätte geschaffen werden können als in den späten Nachtstunden des 8. November, in dessen Dunkel die nötigen Aktionen auch politischer Art nicht leicht zu unternehmen waren.

Jedenfalls ging dieser Tag vorbei ohne Entscheidung. Die Unterhandlungen nahmen ihren weiteren Fortgang, und schließlich kam am 8. November um 11.30 Uhr Adolf Hitler zu mir in mein Zimmer und sagte zu mir: „Rosenberg, heute Abend geht's los! Kahr hält seine Regierungsrede, und da fangen wir alle zusammen im ‚Bürgerbräu' ein. Wollen Sie mitkommen?" Ich antwortete ihm: „Selbstverständlich!" Es wurde abgemacht, daß der Führer mich in seinem Wagen am Abend abholen würde. Ich setzte gleich einen Aufruf fest, der ziemlich heftiger Art war. Tatsächlich ist dieser am nächsten Tage im „Völkischen Beobachter" auch erschienen, und ich habe mich später immer gewundert, daß ausgerechnet dieser Aufruf nicht auf meine Schultern als verantwortlicher Redakteur der

Zeitung geladen worden war. Man nahm offenbar an, daß er von der neugebildeten Regierung stamme und dem „Völkischen Beobachter" eben zur Veröffentlichung übergeben worden war.

Eine Stunde später, nachdem der Führer bei mir gewesen war, besuchte mich ein mir seit Jahren bekannter ausländischer Journalist und erzählte mir folgendes: Soeben habe er Ministerpräsident von Knilling auf der Straße getroffen und mit ihm einen kurzen Spaziergang gemacht. Knilling habe ihm erzählt, daß eine Revolution seitens Hitler unmittelbar bevorstände, er wisse nicht, was er tun solle, aber die Tatsache an sich stehe fest. Der Ausländer fragte mich, ob das wirklich den Tatsachen entspreche, was ich meinerseits natürlich mit dem gleichgültigsten Gesicht verneinte.

So ging dieser Nachmittag des 8. November in den verschiedenartigsten Vorbereitungen vor sich. Die gesamte Druckerei und Schriftleitung des „Völkischen Beobachters" wurde in Alarmzustand gesetzt mit der Begründung, daß die große Rede von Kahrs noch in dieser Nacht ausführlich gebracht werden müsse, da sie von entscheidender Bedeutung sei. Ungefähr gegen 7.45 Uhr erschien dann Adolf Hitler in meinem Zimmer. Er war durchaus ernst und ruhig, wir setzten uns wortlos in seinen Wagen und fuhren zum „Bürgerbräukeller" hinaus. Der ganze Saal war dichtgefüllt, der Generalstaatskommissar sprach in monotoner Weise von seinen Plänen und Absichten. Hitler und ich standen am Eingang neben der Säule. Dort hatten wir Dr. Max von Scheubner-Richter bereits vorgefunden. Wir verharrten weitere zehn Minuten beim Anhören der Kahr'schen Rede, als plötzlich die Tür mit einem großen Krach aufgerissen und ein Maschinengewehr von Schwerbewaffneten in den Saal gerollt wurde. Geschoben wurde dieses MG von dem aktiven Kriminalkommissar der bayerischen Polizei, Parteigenosse Gerum, in feldgrauer Uniform. Das war das Zeichen zum Losschlagen.

Adolf Hitler und sein Begleiter Graf, Dr. von Scheubner-Richter und ich zogen unsere Pistolen aus der Tasche, entsicherten sie und gingen zu viert, Adolf Hitler voran, unter lautloser Stille zum Podium, auf dem der Generalstaatskommissar verstummt herumstand. Als Adolf Hitler das Podium bestieg, brandeten erregte Worte zu ihm empor, auch Angstrufe von denen, die das Maschinengewehr in ihrer Nähe erblickt hatten, so daß der Führer, um sich Ruhe zu verschaffen, einen Schuß in die Saaldecke abgab. Dann trat Ruhe ein.

Adolf Hitler sprach in leidenschaftlicher Weise von der Mission seiner Bewegung, voller Hoffnung, daß das, was ihn als erblindeten Soldaten in die Politik getrieben habe, nunmehr verwirklicht werden könne; er fordere alle Gutwilligen auf, mit der neuen Regierung zu arbeiten, um ein neues Deutschland der Freiheit aufrichten zu können. Es trat dann eine kurze Pause ein, in deren Verlauf Adolf Hitler mit von Kahr, General von Lossow und Oberst Seisser unterhandelte. Ministerpräsident von Knilling geleiteten wir beide bis zur Tür. Adolf Hitler sagte ihm: „Herr Ministerpräsident, es tut mir leid, Ihnen dies angetan zu haben, aber das Schicksal Deutschlands hat das notwendig gemacht." Knilling ging wortlos neben uns her und wurde dann weitergeführt.

Nach der Pause kam es dann zu den heute schon geschichtlich gewordenen Erklärungen der drei Herren, die später das bekannte Spiel spielen sollten. Auch Ludendorff war unterdes aus Prinz-Ludwigs-Höhe eingetroffen und erklärte sich sofort solidarisch mit der neuen Regierung. Damit war sozusagen der offizielle Volksakt abgeschlossen, und die Herren begaben sich wieder ins Beratungszimmer.

Um diese Zeit kamen Meldungen aus der Infanterie-Kaserne 19, daß sich die dortigen Truppen weigerten, die Tore für die Revolution aufzuschließen. Hitler fühlte sich verpflichtet, hier einzugreifen, um möglichst alles Blutvergießen zu vermeiden, und fuhr hinaus. In dieser kommenden halben Stunde entschied sich dann das weitere Schicksal. General von Lossow, Kahr und Seisser hatten erklärt, daß sie nunmehr alle Maßnahmen zur Durchführung der feierlich gemachten Versprechungen unternehmen könnten. Sie gaben Ludendorff Handschlag und Wort für die Einhaltung des künftigen Bundes, und General Ludendorff, der einen Wortbruch eines deutschen Offiziers ihm gegenüber nicht annahm, entließ die Herren.

Kurz nachher kam Adolf Hitler zurück, und als er von dem Vorgefallenen hörte, da sagte ihm wohl sein Inneres schon, welchen Gang die verabschiedeten Herren gehen würden. Denn es war so sonnenklar, daß die Führer der bayerischen Regierung sich unmittelbar an die Reichsregierung gewandt hatten, um mit ihrer Hilfe und mit Hilfe aller übrigen Kräfte die junge Erhebung niederzuschlagen. Die Einzelheiten dieser Nacht sind in den vertraulichen Sitzungen des Gerichts in der Blutenburgstraße besprochen worden, und es liegt beim Führer, festzustellen, ob und wann die Urkunden dieser Stunden veröffentlicht werden können.

In Millionen von Köpfen stand damals plötzlich hell und klar die Überzeugung, daß nur eine radikale Beseitigung des ganzen herrschenden Systems Deutschland würde retten können. Nie war die Zeit reifer, ja, schrie sie gebieterischer nach einer solchen Lösung, als in dem Augenblick, da auf der einen Seite sich der nackte Vaterlands-Verrat schamlos offenbarte, während auf der anderen ein Volk wirtschaftlich dem langsamen Hungertode ausgeliefert war.

Adolf Hitler.

Erinnerungen an den 9. November 1923 (Teil 2)
von
Alfred Rosenberg

Auf den Straßen Münchens zogen singende Menschen herum, unsere S.A. wurde von ihnen bejubelt, und alles hatte den Anschein, als ob trotz einsetzender dunkler Mannschaften hier eine Volkserhebung vor sich ging. Der frühe Morgen brachte allerdings schon die genaue Kenntnis, daß die bayerische Regierung mit Hilfe der umgeschwenkten Herren Truppen aus der Provinz auf München konzentrierte, um die Reaktion gegen das erwachende Volk einzusetzen.
Im „Völkischen Beobachter" trafen ebenfalls allerhand Meldungen nach dieser Richtung ein, und um die Morgenstunden, als die Rotationsmaschinen die ersten Ausgaben der deutschen Revolution druckten, sah die politische Lage mehr als trübe aus. Die abgefaßte Proklamation der neuen Regierung verkündete zwar an allen Straßenecken, daß die neue Regierung mit den neuen Herren zusammengetreten sei, aber es fiel allen Lesern auf, daß nichts davon stand, sie hätten diese Proklamation unterzeichnet. In den frühen Morgenstunden klebten bereits fleißige Hände der bayerischen Regierung das berühmte Blatt gegen den „Preußen Ludendorff" an die Säulen, und so prangten dann am Vormittag die feindlichen Ankündigungen nebeneinander auf den Münchener Anschlagstafeln.
Die Spannung war bei allen ins Unerträgliche gestiegen. Ich war mehrere Stunden vom „Bürgerbräu" weggeblieben, um in der Redaktion das Weitere für den Mittag anzuordnen, und fuhr erst um 11 Uhr im Auto wieder dorthin, zusammen mit Dietrich Eckart und unserem Druckereibesitzer Müller. Als wir durch die Ludwigstraße fuhren, störte uns zwar niemand, aber in diesem Augenblick stellte sich bereits ein riesiges, gelb-grau-grünes Ungetüm im Zentrum der fünf Straßenkreuzungen auf dem Odeonsplatz auf: ein Panzerautomobil! Aus den verschiedenen Straßen schwärmten dann auch schon graue Gestalten mit automatischen Gewehren in der Hand heraus, so daß wir wußten, was die Uhr geschlagen hatte: eine Zernierung *[Einschließung einer Örtlichkeit]* der ganzen Innenstadt, die offenbar mit einer gleichen Aktion mit Umzingelung des „Bürgerbräu" und der ganzen Vorstädte verbunden war.
Als wir vor dem „Bürgerbräu" vorfuhren, stand bereits der ganze Zug für den Marsch in die Stadt bereit, Adolf Hitler, bleich und ernst, neben ihm Dr. von Scheubner-Richter. Ihn begrüßte ich mit Handschlag, und er sagte mir: „Die Dinge stehen dreckig!" Das war sein letztes Wort. Eine dreiviertel Stunde später hatte ihn eine deutsche Kugel zu Tode getroffen.
Beim Abmarschieren des Zuges sagte mir Müller: „Herr Rosenberg, gehen Sie doch nicht mit, das ist doch reiner Selbstmord." In dieser Stunde fragte man sich aber nicht mehr, ob Selbstmord oder nicht. Ich stellte mich in die zweite Reihe, und wir marschierten ab. In der Mitte der ersten Reihe ging der Führer neben Ludendorff, Göring, Graf, Streicher, auf der anderen Seite bemerkte ich Albrecht von Gräfe, Feder und Kriebel. Rechts von mir marschierte Arno Schickedanz und links von mir Parteigenosse Körner, der damalige 2. Vorsitzende der NSDAP. Der Zug wurde vom Volke, das noch nicht richtig begriffen hatte, wie die Dinge überhaupt lagen, begeistert begrüßt. Vom Rathaus auf dem Marienplatz hing eine Hakenkreuzfahne herunter, und ein dichter Strom der Münchener Bevölkerung begleitete uns durch die Weinstraße, dann in die Perusastraße, und plötzlich bogen wir ab in die Residenzstraße. Hinter uns wurden Vaterlandslieder gesungen, rechts und links von uns trugen zwei Fahnenträger die Fahnen. Etwa 200 Schritte vor der feindlichen Schützenkette zerbrach plötzlich der Fahnenschaft des rechten Fahnenträgers. Außer mir wußte wohl kaum jemand, wie die Dinge in der Residenzstraße lagen. Es wußte wohl kaum jemand etwas von dem großen Panzerauto auf dem Odeonsplatz und von den dortigen Schützenketten mit den Maschinenpistolen. Es war aber klar, was da kommen würde. Die gesamte Führerschaft der N.S.D.A.P. und ihre treuen Freunde marschierten nahezu waffenlos an der Spitze, und erst in einiger Entfernung kamen einige Truppen der S.A. mit geschultertem Gewehr, zu einem Straßenkampf ungerüstet, der ja auch angesichts der voranmarschierenden Führerschaft ausgeschlossen erschien. Es war ein psychologisches Spiel, das General Ludendorff sich so dachte: deutsche Soldaten werden auf den General und die Führer der deutschen Freiheitsbewegung nicht schießen. Um den grauen Schützen der bayerischen Regierung die Tatsache, daß Ludendorff an der Spitze ging, klarzumachen, marschierte Julius Streicher etwa dreißig Schritte vor der Front und rief der Landespolizei zu: „Ludendorff marschiert mit uns, nicht schießen!" Möglich, daß diese Worte eine gewisse Verzögerung der Vorfälle zur Folge hatten, jedenfalls ging in schnellem Marschschritt General Ludendorff zwischen den Schützen hindurch, und das Feuer wurde auf ganz kurze Entfernung eröffnet. Es entstand bei der Menschenmenge natürlich ein heftiges Durcheinander, und wir alle wurden davon mit zu Boden gerissen, gleichfalls Adolf Hitler, der bei diesem Sturz sich seinen Arm schwer verrenkte. Was sich nun abspielte, dauerte zwar nicht lange, diese wenigen Minuten aber entschieden die Geschichte der deutschen Revolution, denkwürdige Augenblicke, denn nach ihnen war das Gesetz der Bewegung ein anderes geworden, die kommende Arbeit mußte unter ganz neuen Gesichtspunkten beginnen.
Die Landespolizei schoß in die vordere Front nicht nur von vorn; auch von der hohen Schmalseite der Feldherrnhalle rasselten die Maschinenpistolen und schlugen klatschend auf den Asphalt, oder die Kugeln gruben sich ein in die Körper der nationalsozialistischen Führerschaft. Ich kam bei dem Tumult auf einen Kameraden zu liegen, von dem ich heute noch nicht weiß, wer es gewesen ist. Jedenfalls war ich dadurch eine merkliche Erhöhung im ganzen Getriebe geworden und konnte das Geschehen genau beobachten. Auf der rechten Seite unseres Zuges lag Hermann

Göring, offenbar verwundet, und rollte sich, Deckung suchend, hinter den bayerischen Löwen an der Residenzapotheke. Es schienen schon einige tot zu liegen, doch konnte ich das nicht überall feststellen. Hinter mir hatte sich ein Schütze von uns hingelegt und schoß heftig in die Schützenkette der bayerischen Polizei hinein. Nach jedem Schuß duckte er sich hinter mich und hatte mich offenbar als einen guten Kugelfang bewertet. Ich sagte ihm: „So hören Sie doch auf, das ist doch alles zwecklos geworden!", weil ich absolut keine Lust verspürte, daß nach und nach die schießende Polizei auf diesen jetzt noch verdeckten Schützen aufmerksam würde. Kurz darauf sehe ich wie Hitler einen Arm erhebt und zurückruft: „Nicht schießen!" Bald flaute dann auch die Schießerei ab, die Menschen richteten sich auf. Ich ging langsamen Schrittes zurück, da lagen viele Tote. Quer über den Bürgersteig lag ein Kamerad mit abgeschossener Hirnschale, aus der das rauchende Gehirn herausquoll, er atmete noch seine letzten Atemzüge. Wenn ich mich recht erinnere, war das Parteigenosse von Stromsky. Auf dem jetzt menschenleeren Max-Joseph-Platz an der Rückfront der Postzentrale sah ich, wie in langsamer Fahrt ein Auto über den Platz gefahren kam, vorn mit unbeweglichem Gesicht Adolf Hitler, auf dem Rücksitz ein kleiner blutender Junge, den offenbar ebenfalls eine Kugel der Regierungstruppen getroffen hatte. Hitler fuhr langsam an den noch Spalier bildenden S.A.-Männern vorüber, die ihn mit einem leisen, aber festen „Heil" begrüßten.
Am Mittag und am Abend dieses Tages aber befand sich München in einem Zustand, wie ihn diese Stadt vorher wohl nie gekannt hatte. Tausende durchzogen die Straßen, sangen vaterländische Lieder, ein einziger Protest gegen die Regierung und die Marristen schaffte sich Raum, von den Stufen des Nationaltheaters erscholl eine empörte Rede nach der anderen, die berittene Polizei fand keine Möglichkeit, hier etwas zu tun. Die Menge stellte sich unbewaffnet vor die Gewehre und sagte, sie sollten doch schießen, damit die ganze Schmach ein Ende habe.

Parteigenosse Streicher erzählte mir Jahre darauf eine Episode, die er beobachtet hatte, und die so recht bezeichnend ist für den Geist, der am Nachmittag und Abend des 9. November 1923 in München herrschte. An einer Straßenecke entdeckte Parteigenosse Streicher eine Gruppe Parteigenossen unter Führung des jetzt verstorbenen Parteigenosse Stier. Vor ihnen stand eine Gruppe schwerbewaffneter Polizei, welche Parteigenosse Stier in wütender Weise aufforderte, die Hände hochzuhalten und in dieser Weise sich samt allen Kameraden abtransportieren zu lasten. Stier schrie sie an: „Ihr könnt uns alle totschießen, aber mit erhobenen Händen wie Verbrecher lasten wir uns nicht abführen!" Diese mutige Haltung hatte doch zur Folge, daß unsere Kameraden in ehrenvoller Weise abgeführt wurden.
Viele S.A.-Formationen, die sich in München befanden, wurden an diesem Abend abtransportiert, und die Hallen des Hauptbahnhofes in München waren Zeugen leidenschaftlicher Reden aus der Überzeugung eines tiefen Hasses gegen das, was Deutschland am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle angetan worden war.

Wenn wir rückschauend die blutigen Ereignisse an der Feldherrnhalle prüfen, so werden wir trotz tiefer Trauer über unsere dort gefallenen Kameraden feststellen müssen, daß ihr Opfertod nicht umsonst gewesen ist. Die Tatsache allein, daß im entscheidenden Augenblick die Führerschaft der Bewegung ihr Versprechen, daß sie auch mit Einsatz ihres Lebens für diese Bewegung kämpfen würde, wahrgemacht hatte, hat uns den Respekt unserer Gegner und unserer Anhänger eingetragen. Zwar versuchte die marxistisch-jüdische Presse in den darauffolgenden Jahren immer wieder, die Worte des Führers „Der nächste Tag sieht mich als Sieger oder tot" in hämischer Weise auszulegen. Aber diese heute feige davongelaufenen Herrschaften hatten vergessen, daß Adolf Hitler ja den Gewehren der Reaktion mit all seinen Führern ausgeliefert worden war, und daß es nicht am Willen der alten Befehlshaber gefehlt hatte, der gesamten Führerschaft der N.S.D.A.P. den Tod zu geben. 16 Kameraden starben dort, viele andere mußten monatelang zwischen Tod und Leben in den Krankenhäusern verbringen, alle anderen Führer wurden polizeilich gesucht, die Fortführung der Partei mit den schwersten Zuchthausstrafen bedroht, und nur mit größter Energie konnten die Getreuen nach und nach wieder zusammengesucht und zuerst unter einem anderen Titel notdürftig zusammengeführt werden, um die Voraussetzungen zu schaffen, damit die nationalsozialistische Bewegung nach diesem Interimszustand wieder ins Leben treten konnte. Ich persönlich gestehe, daß ich auch sofort nach dem Zusammenbruch den Glauben an unsere Sache keine Minute aufgegeben hatte, und ich bin der Überzeugung, daß dies auch bei allen anderen trotz begreiflicher Niedergeschlagenheit der Fall gewesen ist. Die nationalsozialistische Revolution, die aus der Stimmung und aus der Notwendigkeit des damaligen Augenblicks mit einem einzigen Sprung sich in die Gewalt des Staates setzen wollte, war in dieser Form mißglückt, sie unterschied sich damit in ihrer späteren Kampfführung durchaus von der faschistischen. Während diese nach geglückter Erhebung vom Staate aus, also von oben die noch zurückgebliebene Nation zu erziehen hatte, mußte die Bewegung Adolf Hitlers ganz von unten, ganz von neuem anfangen, sie mußte unsere Gedankenwelt gegen den Staat vertreten, sie mußte durch eine Schule strengster Zucht und größter Opfer gehen, aber gerade das, was anfangs von oben erzwungene Notwendigkeit war, stellte sich später im Kampf und im Opfern als eine segensreiche Auslese dar. Es wurde so die Möglichkeit gegeben, charakterfeste und starke Menschen aus allen deutschen Gauen herauszusuchen, in gemeinsamer Arbeit zu unzertrennlichen Kameraden zusammenzuschmieden und jene Einheit der Gedanken auf allen Gebieten herzustellen in der Praxis des Lebens und nicht durch Verfügungen des Staates. Der 9. November 1923 gebar den 30. Januar 1933, und wenn wir dieses Tages gedenken, so gedenken wir jener Männer, die ihr Leben ließen für die deutsche Erhebung.

Als Adolf Hitler Reichskanzler geworden war, und wir ihn dazu beglückwünschten, da flog er gleich darauf nach München. Ich hatte die Ehre, ihn zu begleiten. Es war ein wunderschöner Flug. Als wir über Landshut und den anderen bayerischen Städten flogen, da hat er wohl ernst an diesen 9. November 1925 gedacht, der nun gerächt war. Am nächsten Morgen legte dann Adolf Hitler auf den Stufen zur Feldherrnhalle einen riesigen Kranz nieder mit der Aufschrift: Und ihr habt doch gesiegt!
Von der großen Fahnenstange, 20 Schritte von der Stelle, wo einst die Nationalsozialisten im Blute gelegen hatten, flattert jetzt das Hakenkreuzbanner. Tag und Nacht hält S.A. und S.S. treue Wacht über den großen Kranz bis zu jenem Tage, da an der Schmalseite der Feldherrnhalle ein Denkmal erstehen wird zum Gedenken jener, die sich für Deutschlands Freiheit am 9. November 1925 zum Opfer gaben.

Der Hitlerprozeß
von
Karl Richard Ganzer

Wer die Geschichte der Weimarer Republik und ihrer ungezählten Bemühungen um die Sicherung ihres Bestandes betrachtet, wird finden, daß sie im Kampf gegen ihre inneren Feinde mit einem bemerkenswerten Ungeschick immer wieder zu Maßnahmen griff, die am Ende diesen Feinden selber zugute kamen. Sie schlug nach ihrem Gegner — aber sie schlug ihn so, daß er nur noch härter, verbißener, widersetzlicher wurde und mit einem neuen Trotz in die alten Fronten sprang. Die Republik ging zugrunde, weil sie nicht den Mut zu letzten Entscheidungen aufbrachte. Als sie noch jung war, schmähte sie zwar das kaiserliche Deutschland — aber von gegenrevolutionären Truppen ließ sie sich retten. Als sie sich im besten Mannesalter glaubte und doch schon schwer vergreist war, zog sie der anstürmenden Opposition die Hemden aus — doch die Gegner mit Stumpf und Stiel auszurotten, fand sie nicht den Mut. Es gibt keine ihrer Maßnahmen, die nicht am schlimmsten aller politischen Übel, der Halbheit, gelitten hätte. Und es gibt keinen bündigeren Beweis für den Mangel an politischem Instinkt als die Tatsache, daß dieses immer gleiche Versagen, diese immer gleiche Unentschlossenheit, diese immer gleiche Halbheit trotz aller bösen Erfahrungen weiter-gedeihen konnten durch fünfzehn lange Jahre hindurch — bis zum gebührenden Ende.
Auch den Hitlerprozeß muß man im Zusammenhang mit dieser außergewöhnlichen inneren Unsicherheit des Systems betrachten, um ihn in seiner ganzen Bedeutung zu begreifen. Denn wohl hatten am 9. November die herrschenden Gewalthaber an der Feldherrnhalle mit Salvenfeuer gesiegt. Und wohl hatten sich nach diesem blutigen Triumph die Systemmächte aus allen Lagern — aus den roten und schwarzen und bürgerlichen — zu einer Einheitsfront der laut betonten Zuversicht und dennoch der nur schlecht verhehlten Angst zusammengefunden. Aber so selbstgefällig sie sich auch ihren eigenen Ruhm immer wieder selber bestätigten, so endgültig die nationalsozialistische Bewegung zerschlagen und zerschoßen zu sein schien: eine einzige Gewalt, die entscheidende Gewalt bei allen großen Auseinandersetzungen der Geschichte, entzog sich den klugen und allzu selbstgewissen Überlegungen der „Sieger", das Volk.
Denn nun sprang die neue politische Idee, die zum ersten Male bewiesen hatte, daß man für sie auch sterben konnte, wie ein Feuerstrom selbst in die Herzen zahlloser Wartender, Zögernder, Ungläubiger über. Die völkische Bewegung erlebte in Bayern einen Aufschwung wie nie zuvor. Und scharf schieden sich fortan die Geister. Schon der 9. November hatte, mitten in der schweren Verdüsterung dieser Stunden, erleben laßen, wie schnell ein Volk sich wandeln kann, wenn ein hohes Beispiel die schlummernde Tapferkeit und den verborgenen Trotz anrührt. Auch in den nachfolgenden Wochen legte sich die Erregung nicht. Im Gegenteil: je anmaßlicher sich die „Sieger" des 9. November mit ihren ersiegten Staatsmannsrechten brüsteten und je lauter ihnen die hörige Preße diese große Staatsmannschaft bescheinigte, desto ablehnender wurde in weitesten Kreisen die Stimmung der breiten Maßen. Ein heftiger Flugblattkampf, von der Polizei nur erfolglos unterdrückt, setzte durch Monate hindurch die Regierung unter schwerste Beschießung. Die Regierung selber fuhr gegen diese Opposition schwerstes Geschütz auf mit ihren amtlichen Bekanntmachungen, Presseaufrufen und großen Maueranschlägen. Eine großzügige Beeinflussung der öffentlichen Meinung gegen die eingekerkerten Träger der Erhebung setzte ein — viele Wochen bereits vor dem Prozeß, der die Schuldfrage unparteiisch klären sollte. Aber während die geheimen Denkschriften der Kahr, Lossow und Seißer, mit denen die Herren den Nationalsozialismus der Blutschuld des 9. November ziehen und sich selber in den Himmel der Unschuldigen hoben, bei den ergebenen Redaktionen, in den Kreisen der „guten Gesellschaft" und in allen Zirkeln von Einfluß und Rang vergiftend die Runde machten, blieb draußen das Volk in einer erschütternden Weise treu. Unbeirrt sangen Hitlers verschworene Soldaten ihr altes Lied: „Hitlergeist im Herzen darf nicht untergehen, Sturmabteilung Hitler wird bald auferstehen!" Und selbst die Kinder, in einer seltsamen Weise von dem Namen Hitler gebannt, fanden für ihre Auszählverse eine neue Fassung: „Eins zwei drei, der Hitler, der wird frei..."
Konnte man dagegen Polizei einsetzen? Und was verschlugen hier schon die üblen Hetzschriften der weißblauen Reaktion, mit denen man das Land überschwemmte? Jene berüchtigte Broschüre im weißblauen Einband etwa, die ein anonymer „Veni Vidi" geschrieben und mit einer Einleitung versehen hatte, die salbungsvoll war wie eine schlechte Kanzelrede und dabei von versteckten Schmähungen troff? Da war Hitler als der typische Ehrgeizling aus kleinen Kreisen geschildert, den schmeichlerische Einbläsereien größenwahnsinnig gemacht hätten; da war einer der Gefallenen der Feldherrnhalle, Scheubner-Richter, zum abenteuernden politischen Hochstapler umgeschmäht, der die Entschlüsse des zögernden Hitler verderblich aus dem Hintergrund lenkte; da galt Ludendorff als der großpreußische Militär, der nach Bayern nur gekommen war, um einen neuen Krieg vorzubereiten — da war keiner, den nicht die giftige Tücke dieses verborgenen Schreibers getroffen hätte.
Dennoch: was wogen schon solche Beschimpfungen? Sie schlossen die Front der Zuverlässigen nur enger zusammen und stachelten sie zu nur noch schärferer Leidenschaft in ihrem eigenen Kampf. Denn deutlich genug war spürbar, daß hinter einer Regierung, die sich Eidhelfer von den minderwertigen Qualitäten solcher Schmäher anwarb, keine moralischen und darum auch keine politischen Energien standen.
Die erste Stunde des „Sieges" hatte ja schon bewiesen, wie unsicher und innerlich brüchig diese Regierung war, von welch gefährlichen Halbheiten sie sich selbst in ihren sachlichsten Entschlüssen beherrschen ließ. So hatte sie noch

in der Nacht des 8. November die N.S.D.A.P., den Bund Oberland und die Reichskriegsflagge kühn verboten und damit geglaubt, die revolutionäre Bewegung für immer gebrochen zu haben; nun aber waren diese Verbände über ihre eigene Selbständigkeit hinaus auch noch im „Deutschen Kampfbund" zusammengeschlossen, der eine eigene rechtliche Körperschaft bildete: ihn aber, der den Putsch recht eigentlich getragen hatte, hatte man — zu verbieten vergessen! Sollte das Volk zu einer Regierung Vertrauen gewinnen, die in den Stunden der Entscheidung derart die Nerven verlor, daß sie nur noch die Sprache der Maschinengewehre kannte und in ihren übrigen Maßnahmen Halbheit um Halbheit beging? Konnte das Volk weiter einem System Zustimmung schenken, das den niedergeschossenen Gegner hundertmal an einem Tag der Verfassungsfeindschaft zieh, das seine Organisationen heute zerschlug — aber am anderen Tage versicherte es, daß man ihn, wenn er nur wollte, ungehindert in die Parlamente würde einziehen lassen? Treu dem parlamentarischen Irrgedanken gab damals der Reichskanzler bekannt, daß das Verbot der politischen Parteien lediglich die äußere Betätigung und den organisatorischen Zusammenschluß derjenigen untersage, die der verbotenen Partei angehörten; eS „hindert dagegen nicht, der politischen Gesinnung durch Wahl bestimmter Vertreter für parlamentarische Körperschaften Ausdruck zu geben". Der Gegner, der noch soeben als der Feind aller Feinde an den Prangern der Republik stand — in der gleichen Republik konnte er aufmarschieren, wenn' er sich nur den parlamentarischen Anschein gab... Das Volk hat ein untrügliches Gefühl für die innere Kraft einer Institution, die politische Entscheidungen fällt. Aber wie die bayerische, so verriet auch die Regierung Ebert-Stresemann in ihren Entschlüssen das Übel der Halbheit, das der gesunde Sinn des Volkes nie vergibt. Einen wieviel größeren Eindruck mußte die klare Entschlossenheit der „Hochverräter" machen, die, mochten sie auch gescheitert sein, doch stets hatten ahnen lasten, daß geschichtsbildende Energien hinter ihrem Willen standen!
Es war kein Wunder, daß vor diesem Hintergründe kläglicher Unsicherheit auch energischere Pläne, zu denen das System sich aufraffen mochte, keinen Widerhall fanden. Wenn auch die Weimarer Republik gegen putschende Kommunisten vorging und der Seecktsche Ausnahmezustand notdürftige Ordnung aufrechterhalten hatte, so war doch dahinter zu spüren, daß eine festgegründete Autorität unter der Herrschaft Eberts nirgends bestand. Selbst die einzige positive Leistung jener Monate, die Schaffung der Rentenmark, vermochte dem System keine Überlegenheit zu verleihen; wußte man doch allenthalben, daß die Pläne für die Sicherung der maßlos erschütterten Währung durch Politiker der Opposition und nicht durch Systemgrößen, wie etwa Hilferding, ausgearbeitet worden waren.
Auch die bayerische Regierung traf auf nur geringen Widerhall, als sie sich bemühte, mit großen Unternehmungen die Sicherheit und die Planmäßigkeit ihrer politischen Konzeptionen darzutun. Es erwies sich schnell, daß nach wie vor das innerste Streben des herrschenden weißblauen Partikularismus auf die Lockerung des Reichs hinzielte. Da wurde der Argwohn der nationalsozialistisch beeinflußten Massen nur noch schärfer. Der Hitlerputsch hatte die reichsgefährdenden Pläne der parikularistischen Reaktion zerschlagen. Nunmehr aber hüllt sie ihr altes Ziel in verfassungsmäßige Formen: wenige Wochen, ehe das Gericht darüber verhandeln soll, ob Hitler Hochverrat getrieben habe, setzt die bayerische Regierung in einer großen Denkschrift einen erneuten Angriff auf die Einheit des Reichs in Szene. Die staatliche Selbständigkeit der Einzelstaaten, verlangt sie, sei in vollem Umfang wieder herzustellen; die Hoheitsrechte des Reichs müßten eingeschränkt werden; selbst die Wehrhoheit müsse weitgehend gelockert werden: so sei der bayerische Landeskommandant nur mit Zustimmung der bayerischen Regierung zu berufen und abzurufen; so dürfe „eine vorübergehende Entsendung bayerischer Truppenteile nach einem außerbayerischen Ort (!) nur mit Zustimmung der bayerischen Regierung" erfolgen; so seien die bayerischen Truppenteile außer auf die Reichsregierung auch auf die bayerische Regierung zu verpflichten; und wenn die Weimarer Verfassung in unbegreiflicher Weitherzigkeit den Einzelstaaten erlaubte, Staatsverträge mit anderen Staaten wenigstens unter Zustimmung des Reichs abzuschließen, so will diese reichszerstörerische Denkschrift dem Reiche nur das zwecklose Recht des bloßen Einspruchs zugestehen, um den sich niemand kümmert. Für die Gewinnung des einigen, straff geschlossenen Reichs waren an der Feldherrnhalle achtzehn junge Deutsche gefallen. Weil Hitler und seine Freunde in bedrängtester Zeit für die Stärkung des Reichs aufgestanden waren, saßen sie hinter den Mauern der Festung Landsberg und warteten auf das Urteil über ihren „Hochverrat". Aber während man diese Rebellen für die Macht und die Herrlichkeit des Reichs wie Staatsverbrecher behandelte, trieb man selber Keil um Keil gegen das Reichsgefüge vor...
In solcher Lage bereitet sich der Hitlerprozeß vor, mitten in einer von schweren Spannungen erfüllten Zeit, unter Erregungen, Unklarheiten, in einer Stadt, die vom politischen Kleinkampf mit Flugblatt, Plakat und Pressearbeit erfüllt ist, in der Stadt aber auch, in der den Angeschuldigten beinahe kein öffentliches Verteidigungsmittel gegen die öffentlichen Angriffe der Behörden und der systemhörigen Presse zur Verfügung steht. Wochenlang warten die Massen auf die Festsetzung des Prozeßbeginns. Wochenlang werden sie hingehalten, vertröstet, mit ungewissen Antworten auf brennende Fragen abgefüttert. Wochenlang liegt atemlose Spannung über München, weil jeder fragt, wie weit denn Kahr sein Verbotsregiment noch ausdehnen wolle; ob denn die behördliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung, der Zeugen, ja des Gerichts nicht endlich aufhören würde; wie die Machthaber sich wohl bei einer peinlichen Zeugenbefragung verhalten würden.
Wochenlang hängen solche Fragen unbeantwortet in der Luft — da kommt plötzlich die alarmierende Meldung, daß Kahr und mit ihm Lossow von ihren Ämtern zurückgetreten seien.

Wenige Tage danach beginnt der Prozeß: „Gegen Hitler und Genossen, wegen Hochverrat und Beihilfe zum Hochverrat".
Lange war es eine Hauptsorge der bayerischen Regierung gewesen, ob man den Prozeß vor Störungen würde schützen können: so richtig schätzte man die Volksstimmung ein, die das Verfahren als den Akt einer toten Paragraphenjustiz bewertete. Nach langem Zögern hatte man als Verhandlungsort doch München gewählt. In der gleichen Infanterieschule, deren Fähnriche am 8. November unter der Hakenkreuzfahne zum Bürgerbräukeller marschiert waren, sollte das Gericht Lagen. Der Speisesaal der Fähnriche ist in den Verhandlungsraum umgewandelt worden.
Einige Tage vor Beginn des Prozesses hängen in der Stadt überall große Plakate. Sie verkünden die Sicherungsmaßnahmen, die die Regierung für nötig hält, um Überraschungen zu vermeiden. Man liest Sätze der Besorgtheit und der Pedanterie.
Ein ganzer Stadtteil rings um die Infanterieschule wird unter ein besonderes Recht gestellt: Ansammlungen von drei (!) und mehr Personen sind hier verboten. Ohne polizeiliche Genehmigung ist Photographieren und Filmen verboten. Hausierhandel, sogar mit Zeitungen, ist verboten. In den Sälen dieses Bezirks dürfen keine politischen Versammlungen abgehalten werden; weil aber hier die größten Münchener Säle liegen — Löwenbräu-, Arzberger- und Augustinerkeller, der Zirkus Krone — bedeutet dies, daß eine politische Stellungnahme zu den Vorgängen im Prozeß weitgehend unterbunden ist. Außerdem untersteht das ganze Viertel strengster Polizeibewachung. Jeder Fahrverkehr ist gesperrt. Auf Zuwiderhandlungen steht Gefängnis. Und als am ersten Prozeßmorgen die Bewohner der Blutenburgstraße aus dem Fenster sehen, entdecken sie gar, daß der Platz vor der Infanterieschule mit Stacheldraht und spanischen Reitern kriegsmäßig abgesperrt ist. Schmale Durchgänge sind freigelassen, sie werden von bewaffneten Posten bewacht. Der spärlichen Besucher, die zu dem Prozeß zugelassen sind, auch der Pressevertreter, auch der Frauen, wartet im Innern des Gebäudes eine peinliche Leibesuntersuchung auf Waffen...
München, die Stadt mit der ruhigsten Bevölkerung, wundert sich...
Schon viele Wochen vor Beginn des Verfahrens hatte ein lebhafter Ansturm auf die verfügbaren Pressekarten eingesetzt. Besonderes Aufsehen hatte die Anteilnahme erregt, die die Auslandspresse bekundete: es war ersichtlich, daß sie das Verfahren nicht als rein juristischen Vorgang und ebensowenig als bloße innerbayerische Angelegenheit, sondern als ein Krisenzeichen bewertete, das Aufschluß geben sollte über die innere Kraft der Weimarer Republik. So stark ist die Presse vertreten, daß für die übrigen Zuhörer nur noch einige Stuhlreihen freibleiben.
Die Angeklagten tragen, mit einer einzigen Ausnahme, Zivil, auch der Generalquartiermeister des alten Heeres. Übereinstimmend bemerkt die Presse, daß Adolf Hitler sich interessiert im Verhandlungsraum umgesehen habe: allzu sehr hatte sie sich auf einen zerknirschten Sünder gefreut, um nun nicht erstaunt zu sein, ihn in der freien Sicherheit des Angreifers vorzufinden. Die Presse der Linken empfindet es als eine Provokation, daß er das E.K. 1 trägt; betreten aber schweigt sich die bürgerliche Presse aus dem Kahrlager darüber aus, daß man tapferste Soldaten, bewährte Führer des alten Heeres vor die Schranken zerrt. Und gewiß ist es auch für den Vorsitzenden kein leichtes Amt, diese Angeklagten nun nach dem gleichen Verfahren aufrufen zu müssen, das genau so für Hühnerdiebe auch gilt. Sie melden sich mit dem üblichen „Hier", diese zehn „Hochverräter" — Adolf Hitler, „Schriftsteller in München", der Sieger von Tannenberg, Ludendorff, der oberste Richter in Bayern, Pöhner, der hohe bayerische Verwaltungsbeamte Frick, der Generalstäbler Kriebel, die Frontoffiziere Brückner, Wagner, Weber, Röhm, Pernet...
Sie lassen die Banalität dieses Namensaufrufs über sich ergehen — und dann verliest der Staatsanwalt seine Anklageschrift, in deren ersten Sätzen wie zum Symbol zwei Paragraphen erklingen: „Das Verhalten der Beschuldigten begründet ... ein Verbrechen des Hochverrats nach §81 Nr. 2 und §47 des Reichsstrafgesetzbuches..."
Die Verlesung der Anklageschrift währt fünfviertel Stunden: so ausführlich ist sie gestaltet, so bis ins kleinste erörtert sie die unter Anklage gestellten Vorgänge. Manchmal erhebt sie sich zu scharf zugespitzten dramatischen Schilderungen; dann wieder reiht sie ihre Beschuldigungen sorgfältig Punkt für Punkt aneinander — im peinlichen Bemühen, kein Delikt aus der Fülle des Beargwöhnten zu vergessen. Sie schwirrt von Namen und Einzelszenen, von Zitaten und Bekundungen, sie verrät eine erstaunliche Mühe in der Sammlung des Materials — aber was ihr fehlt, so daß sie arm und dürftig bleibt trotz ihres umfangreichen Inhalts, ist etwas sehr Wesentliches: das Verständnis für die ungeheuren Notwendigkeiten der politischen Lage und ihrer unnennbaren Spannungen, daraus die Tat des 9. November geschah. Diese Anklageschrift ist bis in die kleinste Formel hinein juristisch ausgewogen. Aber daß es jenseits der juristischen Systeme ein Leben voll elementarer Auseinandersetzungen gibt, schaltet sie aus ihren Überlegungen aus. Daß die Menschen des Jahres 1923 hungerten und aus ihrer Not wie irr nach irgendeiner Lösung schrien, rechnet sie nicht ein. Daß an den ungeschützten deutschen Grenzen fremde Krallen rissen, läßt sie unberedet. Daß die Drohung des Endes über Deutschland hingrinste seit dem verderblichen Tag, da die Herren der neuen deutschen Zustände ein kämpfendes Heer zerschlugen und eine stolze Flagge schmähten; daß Scham und Zorn Jahre hindurch in tapferen Herzen glühten, bis ein Entschluß aus diesen Bränden aufloderte, hat vor der kühlen Logik dieser Rechtsdoktrinen keinen Raum. Als die Beschuldigten noch draußen für ihr Bild von einem neuen Reiche kämpfen konnten, waren ihre Feinde die vielen Mächte des deutschen Verfalls. Nunmehr, in diesem Saale, sehen sie sich vor einer anderen, neuen Feindschaft: ihr Gegner ist der Paragraph mit seinem Anspruch, nach seinem starren Recht das Leben zu regeln, in dem seit alters doch nur die schöpferischen Leidenschaften der großen Tatmenschen gelten.

Doch als dann am Nachmittag Adolf Hitler zur Anklage Stellung nimmt, reißt er mit seinen Worten gerade die Welten in das Blickfeld, von denen die Klageschrift des Staatsanwalts auch nicht den leisesten Schimmer sah. Mit einem Schlage haben die Eindrücke sich verwandelt: nicht mehr der bleiche Schatten der Paragraphen und Pandekten [Sammlung altrömischer Rechtssprüche], sondern das schwingende Wort des politischen Gestalters herrscht im Saal.
Adolf Hitler beginnt in großer Ruhe. Aber schon sein erster Satz deutet auf eine geschichtliche Spannung, die in Deutschland beinahe noch niemand spürt und in der dennoch das Schicksal dieser Republik zuinnerst beschlossen liegt: „Es erscheint verwunderlich, daß ein Mensch, der nahezu sechs Jahre blinden Gehorsam gewöhnt war, nun plötzlich in Widerspruch kommt gegen den Staat und seine Verfassung..." Das entscheidende Problem der ganzen Nachkriegszeit ist hier mit einem einzigen Satze ins grelle Licht gerückt: daß der herrschende Zustand von Weimar einem wahren Staat so ungeheuer fern steht, daß er die Auflehnung aller wahrhaft staatschöpferischen Menschen auf sich ziehen muß. Wo gab es in Deutschland einen leidenschaftlicheren Willen zu Staat und Macht und klarem Volksgefüge als bei Adolf Hitler? Und wo gab es schlimmere Schmähungen und Verleumdungen dieser höchsten Werte einer Gemeinschaft als unter den Weimarer Gewalten, die die Stirn besaßen, sich trotz ihrer heimlichen Staatsfeindschaft mit den Ansprüchen jedes echten Staates zu umkleiden? Es war nicht anders: der Wille zu echter Staatsgewalt und starker öffentlicher Ordnung lebte von Anfang an einzig bei denen, die man nun als nationale Rebellen und gefährliche Desperados vor die Gerichte schleppte. Die Mächte aber, die sich zu Richtern aufwarfen, hatten die schöpferische Leidenschaft, die strenge Zucht, die hohe Disziplin, aus denen die „Rebellen" ihre gestaltenden Kräfte holten, nie gekannt. Sie waren groß geworden durch einen Verrat am Staat; sie lebten von einer fortgesetzten Auflösung aller Ordnungen; sie betrieben eine fortgesetzte Unterwühlung des Gemeinschaftsgedankens. Wenn irgendwo in Deutschland sich diese uralt gleichen Werte fanden, die noch immer zum Aufbau eines Staates nötig waren, dann einzig bei der verfemten Opposition, die sich mit dem Verfall niemals zufrieden gegeben hatte.
Es war kein Wunder, daß allein schon diese Grundstellung dem Angeklagten Adolf Hitler ein unausmeßbares Übergewicht gegenüber der leidenschaftslosen Welt des Paragraphen gab. Trotzdem aber war überraschend, wie er dieses innere Übergewicht sofort zu einem Angriff von geschichtlichem Rang ausnutzt. Er hatte erst wenige Minuten geredet, als sich schon die Tatsache abzuzeichnen begann, die dieses Verfahren zu einem der denkwürdigsten politischen Prozesse überhaupt werden läßt: daß nämlich die Angeklagten, die hier von einem bedenklichen politischen System zur Rechenschaft gezogen werden, sich zu gnadenlosen Anklägern gegen das gleiche System auswerfen und ihm mit so schweren Schlägen begegnen, daß es im Umsehen die moralischen Fundamente für seine Anklage verliert. Die Rede, mit der Adolf Hitler sich verteidigen soll, wird zu einer Abfertigung ohne Erbarmen.
Wird er zu Kreuz kriechen und seinem Kampf, der ja mißlungen ist, abschwören? So hofften die Weisen aus allen Lagern. Aber jeder Satz dieser Rede wird ein Griff an die entscheidenden Hebelpunkte der deutschen Not; und darüber hinaus wird jeder Satz ein Angriff auf die Urheber des großen Verfalls.
„Ich kam als 17jähriger Mensch nach Wien und lernte dort drei bedeutsame Fragen studieren und beobachten: die soziale Frage, das Rassenproblem und endlich die marxistische Bewegung. Ich ging von Wien weg als absoluter Antisemit, als Todfeind der gesamten marxistischen Weltanschauung, als alldeutsch in meiner politischen Gesinnung.
„Die marxistische Bewegung ist die Lebensfrage der deutschen Nation. Ich verstehe unter Marxismus eine Lehre, die prinzipiell den Wert der Persönlichkeit ablehnt, die an die Stelle der Energie die Masse setzt und damit zerstörend auf das Fundament des gesamten Kulturlebens wirkt... Die Zukunft Deutschlands heißt Vernichtung des Marxismus. Entweder gedeiht diese Rassentuberkulose, dann stirbt Deutschland ab, oder sie wird ausgeschieden aus dem Volkskörper, dann wird Deutschland gedeihen ...
„Die deutsche Revolution (von 1918) gilt als Revolution und damit als gelungener Hochverrat, der ja bekanntlich nicht strafbar ist... Das, was 1918 in Deutschland geschah, war aber nicht Hochverrat, sondern Landesverrat, der niemals legalisiert werden kann. Für uns war das ein gemeines Verbrechen am deutschen Volke, ein Dolchstoß in den Rücken der deutschen Nation..."
Die Schläge sitzen. In wildem Chor wird die marxistische Presse aufheulen. Eine Flut von Beschimpfungen wird am andern Tage die Antwort sein, anmaßend, dreist, in der zeternden Schamlosigkeit des Enthüllten. Die Berichterstatter im Saale notieren sich die Schimpfwörter für den morgigen Leitartikel: „Novemberverbrecher um Ludendorff, Großmaul Hitler, politische Bankerotteure, verbrecherische Diletanten ..." Aber der Führer spricht weiter.
Er schildert den Aufstieg der Partei aus der Schar der unbekannten ersten sieben Mann. Er berichtet vom Aufbau der ersten S.A.: „Für den, der willens ist, mit geistigen Waffen zu kämpfen, haben wir den Geist, für den andern die Faust." Er glüht auf in wieder erbrennender Scham über die erbärmliche Haltung der Systempolitiker im Ruhrkampf. Und er kommt endlich auch auf Bayern und die nationale Bewegung im Schutz der bayerischen Regierungsgewalten zu sprechen: da fällt zum ersten Male der Name Kahr. Hitlers erster Satz über ihn ist ein Urteil: „Herrn von Kahr hatte ich 1920 kennen gelernt. Er hatte auf mich den Eindruck gemacht, daß er ein ehrenwerter Beamter sei, aber damit war es Schluß." Und nach einer klaren, die wesentlichen Fäden aufraffenden Schilderung der hochgespannten

Lage im Spätsommer 1922 schält sich schnell auch ein ebenso vernichtendes Urteil über Lossow heraus: „Ein militärischer Führer in einer Armee von nur sieben Divisionen, der eine Division in der Hand hat und der sich gegen seinen Chef aufbäumt, muß entschlossen sein, entweder bis zum Letzten zu gehen, oder er ist ein gewöhnlicher Meuterer und Rebell."

Das Verhältnis der Kräfte, die im Herbst 1922 um das Schicksal von Bayern und Reich rangen, ist ganz scharf umrissen. Und nun wird auch die Stoßrichtung sichtbar, in die Hitler seinen Angriff führen wird: zum erstenmal deutet er nun die separatistische Gefahr an, in der Bayern monatelang schwebte: „Der Kampf, wie Dr. von Kahr ihn führt, ist ein Verbrechen, außer man ist entschlossen, den Kampf von der ersten Minute an der deutschen nationalen Erhebung einzugliedern... Der Weg, sich nach auswärtiger Hilfe umzusehen, ist für jeden Deutschen das Schamloseste, was es gibt. Lossow meinte beim Ruhrkonflikt, es gebe zwei Möglichkeiten: entweder den Widerstand in eine tatkräftige Form zu kleiden, oder, wenn die Sache zusammenbreche, müsse jeder einzelne Staat sehen, wie er hindurchkomme; das würde selbstverständlich zur Zertrümmerung des Reiches führen. Ich war damals davon innerlich sehr ergriffen; denn meine Einstellung ist die: lieber, wenn Deutschland bolschewistisch wird, aufgehängt werden, als unter französischer Säbelherrschaft zugrunde gehen."

Es müssen beängstigende Minuten gewesen sein, als Hitler von diesen Gefahren sprach. Und erschüttert spüren die Zuhörer immer wieder aus seinen Worten den verzweifelten Kampf heraus, der damals um die Entschlüsse des Triumvirats Kahr-Lossow-Seißer geführt worden sein muß: wie Hitler immer neue Versuche unternahm, sie von reichsgefährdenden Plänen zurückzudrängen; wie er bei jeder Besprechung erneut um die gemeindeutsche Lösung rang; und wie er endlich meinte glauben zu können, daß die drei Herren völlig eins mit seiner eigenen Willensrichtung seien. Noch aus den Worten, mit denen er das endgültige Ergebnis dieser Besprechungen schildert, aus diesen bitteren, enttäuschten, anklagenden Worten, spürt man das Gefühl der Erlösung heraus, das ihn offenbar beherrschte, als die Einheitlichkeit der Meinungen erzielt schien: „Tatsache war: Lossow, Kahr und Seißer haben das gleiche Ziel gehabt wie wir, nämlich die Reichsregierung zu beseitigen in ihrer heutigen internationalen und parlamentarischen Einstellung und an ihre Stelle eine antiparlamentarische Regierung zu setzen. Wenn tatsächlich unser ganzes Unternehmen Hochverrat gewesen wäre, dann müßten Lossow, Seißer und Kahr die ganze Zeit mit uns Hochverrat getrieben haben, da diese ganzen Monate nichts anderes gesprochen wurde als das, wofür wir jetzt auf der Anklagebank sitzen..."

Ein ungeheuerlicher Angriff! Durch den Saal geht eine Bewegung des Erstaunens. Welche Folgen wird dieses Wort haben?

Es hat zunächst keine anderen Folgen, als daß es die Richtung des zweiten Stoßes enthüllt, den die Angeklagten in diesem Prozeß zu führen gedenken. Zielte die eine Linie ihrer angreifenden Verteidigung gegen den bayerischen Separatismus, so folgt diese zweite dem kühnen, ja abenteuerlich anmutenden Gedanken, die Hauptankläger selber auf die Schuldbank zu zwingen. Der Plan ist einzigartig. Immer wieder hält ihn nun Hitler dem Gerichte vor:

„Wir haben im Bürgerbräukeller nicht gedroht, sondern ich habe die Herren daran erinnert, was sie mit uns die ganze Zeit besprochen haben, und sie gebeten, die Konsequenzen zu ziehen, wobei ich allerdings voraussah, daß sie mit uns ins Gefängnis kommen, wenn die Sache zugrunde geht — eine Meinung, die ich allerdings heute korrigieren muß ... Es ist unmöglich, daß ich Hochverrat getrieben habe, denn der könnte nicht liegen in den Vorgängen vom 8. November, sondern in dem ganzen Handeln und der Gesinnung der Monate vorher — und dann wundere ich mich, daß die, welche das gleiche getrieben haben, nicht neben mir sitzen ... Wenn wir Hochverrat getrieben haben, dann haben Kahr, Lossow, Seißer und eine endlose Zahl anderer das gleiche getan. Ich leugne jede Schuld ab, solange nicht meine Umgebung ergänzt wird durch jene Herren, welche die Dinge bis ins kleinste mitvorbereitet haben!"

Der Angriff läuft. Ein Trommelfeuer von Zurechtweisungen, Widerlegungen, Feststellungen liegt über dem Gegner und deckt ihn ein. Stück um Stück hat es seine sorgsam ausgebauten Stellungen in böse Trümmer geschlagen. Der härteste Wille, der kühnste Geist aus der Front der Angreifenden hat selber den Sturm schon am ersten Tag vorwärts gepeitscht, und die Gefährten haben sich nur um den Anschluß an den stürmenden Schwung zu sorgen. Aus einer denkbar ungünstigen Basis war der Angriff vorgetragen worden. Nun aber ist er schon tief in die feindliche Zone eingebrochen. Überwältigt verfolgen die Zuschauer den ungewöhnlichen Prall. Schon neigen ihre Gefühle dem Führer des Sturmes zu, der nun zum Schluß seines Angriffssignals in siegsicherem Trotz erklärt:

„Ich fühle mich als bester Deutscher, der das Beste für das deutsche Volk gewollt hat."

Es ist nicht möglich, die Rechtfertigungsreden der übrigen Angeklagten einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Entscheidend ist, daß auch die Gefährten ausnahmslos hinter dem Führer stürmen. Entscheidend ist weiter die Tapferkeit der Gesinnung, die sie alle einheitlich beherrscht. Selten hat ein Gericht eine ähnliche Treue zur eigenen Tat gesehen, die doch plötzlich zum Verbrechen erklärt worden ist: nicht einer, der nicht erklärt, daß er dieses „Verbrechen" zu jeder Stunde wieder begehen würde, weil die Sorge um Deutschland ihm das gebiete. Selten auch trat eine Gruppe von Angeklagten ihren Richtern in einem ähnlichen Wettstreit um die Verantwortung entgegen: hatte schon Adolf Hitler in seiner Rede erklärt, daß er als Führer die gesamte Verantwortung für sich allein fordere, so beanspruchen nun seine Gefährten mit der gleichen Leidenschaft die Verantwortung für ihre eigenen Entschlüsse. Es gibt keine Entschuldigungen. Es gibt nur den Angriff in der gleichen Front.

Immer wieder werden auch die beiden Stoßrichtungen in dieser Schlacht sichtbar: der Angriff gegen die nichtbeschuldigten Mithochverräter Kahr, Lossow und Seißer, und der Angriff auf die vielfältig geschiedenen partikularistischen Neigungen in der bayerischen Politik.
Die meisten der Angeklagten hatten in der bayerischen Nachkriegspolitik schon seit Jahren eine führende Rolle mitgespielt — die einen als hohe Beamte des Staates, die anderen als Offiziere, die dritten als Führer von Wehrverbänden, die ja seit den Tagen der Einwohnerwehren immer sehr eng gerade auch mit den politischen Gruppen um Kahr zusammengearbeitet hatten. Da beleuchten denn ihre Aussagen wie Schlaglichter die Hintergründe der bisherigen bayerischen Politik; und immer wieder lassen sie sehen, daß diese Politik — genau so wie das Handeln der Angeklagten selber — schroff gegen die Weimarer Verfassung gerichtet gewesen war: hatte ja doch nur die gemeinsame Front gegen das Weimarer System die nationalsozialistische Opposition in eine Einheitsfront mit den bayerischen Regierungsmännern gebracht. Nun aber, da in in der Auseinandersetzung mit Hitler Weimar die Oberhand behalten hatte, waren die bayerischen „Kampfgefährten" in das siegreiche Lager übergelaufen. Wie beschämend für sie und ihre politische Ehre, daß ihnen nunmehr von allen Seiten die Erinnerungen an die gemeinsamen Aktionen gegen Weimar, das „Verhängnis" von gestern, die „legale Gewalt" von heute, entgegengehalten werden — von Männern, die nach dem 9. November nicht zur Huldigung vor die Weimarer Präsidentensessel gekrochen waren, sondern der alten politischen Überzeugung und den alten Eiden und Männerworten treu blieben!
Pöhner, bayerischer Oberlandesgerichtsrat, mit Kahr seit Jahren in enger politischer Verbindung, sagt aus: „Ich lernte Kahr hoch schätzen, da er, wie ich, der Meinung war, daß das, was sich im November 1918 abgespielt hatte, ein Verbrechen gewesen sei... Ich war (am 8. November) erfreut, daß sich endlich jemand gefunden hatte, der den Mut besaß, die Herren mit sich fortzureißen, welche die Sache schon lange vor hatten, welche die neue Regierung im Reich schon längst beschlossen hatten ... Ich mache kein Hehl aus meiner gesamten Einstellung. Wenn das, was Sie mir vor werfen, Hochverrat ist — dies Geschäft treibe ich schon seit fünf Jahren!"
Und ein Verteidiger, der ihn fragt, ob Kahr im Jahre 1920 und wiederum 1922 sehr illegale Weg beschritten habe, um zur Macht zu kommen, erhält lächelnd die Antwort: „Ja, ich war ja dabei!"
Der Oberstleutnant Kriebel springt ihm bei, als er von der gleichen Angelegenheit erzählt, bei der sich Kahr der Führung in Bayern versichert hatte: „Ich habe mir damals meine Staatsstreichsporen verdient." Doch über die Zeit, da Kahr, im Besitze der Macht, sich auf „legale" Behäbigkeit umzustellen begann, fällt Kriebel ein anderes Urteil: daß Kahr „ein Mann der offenen Hintertüre ist, der die letzte Konsequenz aus einem Entschluß nicht zieht." Und zum Schluß seiner Vernehmung in Heller Erregung: „Ich empfinde keinerlei Reue, mitgewirkt zu haben, ich bin stolz darauf, daß ich es getan habe, weil ich schon lange Ekel vor Männern habe, die mit dem Munde geredet haben etwas zu tun, aber nie etwas getan haben."
Robert Wagner, Oberleutnant der Reichswehr, bescheinigt auch dem General Lossow, daß er nichts anderes betrieben habe als den Kampf gegen die Weimarer Verfassung, auf die er vereidigt worden war, und die er staatsstreichmäßig beiseiteschob, als er seine eigene Division auf Bayern verpflichtete: „General Seeckt nannte das Vorgehen Lossows eidbrüchig... Wir aber sahen in Lossow den neuen Porck."
Genau so erinnert Frick an Kahrs sehr illegale politische Vergangenheit, die sich mit seiner gegenwärtigen plötzlichen Loyalität so gar nicht deckt: „Während des Kapp-Putsches trat ich Kahr nahe, der am 15. und 14. März eine hervorragende Rolle spielte..."
Sie alle gehen in breiten Ausführungen dann auch auf die Tage unmittelbar vor dem 8. November ein, da eine Besprechung die andere jagte und jede mit der Erkenntnis endete, daß Kahr, Lossow und Seißer ihren längst schon vollzogenen Bruch mit Berlin bis zur gewaltmäßigen Auseinandersetzung vortreiben wollten, sobald nur die ersehnte Gelegenheit zum Losschlagen sich biete. Als das Verhör der Angeklagten beendet ist, läßt sich kein Zweifel mehr aufrechterhalten, daß die drei Gewinner des 9. November in ihren gegenwärtigen Loyalitätsbeteuerungen schwer angeschlagen sind: daß ihre Treue zur Verfassung, wie sie sie jetzt so beflissen zur Schau stellen, sie nicht immer beseelte; daß sie vielmehr noch vor wenigen Monaten in der Feindschaft gegen die Verfassung, zu deren Gunsten sie jetzt ihre Anklage erheben, mit den Beschuldigten völlig eins gegangen waren. Gespannt wartet die Öffentlichkeit des Tages, da sich die wichtigsten Gegenspieler der Angeklagten, die Herren Kahr, Lossow und Seißer, als Zeugen dem Gerichte würden stellen müssen. Um so lebhafter wird diese Erwartung, als einer der Verteidiger das Ergebnis der bisherigen Verhandlungen zieht und dabei auch auf die verschiedenen geheimen Verhandlungen verweist, die der Prozeß schon mit sich gebracht hatte. Immer dann war ja die Öffentlichkeit ausgeschlossen worden, wenn die „Staatssicherheit" von der Aussage bedroht zu sein schien. Aber immer wieder hatte sich dabei erraten lassen, daß sich mit diesen Aussagen oft genug eine Belastung der drei bayerischen Regierungsmänner verband. An dem Tage nun, da deren Zeugenvernehmung beginnt, wirft die Verteidigung dem Gericht ihre angreifende Feststellung entgegen: „Diese Zeugen, die als Kronzeugen gegen die Angeklagten auftreten, sind die Drahtzieher des ganzen Unternehmens gewesen, so daß es unmöglich ist, daß die Leute, die das ganze Unternehmen angezettelt haben, jetzt als Zeugen gegen die auftreten, die das Unternehmen ausgeführt haben"
Ganz scharf ist hier der Plan Umrissen, nach dem die Angeklagten den großen Feldzug für ihre Rechtfertigung und für die Zertrümmerung der gegnerischen Stellungen führen.

Nun aber hatte die Vernehmung der Angeklagten noch eine andere Hauptfrage auftauchen lassen, die die Öffentlichkeit in Atem hält: jeder der Angeklagten hatte in seiner Aussage auch den von Adolf Hitler eingeleiteten Vorstoß gegen den reichszerstörenden bayerischen Partikularismus unterstützt.
Die schärfste Waffe in diesem Kampfe führte dabei Ludendorff, als er auf die immer wieder auftretenden Machenschaften des politisierenden Klerikalismus verwies — auf die lauernde Spinne in dem partikularistischen Netz, das sich in Deutschland ausspannte. Allzu schnell war ja vergessen worden, wie eng das Zentrum seit seinem Bestehen mit allen reichsgefährdenden Gewalten in einer Front gestanden hatte. Und in den Wirren der Nachkriegszeit war auch verhältnismäßig wenig beachtet worden, daß sich führende Zentrumsprälaten und maßgebende Männer der klerikal gegängelten Bayerischen Volkspartei immer wieder mit Franzosen und Separatisten, mit Verschwörern für einen neuen Rheinbund und mit Befürwortern einer katholischen Donaumonarchie in schwer belastende Verhandlungen eingelassen hatten. Ludendorff reißt diese dunklen Pläne ins Licht, entwickelt in großen Zügen ihre Geschichte seit Bismarcks Tagen, zeigt, wie sie seit dem Novemberumsturz erneut lebendig geworden sind. All die fragwürdigen Gestalten der partikularistischen Unterwelt in Bayern werden heraufbeschworen — die Bothmer und Leoprechting, die Fuchs und Machhaus, der französische Agent Richert und der französische Gesandte Dard, der seine reichen Gelder durch alle möglichen dunklen Kanäle fließen ließ. Kahrs Politik wird Umrissen: er sprach „von starken Staaten in einem starken Reich, während ich von gesunden Staaten in einem starken Reich gesprochen hätte." Die ganze Gefährlichkeit dieser Einstellung taucht auf, als der General das Wort von der „vorübergehenden Trennung Bayerns vom Reich" brandmarkt:
„Den Gedanken einer vorübergehenden Trennung Bayerns vom Reich habe ich immer als Hochverrat angesehen."
Stets aber steht darüber die große Frage nach den Drahtziehern und Nutznießern einer solchen Politik. Und stets findet diese Frage die Antwort in einer alten geschichtlichen Erkenntnis: „Die Schaffung eines machtlosen Deutschlands war der Ausfluß ultramontaner Politik, wie sie bei der Reichsgründung und dann während des Weltkriegs in Erscheinung trat."
Beispiel um Beispiele führt der General an. Der partikularistischen und politisch-klerikalen Front fährt das Signal in die Glieder. Vom Kardinalspalast in München bis in die kleinste Kaplanswohnung, von Rom bis San Franzisko fühlt sich die am Nerv getroffen. Ihre Presse heult.
So ist denn der Angriff durch die Angeklagten auf der breitesten Front entwickelt, als endlich die Zeugenvernehmung beginnt. Über eine Reihe von Einzelheiten hatte das Gericht schon viele Zeugen befragt. Dann kam der Tag, an dem in die Vernehmung der Hauptzeugen Kahr, Lossow und Seißer eingetreten wird.
Was die Aussagen der drei Herren kennzeichnet, ist zunächst eine erstaunliche Übereinstimmung in den Bekundungen bis in einzelne Formeln hinein. Deutlich erkennt man, daß gemeinsame Besprechungen vorausgegangen sind, in denen die Aussagen aufeinander abgestimmt wurden. Ob es sich um die umstrittenen Szenen im Bürgerbräukeller handelt, bei denen Lossow nach seinen und seiner Gefährten Aussagen die Losung „Komödiespielen" ausgegeben haben will; ob von den Maßnahmen der Zeugen unmittelbar nach der Bürgerbräuversammlung die Rede ist; ob die innere Einstellung zu dem Unternehmen überhaupt zur Frage steht: bei all diesen Erörterungen verraten die Aussagen der drei Herren eine sorgfältige gemeinsame Überarbeitung. Niemand kann behaupten, daß die Herren sich unbefangen der Befragung stellen, um so weniger, als namentlich Kahr seine Aussage entgegen der Prozeßordnung immer wieder von einer mitgebrachten Denkschrift abzulesen versucht.
Aber auch abgesehen von solchen Einzelfragen, beherrscht die Herren eine bemerkenswerte Übereinstimmung in der großen politischen Linie ihrer Darlegungen. Es erscheint darin geradezu die Haltung der damals maßgebenden Kreise gegenüber dem Nationalsozialismus überhaupt.
Vor allem fällt auf, daß sie in einer erstaunlichen Kühnheit ihre eigene vergängliche Person mit der Ewigkeit des Staates gleichsehen. Lossow, aggressiv: „Wenn Kahr und die Träger der Machtfaktoren des Staates mit allen Mitteln verächtlich gemacht werden, so richtet sich das nicht gegen unsere Person, sondern gegen die Staatsidee und die Autorität des Staates. Nicht Kahr und seine Genossen werden hier geschädigt, sondern der Staat. Wer hat das Feuer an der Feldherrnhalle befohlen? Ich kann die Frage genau beantworten: den Befehl hat der Staat gegeben!"
Kahr wirft sich genau so in die Brust: „Meine Wirksamkeit galt vor allem den bayerischen Belangen, der Wahrung der Staatsautorität und der Konstituierung des staatlichen Machtgedankens. Herr im Lande darf nur der Staat und die Staatsgewalt sein -" und deutlich hört man dahinter seinen alten selbstbewußten Anspruch: „Aber die Staatsgewalt ist in mir verkörpert!"
Seißer bestätigt diesen Anspruch: Kahr wollte die vaterländischen Kräfte sammeln, unter seinem eigenen Befehl, unter „unbedingter Einfügung in die Staatsautorität."
Aber sie alle vergessen, daß im November 1923 jede Staatsautorität schon lange in Scherben geschlagen war und daß jede nationale Ordnung und aller Glaube an das Volk einzig aufrechterhalten wurden durch die Arbeit der Angeklagten, die man jetzt mit allen Mitteln als Verbrecher am Staate hinzustellen sich bemüht.
Die zweite Behauptung Kahrs, Lossows und Seißers zielt dahin, daß sie zwar eine neue Regierung im Reiche hätten bilden wollen, aber selbstverständlich auf durchaus legalem Wege. Während die Angeklagten immer wieder darlegten und durch ihre Zeugen beweisen ließen, daß auch die drei Herren an einen gewaltmäßigen Vormarsch auf Berlin gedacht haben müssen und den Kampfbund immer in diesem Sinne unterrichteten, behaupten die drei Zeugen

nunmehr, daß sie sich nur um eine völlig friedliche Veränderung der Regierung im Reich bemüht hätten. So setzt denn eine verwirrende Verschiebung aller Begriffe und aller bis dahin gültigen politischen Vorstellungen ein: hatte man im Oktober 1925 von einem „Marsch nach Berlin" geredet, so erklärt man das nunmehr ganz harmlos damit, daß es sich dabei nur um einen gelinden „Druck auf Berlin" oder gar nur um eine „geistige Erneuerung" gehandelt hätte; hatte man 1925 widerspruchslos Redner aus den verschiedensten Verbänden landauf, landab, von der Notwendigkeit einer nationalen „Diktatur" reden lassen und sich immer wieder zu dieser Forderung bekannt, so verharmlost man jetzt dieses klare und harte Wort, indem man von einem „Direktorium" spricht, das damals hätte gebildet werden sollen; hatte Lossow sich zu jedem „Staatsstreich" bereit erklärt, wenn er nur Aussicht auf Gelingen biete, so definiert er dieses eindeutig gewaltmäßige Wort nunmehr mit seichten Floskeln, die sich ganz dem parlamentarischen Empfinden der Weimarer Welt anpassen und auch bei den getreuesten Republikanern keinen Anstoß erregen können. Kein Begriff bleibt während der Aussagen der drei Herren unverwischt, kein gemeinsamer Plan von 1925 unverändert. Jedes Wort erfährt eine neue Auslegung, jeder gemeinsamen Verabredung wird plötzlich ein anderer Sinn unterschoben. Und auch durch dieses Verfahren sollen die Angeklagten als instinktlose, hitzköpfige, am Ende verbrecherische Saboteure gebrandmarkt werden, die sich nicht den klugen Plänen der „berufenen" Führer unterordnen wollten und darum alles mit Verrat und Treubruch zerschlagen mußten.
Denn eine maßlose Flut von Beschimpfungen und Verdächtigungen bildet das dritte Kennzeichen in der Vernehmung der drei Hauptbelastungszeugen. Je nach dem Temperament der drei Herren stürzt sie mehr oder minder heftig auf die Angeklagten herein. Am vorsichtigsten wägt Kahr seine Äußerungen ab: er hüllt sich gern in den Mantel zur Schau getragener Verachtung, wenn er etwa, statt eine Frage Hitlers unmittelbar zu beantworten, sich zum Vorsitzenden wie zu einem Vermittler wendet oder gar nur das Rednerpult anspricht. Seißer formuliert seine Angriffe spitz, klug verhüllt, aber in ihrer Dialektik so beleidigend, daß dem Führer einmal das Wort „Unverschämtheit" entfährt. Lossow aber tobt schimpfend im Gerichtssaal herum, als vertreibe er sich auf seinem Kasernenhof damit die Zeit, eine Kompanie Rekruten abzukanzeln. Schon während seiner ausführlichen Rede hatte er plump und grob darauflos beleidigt: „Ich erkannte, daß Hitler der Wirklichkeitssinn, der Maßstab für das, was nützlich und erreichbar ist, abgeht ... Ich habe des öfteren erklärt, daß Hitler nicht zur Führung einer Diktatur befähigt sei. Ich war aber einverstanden, daß er der politische Trommler sein könne ... Hitler ist eingestellt auf das Wort Brutalität, das Wort Sentimentalität habe ich nie von ihm gehört." Und als der General dann gar im Kreuzverhör auch bei sehr peinlichen Fragen Rede und Antwort stehen muß, gerät er schnell in eine Erregung, die ihn vollends die Nerven verlieren läßt. Gereizt, bissig, kläffend wirft er der Verteidigung seine Antworten hin, sporenklirrend rennt er vor dem Zeugensitz hin und her, jede Antwort ist, statt sachlich zu bleiben, mit einem wütenden Beigeschmack gewürzt. In dieser Stimmung begegnet er denn auch Hitler, der sich bei verschiedenen wichtigen Problemen — der Frage nach Diktatur oder Direktorium, nach gewaltsamem Vormarsch oder friedlichem „Druck", nach der Beteiligung Lossows an den Vorbereitungen zu dem allseits geplanten „Staatsstreich" - mit scharf umrissenen Fragen in die Vernehmung einschaltet. Als Hitler den schmählichen Anwurf richtigzustellen sucht, daß er am 8. November sein Ehrenwort gebrochen habe, kommt es zu dem berühmt gewordenen Zusammenstoß.
Hitler, mit knapper Feststellung: „Der 8. November war die Auslösung eines längst besprochenen Plans."
Lossow: „Seißer hat gleich zu Anfang den Vorwurf erhoben: „Zwischen uns steht Ihr Ehrenwortbruch." Sie haben geantwortet: „Verzeihen Sie mir, es ist im Interesse des Vaterlands."
Hitler, über die fortgesetzten Beleidigungen empört, in scharfem Angriff: „War das der sentimentale oder der brutale Hitler, der um Verzeihung gebeten hat?"
Lossow, völlig unbeherrscht: „Das war weder der sentimentale noch der brutale Hitler, sondern der Hitler mit dem schlechten Gewissen!"
Hitler, in Heller Erregung: „Das schlechte Gewissen brauchte ich nicht in Bezug auf den Ehrenwortbruch, den mir Herr von Lossow vorwirft, um so weniger, als der einzige, der das Ehrenwort gebrochen hat, Herr von Lossow war, und zwar am 1. Mai!"
Lossow stürmt zur Tür und schlägt sie dröhnend hinter sich zu. Der Prozeß wird vertagt, weil der Zeuge sich mit seiner widerrechtlichen Entfernung der Vernehmung entzogen hat.
Zu solchen dramatischen Szenen läuft der Prozeß mehrmals auf. Namentlich gibt es Zusammenstöße, wenn wieder einmal die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden soll. Das geschieht regelmäßig dann, wenn die weiteren Aussagen aller Wahrscheinlichkeit nach Dinge erweisen könnten, die die Zeugen Kahr, Lossow und Seißer belasten. Über die Frage, welcher Art das Unternehmen war, das sie selber planten, ist so durch den Prozeß öffentlich nichts festgestellt worden.
Auch die Befragung Kahrs hat hier keine entscheidenden offenen Antworten geliefert. Hatte Lossow ein einzigartiges Beispiel für den Versuch gegeben, mit wieviel Grobheit man sich vor einem Gericht aufführen könne, so spielt Kahr die ebenso einzigartige Rolle eines Mannes, der in einer kaum vorstellbaren Weise alle gefährlichen Antworten überhaupt verweigert. Sobald ihm eine Frage nach der Vorgeschichte des 9. November begegnet, die ihm nachweisen könnte, daß er selber mit seinen Kumpanen aufs engste in die republikfeindlichen Pläne verwickelt war, hält er die gleiche klägliche Antwort bereit — dutzendmale, mit einem erstaunlichen Mut zur Ausflucht: Ich kann mich nicht erinnern — oder: Mich bindet das Amtsgeheimnis — oder: Das darf ich nicht sagen. Dutzendweise trommeln verfängliche Fragen auf ihn nieder, und dutzendfach verweigert er die Auskunft — ein beispielloses Bild

eines verlorenen Menschen, mit gesenktem Haupt, bedauernswertes Opfer der eigenen Unzulänglichkeit, bis in die innerste Seele hinein von dem fiebernden Wunsch durchzittert, nur möglichst schnell dieser Folter zu entrinnen. Als sein Verhör beendet ist, weiß die Welt, daß hier ein Mann, der sich dereinst als der berufene Vertreter des Staates gefühlt hatte, in einer demütigenden Weise mit all seinen großen Ansprüchen zusammengebrochen ist.
Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen die Fragenreihen, denen die Zeugenvernehmung gewidmet war, breit abzuhandeln. Als das entscheidende Ergebnis des Prozesses hatte sich schon vor der Urteilsverkündung die Tatsache herausgestellt, die ja dann auch nach einem nahezu zehnjährigen Kampf die geschichtliche Rechtfertigung erfuhr, daß nämlich, das innere Recht, das moralische Übergewicht, der hohe geschichtliche Mut zur Entscheidung und zur Verantwortung einzig auf Seiten der Angeklagten standen. Die Vertreter des anklagenden Staates hatten, vielleicht in redlichster Absicht, eine innerlich morsche Welt verteidigt. Der klägliche Abgang Kahrs war dafür Symbol, und auch das lärmende Auftrumpfen Lossows war nur das Zeichen für die Schwäche einer Ordnung, die in sich selber nicht fest genug war, um einen Angriff in ruhiger Sicherheit abzuwehren. Jedenfalls verriet die Einsatzbereitschaft der Angeklagten, daß in ihnen der Instinkt für geschichtsbildende Werte lebendiger war als in den berufenen Vertretern der staatlichen Autorität. Immer noch haben die Mutigen über die Zauderer, die Geradheit über die Ausflucht, der Kerl über den Bürokraten gesiegt.
Geklärt hat der Prozeß vor allem, daß die vielen ehrenrührigen Vorwürfe gegen den Führer und seine Gefährten Verleumdungen waren. Geklärt hat er weiterhin, daß die drei Hauptankläger monatelang in ewigem Zaudern zusammen mit den Angeklagten verfassungsfeindliche Pläne beredeten, die in ihrer eigenen Weise zu verwirklichen die Angeklagten allein den Mut hatten. Geklärt hat er endlich, daß die eigentlichen Pläne der drei Regierungsmänner wohl auf andere und höchst gefährliche Endziele abgestellt waren als die Entschlüsse der „Putschisten"; aber gerade über diese Frage, die interessanteste des ganzen Prozesses, liegen die endgültigen Aufschlüsse nicht in den Protokollen der öffentlichen, sondern nur der geschlossenen Verhandlungen vor. Als die Zeugenvernehmung geschlossen ist und als auch Staatsanwalt und Verteidiger sich mit scharfem juristischem Rüstzeug gemessen hatten, steht als das geschichtliche Ergebnis fest: das Unternehmen des 8. und 9. November hatte in der damaligen Lage kommen müssen, es war die Auslösung einer unerträglich gewordenen Spannung, der kühne Schnitt in das Zentrum eines verheerenden Fiebers, das den Leib des deutschen Volkes schüttelte. Eine unsagbare Verwirrung hatte die Zeit vor dem 9. November beherrscht, Chaos, Pläne, Unzufriedenheit, Projekte, Gewalt, Redereien. In diesen Wirbel griff ein energischer Wille scharf hinein — und schon ordneten sich die durcheinander treibenden gefährlichen Gewalten der Unruhe und der Krankheit.
So hatte der 9. November auf jeden Fall Klarheit gebracht. Als der Tag der Urteilsverkündung herannaht, zielt die geschichtlich entscheidende Frage nicht so sehr auf die Höhe des Strafmaßes. Sie lautet anders: welche der gegnerischen Kräfte wird in die Zukunft die Fähigkeit hinüberretten, die Erlebnisse und Erfahrungen des Jahres 1923, und die Entscheidungen des Prozesses in schöpferische Antriebe für künftige politische Gestaltungen zu verwandeln?
Die letzten Verhandlungstage haben auf diese Frage jedem wachen und gläubigen Menschen Antwort gegeben. Am 19. Verhandlungstag begründet der Staatsanwalt in einer ausführlichen Rede seine Strafanträge. Am 24. Verhandlungstag faßt Adolf Hitler in seinem Schlußwort noch einmal für sich und seine Freunde Erkenntnis und Verpflichtung zusammen. In den Reden begegnen sich die beiden geschichtlichen Welten, die noch zehn Jahre lang um den endgültigen Austrag ihrer Gegensätze ringen werden.
Die Empfindung des Staatsanwalts ist zwiespältig. Als Mensch leugnet er nicht, wie tief ihn die Angeklagten in ihrer politischen Lauterkeit, ihrem Bekenntnis und ihrer nationalen Leidenschaft überwältigt haben. Es ist zuweilen, als wolle er sich zu ihrem Ziel mit einem rückhaltlosen Ja bekennen. Den ergriffenen Menschen aber verstrickt das Amt, für den Staat die Anklage zu vertreten, in ein Gestrüpp von Paragraphen und Doktrinen, die keinem menschlichen Bekenntnis Raum geben. Zwar räumt er ein, was den Angeklagten entscheidender Antrieb zu ihrer Tat war: „Freilich war das, was im November 1918 geschah, ein Verbrechen des Hochverrats"; und dieses Zugeständnis ist erstaunlich. Dennoch glaubt er, sich schirmend vor den Weimarer Staat stellen zu sollen: „Die Weimarer Verfassung bildet die Grundlage des Reiches. Die Gegnerschaft gegen die Verfassung, mag sie aus nationalen Gründen auch berechtigt erscheinen, darf niemals dazu führen, daß man die Verfassung mit Gewalt zu ändern oder zu beseitigen versucht." Die gefährliche Lehre beherrscht diese Rede, daß jedes politische System, sofern es nur die äußere Macht besitzt, auch gut und gottgegeben, unantastbar und unveränderlich sei. Ein starrer Formalismus verbietet jede Auflehnung, und sei sie für das Leben des Volkes noch so nötig. Die Bindung an eine tote Verfassungsvorschrift erscheint verpflichtender als der glühende Glaube an die Zukunft der Nation, die diese Verfassungsvorschrift wie Stricke um alle Gelenke fühlt. Ganz scharf formuliert der Staatsanwalt seine Forderung, auch einem ungesunden staatlichen Zustand alles Recht zuzuerkennen, sofern er nur durch eine Verfassung äußerlich gedeckt ist: „Es ist ein gefährlicher Wahn, der in der Ideenwelt der national-aktivistischen Kreise sich gebildet hat, daß alles, was aus Vaterlandsliebe und im Interesse der nationalen Sache geschieht, auch schlechthin erlaubt sei, auch wenn man da noch so sehr gegen geltende Gesetze und Rechtsordnung verstößt." Die nackte Folgerung ist klar: die „Rechtsordnung" steht über dem Volkswohl, auch wenn sie von einem bolschewistischen Regiment ausgenützt würde . . .

Ewig denkwürdig wird es demgegenüber bleiben, wie Adolf Hitler dieser kühlen Lehre einen neuen politischen Glauben entgegensetzt. Seine Rede ist auf einen gewaltigen Akkord gestimmt: gut und recht ist ein Zustand nur dann, wenn er dem Volke nützt; eine Verfassung mag juristisch noch so einwandfrei und machtmäßig noch so gut gesichert sein: wenn sie aber dem Volke schadet, ist jede Auflehnung gegen sie heiliges Recht und noch heiligere Verpflichtung. In der Stunde, da er und sein politisches Werk zerbrochen werden sollen, predigt er gläubiger und bannender als je zuvor das unveräußerliche Recht eines verratenen Volkes auf die schöpferische nationale Revolution.
Als Angeklagter steht er vor den Schranken. Aber jedes Wort, das er in den Saal hineinspricht, in die offenen Herzen ergriffener Menschen, wird zu einer Anklage, die kraft geschichtlichen Rechtes ihre Urteile fällt. Das Deutschland des Novemberverbrechens ist seinem geißelnden Willen ausgeliefert.
Hat die Revolte von 1918 dem deutschen Volke genützt? Hat sie durch Aufbau und kühne Gestaltung legalisiert, daß sie einem Hochverrat entsprang? Die Antwort, die der Redner aus einer Betrachtung der deutschen Gegenwart zieht, malt apokalyptische Bilder:
„Das Versagen der neuen Gewalten auf wirtschaftlichem Gebiete ist so entsetzlich, daß die Massen auf die Straßen getrieben werden: die Soldaten, die in die Massen schießen sollen, wollen aber nicht dauernd auf das Volk schießen... Was hat die Revolution politisch alles prophezeit? Man hörte vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, vom Völkerbund, von der Selbstregierung des Volkes. Und was kam? Ein Weltfriede auf unserem Leichenfeld ... Das Selbstbestimmungsrecht für jeden Negerstamm, aber Deutschland zählt nicht als Negerstamm ... Wir sind zum Paria *[der niedersten oder gar keiner Kaste angehörender Inder]* auf dieser Welt geworden. Was sind unsere Regierungsorgane anderes als Vollzugsorgane unserer äußeren Tyrannen? Kann jemand sagen, die Revolution ist gelungen, während doch das Objekt der Revolution, Deutschland, zugrunde geht?"
Beschwörend die Worte, bezwingend die Stimme, der Saal lauscht wie verzaubert. Wochenlang haben Juristen hier klügelnd gerechtet, nun aber sind mit einem Male die Not und die Kraft, der unversiegbare Schatz an Glauben und die Verhängnisse aller deutschen Verzweiflungen in diesem nüchternen Raum gebannt. Die Akten rascheln nicht mehr, beflissene Federn schreiben nicht mehr dickbändige Protokolle, das Schicksal selber rechtet nun durch diesen Mund um den Aufstieg und den Verfall des ringenden Volkes, dessen tiefste Kräfte wachgeworden sind in diesem zürnenden Wort, das den Mut hat zu prüfen, zu erhöhen und mitleidlos zu verwerfen. Er holt sie herbei, die Vernichter der deutschen Geltung, die seit dem Novemberverrat ihr Wesen treiben, und seine Rede dröhnt:
„Die jungen Soldaten stehen auf, die in Flandern mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in den Tod gegangen sind, und rufen: Ihr seid schuld, daß wir hier liegen, als Opfer eurer Verbrechen. Dann kommen die Ausgewiesenen, die man vertrieben hat, und klagen an ... Da liegen am Meeresgrund unsere stolzen Schiffe und klagen jene an, die mitgeholfen haben, den Stolz eines Sechzig-Millionen-Volkes zu vernichten."
Ja, er selber macht sich zum Sachwalter der gedemütigten deutschen Lebendigen und der verratenen deutschen Toten und steht groß wie ein Richter, aus dem wahrhaft die Stimme des Volkes spricht, vor dem Antlitz der Nation:
„Ich klage an Ebert, Scheidemann und Genossen des Landesverrates und des Hochverrates. Ich klage sie an, weil sie ein Siebzig-Millionen-Volk vernichtet haben."
Wie Sturmglockenklang wehen die Worte über das lauschende Deutschland hin, wie eine Drohung, daß einmal den Mächten des deutschen Verfalls das Ende dämmern wird — ein anderes als sie selber es dem Führer des kommenden Aufstandes zu bereiten entschlossen sind.
Denn daß ihm das Führeramt der Nation verliehen sei, weiß er auch in der Stunde, da man ihn nun hinter Mauern schicken wird. Und daß über seinem Anspruch mehr steht als ein eitler persönlicher Wunsch, nämlich der Auftrag des Schicksals und der Notwendigkeit selber, bekennt er mit kühner Freiheit: „Ich stehe auf dem Standpunkt, der Vogel muß singen, weil er Vogel ist. Und ein Mann, der für die Politik geboren ist, muß Politik treiben, ob er in Freiheit oder im Kerker ist, auf einem seidenen Stuhle sitzt oder mit einer harten Bank sich begnügen muß. Das Schicksal seines Volkes wird ihn bewegen, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Wer zum Diktator geboren ist, der wird nicht gedrängt, sondern der will, der wird nicht vorgedrängt, sondern der drängt selber vor . . . Wer sich berufen fühlt, ein Volk zu regieren, hat nicht das Recht zu sagen: wenn ihr mich wünscht oder holt, tue ich mit. Er hat die Pflicht, das zu tun."
Unvergeßliche Worte! Die bittende Geste eines Gedemütigten und Gebrochenen hatte die Welt erwartet, aber nun muß sie erleben, daß dieser Verfolgte herrischer als jemals nach der Führung des Volkes greift; daß sein Wille zur Macht nur noch härter geworden ist. Eine unbändige Sicherheit schwingt in seinen Worten: „Es würde in meinen Augen erbärmlich sein, um etwas zu flehen, von dem ich weiß, daß es mir die Nachwelt ohne weiteres zugestehen wird. Was mir vor Augen stand, war vom ersten Tage an tausendmal mehr als Minister zu werden. Ich wollte der Zerbrecher des Marxismus werden. Und ich werde diese Aufgabe lösen!"
Schon lange ist diese Rede keine Rechtfertigungsrede mehr. Sie ist ein hartes Bekenntnis geworden, und nunmehr schwingt sie sich vollends auf zur Entflammtheit einer Prophetie, gläubig, untrüglich sicher in der Gültigkeit des verkündeten Wortes:
„Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre mißlungen dann, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte: Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind auf dem Gewissen. Aber das darf ich versichern: es ist keine Mutter gekommen. Im Gegenteil, tausend andere sind gekommen und haben sich in unsere Reihen gestellt. Das ist

das sichtbare Zeichen des Gelingens des 8. Novembers, daß in seiner Folge sich die Jugend wie eine Sturmflut erhebt und sich zusammenschließt. Das ist der größte Gewinn des 8. Novembers, daß er nicht zur Depression geführt hat, sondern dazu beitrug, das Volk aufs höchste zu begeistern. Ich glaube, daß die Stunde kommen wird, da die Massen, die heute mit unserer Kreuzfahne auf der Straße stehen, sich vereinen werden mit denen, die am 9. November auf uns geschossen haben. Ich glaube daran, daß das Blut nicht ewig uns trennen wird . . . Die Armee, die wir herangebildet haben, wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schneller. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommt, daß diese wilden Scharen zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern, die Regimenter zu Divisionen werden, daß die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird, daß die alten Fahnen wieder voranflattern, daß dann die Versöhnung kommt beim ewigen letzten Gottesgericht, zu dem anzutreten wir willens sind. Dann wird aus unseren Knochen und aus unseren Gräbern die Stimme des Gerichtshofes sprechen, der allein berufen ist, über uns zu Gericht zu sitzen. Denn nicht Sie, meine Herren, sprechen das Urteil über uns, das Urteil spricht das ewige Gericht der Geschichte . . . Jenes Gericht wird über uns richten, über den Generalquartiermeister der alten Armee, über seine Offiziere und Soldaten, die als Deutsche das Beste gewollt haben für ihr Volk und Vaterland, die kämpfen und sterben wollten. Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichts der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwalts und das Urteil des Gerichtes zerreißen; denn sie spricht uns frei!"

Als das Gericht am anderen Tage das Urteil verkündet, hatte die Republik über die gefangenen Hochverräter scheinbar gesiegt. Adolf Hitler wurde, zusammen mit Weber, Kriebel und Pöhner, zu 5 Jahren Festungshaft verurteilt. Doch während drinnen im Saal der Vorsitzende das Urteil verliest, warten draußen in den Straßen, bewacht von Polizeiketten, Tausende und aber Tausende auf die Möglichkeit, einen der Verurteilten vielleicht zu sehen, damit sie ihm zujubeln könnten; jubeln, wie nur ein entflammtes Volk einem Sieger entgegen jubelt. Die Herzen der Tausende stehen in hellen Bränden. Jeder von ihnen trägt seinen Glauben weiter. Jeder von ihnen ist eine unbesiegbare Gewalt der Treue und der Verkündung. Jeder von ihnen ist für die verurteilende Republik eine unausmeßbare Gefahr.

Dann führte man die „Hochverräter" auf die Festung Landsberg am Lech. Und die Sieger freuten sich, daß die Träger der deutschen Unruhe nun für lange Jahre abgeschaltet seien von den Orten, an denen allein sie wirken konnten. Aber wiederum erwies sich die Rechnung als irrig. Denn während das System nun daran ging, mit allen Schikanen und allem Terror den Dawesplan in die Scheuer zu bringen, den neuen Pariapakt, den man dem Volk zu goldenen Segen aufzuschwätzen versuchte, rüstet in Landsberg ein zäher Wille neue Waffen. Draußen im Land trommeln Versprechungen, Lügen, lautes Geschwätz über das Volk hin. Aber hinter den Mauern geht ruhelos ein Häftling auf und ab und diktiert ein Buch. Es wird eine Zeit kommen, da das System mit Schrecken erkennt, daß dieses Buch gefährlichste Rüstung darstellt: daß hier die Waffen gestapelt sind, die alle alten Mauern zertrümmern werden; daß hier die Bruchsteine zu behauen sind, aus denen dereinst eine neue Ordnung sich über Deutschland erheben wird. Noch höhnen und lästern sie, die Mächte von rechts und links, die Roten und die Schwarzen und die Herren des großen Geschäfts. Aber mit nüchterner Inbrunst, in der Einsamkeit seiner Zelle, fügt ein gefangener Mann Glied an Glied in den Plan, der einst das Morsche zerschlagen und Neues gestalten wird. Wie von den Posaunen von Jericho hallt es wider in der jüdisch versippten Welt: Sieg, Sieg, der Feind ist vernichtet. Aber noch niemals haben die Händler gewußt, daß Gefahr noch droht, wenn nur ein einziges tapferes Herz seinen Glauben wie eine Fahne voranträgt.

Oberland
von
Dr. Martin Groll

Oberland! Dieser Name taucht immer wieder auf, wenn die Geschehnisse der ersten Nachkriegsjahre am geistigen Auge des rückschauenden Betrachters vorüberziehen. Denn eng ist er verbunden mit den Anfängen der nationalsozialistischen Bewegung, mit ihrem zähen Ringen um die Seele des deutschen Volkes, mit ihrer ungeheuren Anstrengung, sich selbst zu behaupten gegen den Terror marxistischer Hetzer. In diesem gigantischen Kampfe Schildträger Adolf Hitlers gewesen zu sein, das ist das Verdienst der „Oberländer", die als militärische Vorkämpfer des Nationalsozialismus unter den Freikorps eine Sonderstellung einnahmen.
Zum größten Teil rekrutierte sich dieses Freikorps aus Bayern, kernigen, wetterfesten Männern. Entstanden ist es aus einem Kreis, welcher der nationalsozialistischen Bewegung vorzügliche Kräfte gestellt hat: der Münchener Thulegesellschaft. Diese Vereinigung war aus dem 1912 gegründeten Germanenorden hervorgegangen und hatte den Kampf gegen alles Undeutsche, Internationale, vor allem gegen das Judentum auf ihre Fahnen geschrieben. Sie widmete sich besonders der arisch-germanischen Rassenpropaganda und warnte vor dem jüdischen Einfluß in den Regierungskreisen während des Krieges, um den Niedergang des deutschen Volkes aufzuhalten. Doch die Warnungen verhallten ungehört, und der Zusammenbruch kam.
In Bayern wurde bereits am 7. November 1918 von dem Unabhängigen Sozialdemokraten Kurt Eisner, einem galizischen Juden, der in Wirklichkeit Kosmanowski hieß, und dem Sozialdemokraten Auer die Republik ausgerufen und ein provisorischer Nationalrat gebildet, in dem alsbald die Juden Toller, Levien und Axelrod, letzterer als Beauftragter der russischen Sowjets, das Wort führten und eifrig am Werk waren, mit bolschewistischer Propaganda die Menge aufzuhetzen.
Den Bestrebungen der Thulegesellschaft, die nach außen als Kampfbund in Erscheinung trat, kam bei diesen Zuständen eine erhöhte Bedeutung zu. Sie nahm einen großen Aufschwung, indem die meisten Vereinigungen zu ihr stießen, die irgendeine völkische Frage vertraten, wie die „Alldeutschen" unter der Führung des vorwärtstreibenden Verlagsbuchhändlers Lehmann, die Mitglieder des von Theodor Fritsch gegründeten „Hammerbundes" und der „Deutsche Schulverein". Als in der Folge die Radikalisierung der Massen immer weitere Fortschritte machte, die Straßenkämpfe und Demonstrationen zur traurigen Regelmäßigkeit wurden, wuchs sich der Kampfbund der Thule zu einer Keimzelle nationalen Widerstandes und völkischer Selbstbesinnung aus. Hier fanden sich beherzte Männer zusammen, die mit Wort und Tat gegen die herrschenden Machthaber ankämpften und deren weltanschauliche und ideologische Hintergründe aufhellten. So gehörten hierzu Gottfried Feder, dann der einstige Rechtsstudent und jetzige Reichsjuristenführer Hans Frank, der damals schon seinen Kampf gegen das verjudete römische Recht begann. Häufige Gäste in der Thulegesellschaft aber waren der deutsche Freiheitsdichter Dietrich Eckart und Alfred Rosenberg, die nicht ermüdeten, durch zündende Ansprachen, Zeitungsartikel und Flugblätter dem Volke immer wieder zu zeigen, daß der Jude der wahre Feind des Volkes ist.
In München war derweilen nach der Ermordung Eisners der Mob völlig an die Oberfläche gespült worden. Am 7. April wurde die Räterepublik ausgerufen. Die „rechtmäßige Regierung" mit den Ministern Hoffmann und Schneppenhorst flüchtete nach Bamberg, die „Rote Armee" war in der Aufstellung begriffen. In diesen Tagen der roten Schreckensherrschaft, ausgeübt durch die russischen Juden Levien, Axelrod, Levine-Niessen und den in Deutschland geborenen Juden Toller, entwickelte sich der Kampfbund der Thule zu einer politischen Organisation, die auf den Sturz des Räteregiments hinarbeitete. Flugblätter wurden verteilt, verläßliche Mitkämpfer geworben und Waffen auf Schleichwegen in die Stadt geschmuggelt.
Oberleutnant Heinz Kurz befaßte sich mit der Werbung für das Freikorps des Obersten v. Epp, der in Ohrdruf einen Selbstschutz organisierte. Ein Unternehmen, das jedoch bald sehr schwierig wurde, weil der nach Bamberg geflüchtete „Kriegsminister" der Hoffmann-Regierung, Schneppenhorst, die Anwerbung unter Androhung hoher Gefängnisstrafen verboten hatte. Schneppenhorst versuchte, sich damit bei den Räten anzubiedern, die ihm persönlich und weltanschaulich näherstanden, als der vom Marxismus so bitter gehaßte Soldat vaterländischer Prägung. Bei Bamberg richtete dieser „Kriegsminister" sogar eine Grenzkontrolle ein, von der die Freiwilligen abgefangen und zurückgeschickt wurden. Sie sammelten sich wieder in München. Hieraus entstand die Gefahr, daß die Roten auf die große Anzahl von Menschen, die sich bei der Thulegesellschaft einfanden, aufmerksam wurden und die Pläne der Thule durchkreuzten. Man beschloß daher, diese Männer außerhalb Münchens, und zwar bei den Bauern in Eching, unterzubringen. Dort sollten sie bereitstehen und vorläufig die Gegend vor bolschewistischem Gesindel schützen. Das Kommando übernahm Hauptmann Beppo Römer. Die Bewaffnung erfolgte, indem man den Rotgardisten die Gewehre abkaufte, die dann zwei Studenten, Witzgall und Stecher, unter Lebensgefahr nach Eching brachten.
Bald sollte es zum Einsatz dieser Freiwilligenschar kommen. Im April 1919 machte die Hoffmann-Regierung den Versuch, sich mit eigenen Kräften der Isarstadt zu bemächtigen. Das Unternehmen mißlang jedoch, weil die Hoffmann-Truppen, schlecht geführt und nicht genügend diszipliniert, zu lasch vorgingen und sich bei Dachau, einem Vorort Münchens, in einen Hinterhalt locken ließen. Die Roten hatten den Bamberger Kolonnen nämlich freien Rückzug zugesagt, schossen aber unter Bruch dieses Versprechens auf Befehl des Juden Toller mit Maschinengewehren plötzlich in die Abziehenden hinein. Das darauf entstandene Gefecht hätte für die Hoffmann-Truppen einen fürchterlichen Ausgang nehmen müssen, wäre zuvor nicht jene Freischar aus der Echinger Gegend

herbeigeeilt. Mit einem Schnellfeuergeschütz brachte sie das Feuer der Roten zum Schweigen und deckte auf diese Weise den Rückzug der Bamberger.
Jetzt mochten Hoffmann und Schneppenhorst eingesehen haben, daß ihre eigenen Kräfte nicht ausreichten, um den Widerstand der Bolschewisten zu brechen. Sie erteilten daher der Thulegesellschaft offiziell die Genehmigung zur Aufstellung von Freikorps. Das war am 19. April 1919. Gleich darauf wurde das fränkische Städtchen Eichstädt zum Sammelpunkt der neuen Formation bestimmt. In den folgenden Tagen strömten Arbeiter, Bauern, Studenten — kurz, Männer aus allen Volksschichten dorthin. Ein Freikorps entstand, dessen Kern die Trupps aus der Echinger Gegend bildeten. Die meisten hatten während des Weltkrieges im deutschen Alpenkorps gekämpft. Drum nahmen sie als Abzeichen das „Edelweiß" und nannten sich: „Oberland!"
Zur selben Zeit herrschte in dem Hotel „Vier Jahreszeiten" in München eine fieberhafte Tätigkeit. In den Räumen der Thulegesellschaft war das Hauptquartier der rätegegnerischen Organisation. Kuriere kamen und gingen, Freiwillige wurden angenommen. In jeder kommunistischen Sektion saßen Leute des Kampfbundes als Schreiber und Schriftführer und sammelten Erkundigungen. Durch den von Leutnant Kraus eingerichteten Nachrichtendienst erfuhr man von den beabsichtigten Aktionen der roten Armee und konnte mehr als einmal solche unterbinden. Alle so eingegangenen Berichte wurden an die in Nordbayern stehenden Freikorps weitergegeben. Die Überbringer sowohl wie die Neuangeworbenen reisten, da die Räte die Abreise aller Männer über 16 Jahren zu verhindern suchten, mit Freifahrtscheinen, die der Leutnant Rudolf Heß ausgab, als Münchener Eisenbahnbeamte. Zur gleichen Zeit sandten die Juden ihre Häscher nach den antisemitischen Verschwörern aus. Sieben Mitglieder der Thulegesellschaft wurden verhaftet, als Geiseln zurückbehalten und später erschossen. Nur mit Mühe gelang es Dietrich Eckart, zu entkommen. Rudolf Heß war erst am Tage vorher zum Freikorps Regensburg abgegangen.
Inzwischen hatte sich der Ring der Freikorps um München geschlossen. Das Chaos in der hungernden Stadt war auf den Höhepunkt gelangt und der Mord an den Thulegeiseln die letzte Schreckenstat der Roten. Am 1. Mai begann unter heftigen Kämpfen die Besetzung Münchens. Das Freikorps Oberland drang unter der Führung des Majors v. Bekh zwischen der Garde-Kavallerie-Schützendivision und dem Freikorps Epp vom Maximilianeum her ein. Schrittweise nur konnten die Befreier vorwärtskommen, denn aus allen Gebäuden und von allen Dächern herab wurde ein wütendes Feuer auf sie eröffnet; selbst Frauen nahmen am Kampf teil. Einzelne Häuser mußten von den erbitterten Truppen gestürmt werden. Am nächsten Tage setzte nochmals ein hartnäckiges Gefecht im Bahnhofsviertel ein, an dem die Oberländer beteiligt waren. Dann flaute der Kampf ab. München war von der Blutherrschaft des Räteregiments befreit.

Ein Jahr später hatten sich auch über der Ruhr die bolschewistischen Wetterwolken wieder zusammengezogen. Seit der Novemberrevolte hatte das Gebiet keine Ruhe gehabt. Zwei schwere Aufstände waren bereits im Frühjahr 1919 unter zahlreichen Opfern mühsam niedergeschlagen. Vergeblich hatte der Kommandierende General in Münster, Frhr. v. Watter, auf ein scharfes Durchgreifen gegenüber den Unruhestiftern gedrängt und eine umfassende Entwaffnungsaktion gefordert. Die Regierung aber konnte sich nicht dazu entschließen, sie glaubte, mit vorsichtigem Verhandeln die Massen beruhigen zu können. Sie sah nicht, daß sie damit nur Öl ins Feuer goß, denn die Kommune wußte die Zeit zu nützen. Planmäßig wurden Lebensmittelunruhen inszeniert, Wochenmärkte gestürmt, Geschäfte geplündert, Gefängnisse geöffnet.
In diesen Hexenkessel platzte am 12. März 1920 wie eine Bombe der Aufruf zum Generalstreik, den die sozialdemokratischen Mitglieder der Reichsregierung gelegentlich des Kapp-Putsches vor ihrer Flucht aus Berlin erlassen hatten. Der Kommune und den in ihrem Fahrwasser segelnden Unabhängigen Sozialdemokraten war nun der willkommene Anlaß gegeben, die „Diktatur des Proletariats" nach russischem Muster zu errichten. Es nützte nichts, daß am 16. März ein Widerruf der Generalstreikparole erfolgte; es war längst zu spät. Überall im Revier schlugen die Flammen des marxistischen Aufruhrs hoch.
Zu den Truppen, die zur Niederringung des Aufstandes herangezogen wurden, gehörte auch das Freikorps Oberland, das hier als erstes Bataillon der Bayerischen Schützenbrigade unter Führung des Obersten v. Epp kämpfte. Die Oberländer, die die Räteherrschaft aus eigener Anschauung bereits kannten, wußten nur zu gut, was auf dem Spiele stand, als sie in den letzten Märztagen in der Nähe von Hamm ausgeladen wurden. Auf der Fahrt waren sie der von Stuttgart nach Berlin zurückkehrenden Regierung Ebert begegnet. Die eindeutigen Zurufe, welche dieser aus den Soldatenabteilen entgegenschallten, waren alles andere als begeisterte Huldigungen gewesen.
Bei Pelkum hatten sich die Roten in Schützengräben eingenistet, von denen aus sie gegen Hamm vorstießen. Der Angriff auf Pelkum, den man auf Befehl des Obersten v. Epp am 1. April 1920 unter gleichzeitiger Umzingelung von Norden und Süden ausführte, wurde durch einen Panzerwagen und zwei Flieger unterstützt. Die in den Waldungen versteckten Marxisten ließen sich verleiten, auf die Flieger ein wütendes Schnellfeuer zu eröffnen und verrieten dadurch ihren Standort. Jetzt war es der Artillerie möglich, auf das besetzte Gehölz zu schießen und den Roten erhebliche Verluste beizubringen. Um die Mittagszeit entwickelten sich die Kompanien gegen die Bahnlinie. Es kam zu einem sehr heftigen Gefecht, in dem die Oberländer schließlich die roten Truppen aus dem Walde südlich des Hofes Brink verdrängten und sich über das freie Gelände an den Friedhof heranarbeiten konnten.
Das Panzerauto wäre hier beinahe in die Hände der Bolschewisten gefallen. Beim Vorgehen auf einem sandigen Wege kam es zum Stehen und konnte nicht weiterkommen. Ein Zufallstreffer durch die Schießscharte tötete den Soldaten, der das vordere Maschinengewehr bediente. Der Wagen stand hilflos da. Schon stürmten 12 bis 15 Kommunisten jubelnd heran, um sich der sicheren Beute zu bemächtigen, da gelang es im letzten Augenblick dem

Fahrer, den Wagen in Gang zu setzen und zu wenden, so daß das Hintere Maschinengewehr in Tätigkeit treten konnte. Nun war es um die Angreifer geschehen. Kaum 50 Meter vom Auto entfernt, wurden sie von dem Maschinengewehr niedergemäht.
Doch am Kirchhof, der mit seinen Hügeln und Grabsteinen vorzüglich zur Verteidigung geeignet war, kam es wieder zu schwerem Kampf. Hunderte von Aufrührern saßen hier und wehrten sich hartnäckig. Aber auch die Oberländer kämpften mit der größten Erbitterung, besonders, nachdem der bei ihnen zu Recht beliebte Hauptmann Spatz aus München gefallen war. Indes, abends gegen 5 Uhr war das Gefecht mit der Einnahme des Friedhofs entschieden. Die flüchtenden Roten gerieten jetzt in die wirksam werdende Umfassung und wurden beinahe restlos vernichtet.
Wie stark Moskau an dem Aufstand beteiligt war und aus welchen Kreisen sich zum Teil die roten Truppen rekrutierten, konnte an Hand der Papiere festgestellt werden, die man bei den Toten vorfand. Unter zwanzig gefallenen Rotgardisten befanden sich allein sechzehn russischer Nationalität, und die übrigen waren vier bekannte Verbrecher, die sehr erhebliche Vorstrafen hinter sich hatten. Bei nicht wenigen wurden geraubte Gegenstände und große Geldsummen festgestellt.

Am 9. Mai 1921 rief das Freikorps Oberland seine Getreuen zu neuen Kampfhandlungen auf. Diesmal war der Schauplatz Oberschlesien. Zum drittenmal seit der Beendigung des Weltkrieges war ein Aufstand ausgebrochen, um dieses an Bodenschätzen und einer blühenden Industrie reiche Land endgültig von Deutschland abzutrennen. Zuvor hatte, aus Verlangen der Siegerstaaten (Versailler Diktat), am 21. März 1921 eine Volksabstimmung stattgefunden, bei der 60 Prozent des oberschlesischen Volkes ihre Treue zum Reich bekannten. Eine Willenskundgebung, deren praktisches Wirksamwerden der Führer der polnischen Insurgenten [Aufständische], Wojciech Korfanty, im Verein mit der in Oberschlesien regierenden Interalliierten Kommission unter dem französischen General Le Rond dadurch zu vereiteln suchte, daß er seine bis ins kleinste organisierte Aufständischenarmee mobilisierte, um Oberschlesien bis zur Oder zu besetzen und damit die Welt vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Ende April bereits fielen die ersten Horden über das verzweifelte Land her, sengend und mordend, alles vernichtend, was nicht auf ihre Fahne schwor. Das oberschlesische Deutschtum sollte ausgebrannt werden bis auf den letzten Keim.
Als die Kunde von diesen Vorgängen nach Bayern kam, schwankte die Leitung der Treuschar Oberland nicht einen Augenblick, den vergewaltigten deutschen Brüdern zur Hilfe zu kommen. Ungeachtet aller politischen Schwierigkeiten, allen Anfeindungen und Verboten der Regierung zum Trotz! Wieder warben die Oberländer Freiwillige. Und der Zustrom, vor allem an noch sehr jungen deutschen Männern, war nicht gering.
Die bayerische Stammformation, geführt von Major Horodam und seinem Stabschef Hauptmann Beppo Römer — der später leider versagte, als er sich mit der Politik zu befassen begann — mußte sich auf Schleichwegen gen Osten durchschlagen, da die weichliche und jedem Kampfe abholde Reichsregierung das Unternehmen zu sabotieren suchte. Doch als die Frühlingssonne des 11. Mai 1921 über den Waldhöhen Oberschlesiens zur Neige ging, marschierten in das Städtchen Neustadt die ersten Trupps der Oberländer ein. Im Gleichschritt dröhnten über das Pflaster die verhältnismäßig gut ausgerüsteten Kolonnen, in deren Gefolge sich sogar Ärzte und die hilfreiche Krankenschwester Pia befanden. Noch in der Nacht wurden eilig hergestellte Anschläge in der weiteren Umgebung verbreitet, die zur Verteidigung des Landes, zum Eintritt in das Freikorps und vor allem zur Beschaffung von Waffen aufforderten.
In kurzer Frist konnte die Truppe durch Neueinstellungen auf die Stärke von drei Bataillonen gebracht werden. Das 1. Bataillon, nach dem tapferen Gotenkönig „Teja" genannt, führte Hauptmann Oesterreicher, das 2. Bataillon unterstand Hauptmann Ritter v. Finsterlin, während Hauptmann Siebringhaus an die Spitze des 3. Bataillons trat. Zum 1. Bataillon gehörte die Kompanie v. Diebitsch mit dem sechzig Mann starken Tirolerzug unter Oberleutnant Drexler, einem Innsbrucker Korpsstudenten.
Die Bewaffnung der Neueingestellten war zunächst völlig unzureichend. Nicht jeder Freiwillige besaß eine Schußwaffe. Oft mußten Messer und Knüppel als Ersatz dienen. Maschinengewehre, leichte Minenwerfer oder gar Geschütze fehlten zunächst gänzlich. Man hat sie sich später von den Aufständischen geholt. Eine einheitliche Uniform gab es nicht; alte, zerschlissene Felduniformen sah man mit oberbayerischer Tracht und städtischen Zivilanzügen vermischt. Über mancher Brust schimmerte ein buntes Studentenband. Die Patronen waren in den Taschen verstaut, die Handgranaten hingen am Riemen oder an starken Bindfäden um den Leib. Als Gepäck wurde das Notwendigste im Rucksack, oft sogar in einem Pappkarton mitgeführt. Das gemeinsame Erkennungszeichen aber blieb das Edelweiß am Kragen. — So buntscheckig und unmilitärisch der äußere Anblick dieser Truppe nun auch sein mochte, so einheitlich war der Freikorpsgeist, der sie beseelte: uneigennützige Vaterlandsliebe und der ungestüme Drang, deutsches Land von Terror und Invasion zu befreien.
Dazu war es höchste Zeit geworden, denn die Insurgenten schickten sich bereits an, über die Oder zu gehen und den westlich des Flusses gelegenen Teil des Abstimmungsgebietes mit ihren Horden zu überschwemmen. Der Weg nach Mittelschlesien und Breslau hätte ihnen dann offengestanden. Aber die Freikorps und mit ihnen Oberland hielten vorläufig noch auf dem rechten Oderufer bei Ratibor und Krappitz die Wacht, allerdings schwer bedrängt von der anbrandenden Flut der Aufständischen.
Erst allmählich konnte die deutsche Linie verstärkt werden, nachdem sich der Selbstschutz unter Generalleutnant Hoefer, der selbst gebürtiger Oberschlesier war, gebildet hatte. Ihm wurden sämtliche Freikorps unterstellt. General v. Hülsen befehligte den südlichen Abschnitt. Zunächst glaubte General Hoefer, angesichts des zahlenmäßig und

technisch weit überlegenen Gegners und der ständigen Einmischungsversuche der Interalliierten Kommission, unter deren Augen die Aufstellung des Selbstschutzes erfolgen mußte, auf Offensivhandlungen verzichten zu müssen. Als jedoch das immer stärkere Andrängen der Insurgenten die Verteidigung der Oderlinie taktisch unmöglich zu machen schien, gab er dem Generalleutnant von Hülsen die Genehmigung, einen Entlastungsvorstoß von Krappitz aus nach Osten durchzuführen. Das Freikorps Oberland und die ihm zugeteilte Sturmabteilung Heinz waren zum Gegenstoß gegen die unaufhörlichen Vorstöße der Insurgenten vorgesehen.
In der Nacht vom 20. zum 21. Mai erfolgte um 1 Uhr die Bereitstellung zum Angriff. Alte Frontsoldaten, die oft diese Stunde erlebt, standen neben blutjungen Freiwilligen, die nie eine Kugel pfeifen gehört hatten. Alle wußten, daß die kommenden Stunden hart sein würden, denn der Feind verfügte massenhaft über Geschütze und schwere Maschinengewehre. Punkt 2.30 Uhr stürmten die Stoßtrupps des 1. Oberland-Bataillons unter Hauptmann Oesterreicher gegen Strebinow, die des 2. unter Hauptmann v. Finsterlin und des 3. Bataillons unter Hauptmann Siebringhaus gegen die Kalköfen von Gogolin und die Sturmabteilung Heinz, bei der Albert Leo Schlageter als Kompanieführer stand, gegen die Sprentschützer Höhen vor. Heftiges Feuer empfing sie und die nachfolgenden Schützenlinien. Trotzdem wurde nach 15 Minuten das Dorf Strebinow, dessen Verteidigung Franzosen leiteten, genommen. Kurze Zeit danach erreichte das Bataillon Oesterreicher die Höhe 209 und das Dorf Sakrau. Auch die beiden anderen Bataillone erlangten nach verhältnismäßig kurzer Zeit die festgesetzten Angriffsziele. Die feindliche Feuerüberlegenheit wurde durch den ungeheuren Elan der braven Bayern wettgemacht, die im Nahkampf mit Kolben und Messern berserkerhaft auf die Insurgenten einschlugen. Doch gegen die gewonnene Linie setzte bald ein starker Gegenstoß des Feindes vom Annaberg herunter ein. Aber in dem ruhigen Feuer der Oberländer brachen die ersten Wellen zusammen, der Rest flutete in wilder Unordnung zurück.
Diese Schlappe des Gegners wurde von den Deutschen sofort ausgenutzt. Beharrlich in ihrem Angriffsgeist, stießen sie in unaufhaltsamem Lauf bis an den Fuß des Annaberges vor. Die Orte Jeschona und Dombrowka wurden vom 1. Oberland-Bataillon gestürmt, das 2. Bataillon ging auf Oleschka vor, während Dallnie von der tapferen Sturmkompanie von Eicken genommen wurde, die sich dem Angriff freiwillig angeschlossen hatte. Niederellguth und Oberellguth besetzten das Bataillon Siebringhaus und die Abteilung Heinz, die nun bereits die Westspitze des Annaberges umfaßt hatte. Damit war die befohlene Linie erreicht.
Die Truppen jedoch drängten vorwärts. Vor ihnen lag der Schlüsselpunkt der gegnerischen Stellung, der förmlich zu einer Festung ausgebaute Annaberg. In einer Höhe von 400 Metern erhebt sich dieses Wahrzeichen Oberschlesiens aus der Oderniederung. Seine Spitze krönt ein Kloster, dessen Türme weit ins Land schauen. Der Besitz dieses Berges, der dem Feind ein ähnliches Symbol bedeutete wie den Franzosen im Weltkriege die Lorettohöhe, hatte mehr als nur militärische Bedeutung.
Major Horodam und sein Stabschef Römer entschlossen sich deshalb am 21. Mai 1921 ohne Wissen der höheren Führung zu dem tollkühnen Wagnis, den Berg zu nehmen. Der erste Schritt hierzu war die Einnahme des zäh verteidigten Oleschka, vor dem das Bataillon Finsterlin lag. Ob die Höhe 310 am Walde von Wyssoka, durch den das Bataillon Oesterreicher zum Angriff auf den Annaberg angesetzt werden sollte, vom Feinde besetzt war, wußte man nicht. Kavallerie zur Erkundung stand nicht zur Verfügung. Es blieb darum nur übrig, daß Major Horodam die Patrouille mit seinem Stabe selber ritt. Vier Reiter nur waren es, die ihn bei seinem rasenden Galopp auf die Höhe begleiteten, und doch gelang es, die letzten Posten des Feindes zu vertreiben. Offiziere und Mannschaften konnten nun zwei Feldgeschütze, die bei Sakrau erobert worden waren, den steilen Berghang emporwuchten, um den Gegner mit vernichtendem Feuer alsbald im Rücken zu fassen. Eine seitlich aufgefahrene Batterie der Insurgenten mußte schleunigst das Feld räumen. Wenn man jetzt noch das Dorf Oleschka eroberte, dann waren die Haupthindernisse für die Erstürmung des Annaberges beseitigt. Nur von acht Männern begleitet, unterzog sich Hauptmann v. Finsterlin dieser Aufgabe und griff den Feind plötzlich in der Flanke an. Die überraschten Insurgenten glaubten sich einer stärkeren Abteilung gegenüber und gaben Oleschka auf.
So waren die letzten Vorbereitungen getroffen. Um 11 Uhr begann der Sturm auf Oberschlesiens heiligen Berg. Glutheiße Strahlen sandte die Sonne auf das sommerlich brütende Land. Zwischen den Bäumen des riesigen Wyssoka-Forstes flimmerte die Luft, die bald erfüllt war vom Bersten der Zweige, vom Knacken des Unterholzes, vom Dröhnen der Schüsse des gegen den Annaberg hervorbrechenden Bataillons Oesterreicher. Auch von Norden und Westen her brandete Kampfeslärm auf. Die Kompanie von Eicken und die Sturmabteilung Heinz rückten aus diesen Richtungen vor. Verzweifelt wehrte sich der Gegner. Doch immer wieder brachen die Deutschen vor. Meter um Meter, weder den Tod noch Strapazen scheuend, gewannen sie Boden, kämpften mit verbissener Wut, bis sie die Bergkuppe erreicht hatten und der Gegner in wilder Flucht die Stellung verließ. Um 12.10 Uhr erschallten Hurras vom Annaberg. Und über dem Kloster ging die schwarzweißrote Fahne hoch.
So war eine geradezu ungeheure militärische Leistung vollbracht worden. Noch nicht 1000 Mann hatten eine vielfache, bis an die Zähne bewaffnete Übermacht aus ihrer glänzend befestigten Feldschanze vertrieben, ohne selbst über mehr denn einige Maschinengewehre und zwei eroberte Feldgeschütze zu verfügen. Dabei hatten die Aufständischen über tausend Tote. Ein Beweis dafür, daß im Kampf um die Selbstbehauptung eines Volkes schließlich weder Zahl noch Bewaffnung entscheidend sind, sondern die Raffe und der Geist einer Truppe. „Wir sind wieder Wehr", sagte einer der tapferen Oberländer nach dem Sturm. In diesem schlichten Wort drückte sich der ganze Stolz des Freikorps aus, das dem deutschen Volk in einer Zeit tiefster Erniedrigung gezeigt hatte, wessen eine von Gemeinschaftsgeist und Opferfähigkeit getragene kleine Schar fähig war.

Den Verlust des Annaberges konnten die Insurgenten nicht leicht verschmerzen. Aufgestachelt und unterstützt von den Franzosen, wollten sie ihn mit allen Mitteln wieder nehmen. Am 23. Mai griff der Feind mit starken Kräften wiederum den Südabschnitt bei Leschitz an. Mit eiserner Ruhe ließen die Oberländer den Gegner so weit vorrücken, bis er seinen rechten Flügel entblößt hatte. Da stieß ihm das Bataillon Oesterreicher vernichtend in die Flanke. In kurzem Ansturm wurden Lichinia und Salesche genommen. Viele Tote und Gerät ließ der Feind zurück. Derweilen hatte das 2. Bataillon vor Olschowa den härtesten Kampf zu bestehen. Mit lautem Hurra brachen die Oberländer aus ihrer Stellung hervor. Als sie vor den Ortsrand gekommen waren, schlug ihnen ein vernichtender Geschoßhagel entgegen. Ein Kompanieführer, Leutnant Lüdemann, wurde durch einen schweren Armschutz zu Boden geworfen. Ungeachtet der Verwundung feuerte er seine Getreuen zum Standhalten gegen den überlegenen Gegner an: „Kameraden, haltet die Stellung!", beschwor er sie, bis ihn wieder eine Kugel traf. Mit letzter Kraft rief er seiner Kompanie nach: „Haltet dem Vaterland die Treue, wie ich sie gehalten habe bis zum Tode!" Dann schoß ein Blutstrom aus seinem Munde. Wenige Augenblicke später war er gestorben, gefallen, ein Held im wahrsten Sinne des Wortes.
Die Kompanie aber und mit ihr das ganze 2. Bataillon der Oberländer harrte auf ihrem Posten aus. Immer mehr schmolz sie zusammen. Da schwenkten die Aufständischen plötzlich schwarweißrote Fähnchen und gaben zu verstehen, daß sie Heimattreue Oberschlesier seien. Als die Oberländer sich ihnen näherten, empfing sie auf 50 Meter ein heftiges Maschinengewehrfeuer. Sie warfen sich nieder, aber sie wichen nicht. Nun faßte der Kommandeur seine letzten Männer zusammen, Schreiber, Fahrer wurden mit den Gewehren der Verwundeten ausgerüstet, und mit Handgranaten ging es dem Feinde entgegen. Nach zähem Nahkampfe standen 67 Mann des Bataillons Finsterlin am Ortsrand vom Olschowa als Sieger. Die Insurgenten stoben davon.
Noch aber hatten die Kämpfe ihr Ende nicht erreicht. Am 4. Juni fand der Sturm auf das Städtchen Slaventeitz statt. Wieder bluteten die Oberländer, selbstlos und treu bis zum letzten Mann. Die Geschütze waren in schweres Maschinengewehrfeuer geraten. Die gesamte Bedienung lag am Boden. Da bediente Leutnant Spahn sein Geschütz allein, ohne Unterlaß Schuß auf Schuß in die heranwogende feindliche Welle feuernd. Vor ihm lagen die Freiwilligen Thoma und Müller, die Stellung gegen eine Abteilung von 60 Insurgenten verteidigend, bis auch sie tödlich getroffen zusammenbrachen.
Auf Kalinow aber ging das Oberland-Bataillon Siebringhaus vor, einen siebzehnjährigen Fahnenträger in seinen Reihen. Bei dem verlustreichen Nahkampfe erhielt er Hals- und Brustschüsse zugleich. Als er niedersank und die Fahne seiner Hand entfiel, beugte sich der Bataillonskommandeur über ihn und hörte den Sterbenden die Worte sprechen: „Sagen Sie meinem Vater, daß sein Sohn gefallen ist, er hat die Fahne getragen und sie nicht aus der Hand gegeben, solange er lebte."
Nach dem 4. Juni flauten die Kämpfe ab. Das Freikorps Oberland wurde mit anderen Formationen aus Oberschlesien herausgezogen, nachdem zwischen Deutschland und Polen die Grenze festgelegt und von beiden Regierungen anerkannt worden war. 52 Oberländer haben in Oberschlesien die Liebe zu Volk und Reich mit dem Tode besiegelt. Blieb auch der letzte Erfolg - die Befreiung des ganzen Oberschlesien — versagt, so darf kein Zweifel darüber herrschen, daß ohne den mutigen Einsatz des Selbstschutzes und besonders der Oberländer, das einst von den Polen besetzte Gebiet für Deutschland verloren gewesen wäre.

Wieder zwei Jahre später (1923) finden wir Oberländer in der Abwehrfront an der Ruhr, da Frankreich dieses Gebiet mit eisernem Griff gepackt hatte. Mit der Ausplünderung der reichen Kohlenschätze sollte sogleich begonnen werden. Hier auf jede erdenkliche Art Widerstand zu leisten, war das Ziel der aktiven Ruhrkämpfer, darunter auch der Oberländer.
Einer der wichtigsten Transportwege für die Abfuhr der Kohle war der Rhein-Herne-Kanal. Um den Franzosen die Wegschaffung der im nördlichen Ruhrgebiet liegenden Kokslager unmöglich zu machen, hatte man in der Oberland-Abwehrzentrale beschlossen, den Kanal bei Henrichenburg zu sprengen. An dieser Stelle ist der Kanal in ein Betonbett gefaßt und kreuzt die unter ihm fließende Emscher. Die Sprengung war ein Wagnis, um so schwieriger und gefährlicher, als in dem nur wenig entfernt liegenden Ausflugslokal „Wartburg" ein feindliches Kommando lag, das die Strecke von Posten begehen ließ.
In der Nacht zum 7. April machte sich ein kleiner Trupp von vier Oberländern und zwei mit Sprengungen vertrauten Steigern auf den Weg. 100 Kilo Dynamit hatte man bei sich. 50 Kilo sollten davon unter dem die Emscher überbrückenden Gewölbe angesetzt und zwei andere Ladungen von je 25 Kilo auf dem Boden des Kanalbettes zur Entzündung gebracht werden. Um den Sprengkegeln die größtmöglichste Wirkung zu geben, wollte man die auf der Emscher anzubringende Ladung mittels eines Floßes bis unter die Mitte des Kanalgewölbes vortreiben. Stundenlang plagte sich der Trupp in der steten Furcht, von den französischen Posten gefaßt zu werden. Doch als die Morgendämmerung heraufzog, war es geglückt, Floß und Ladung an die richtige Stelle zu bringen. Die Zündschnüre wurden in Brand gesetzt. Um 5.23 Uhr — es war mittlerweile hell geworden — zerriß eine gewaltige Detonation die Morgenstille. Die Wasser des Kanals stürzten tosend in die Emscher und überfluteten weithin das Gelände. Der Kanalspiegel begann zu sinken, die zahlreichen, mit geraubtem Koks beladenen Kähne verloren ihr Gleichgewicht und legten sich auf die Seite. Der Zweck war erreicht und für Monate war an dieser Stelle den gallischen Eindringlingen das Handwerk gelegt worden.
Als einer der Oberländer am Vormittag desselben Tages unter einer Menge von Neugierigen an die Stätte seines nächtlichen Wirkens pilgerte, sah er dort die Generalität der Ruhrarmee erregt gestikulierend beieinanderstehen.

Einige Gesprächsfetzen fing er auf: „Ces Salauds..." (diese Schweinehunde), „Mais on les aura... (aber man wird sie kriegen). Man bat sie nicht erwischt, obwohl die Oberländer auch im weiteren Verlauf des Ruhrkrieges treu ihre Pflicht getan.

Die bisherige rein militärische Form des Freikorps Oberland konnte in der folgenden Zeit nicht aufrechterhalten werden. Begründet lag diese Tatsache vor allem darin, daß die Verhältnisse im Reich ein politisches Soldatentum und damit auch eine andere Form gebieterisch erheischten, die dem wesentlich erweiterten Aufgabenkreis dienlich war. Diese Notwendigkeit von Anbeginn erkannt zu haben, bleibt das Verdienst Dr. Friedrich Webers, der sich nach Abschluß der oberschlesischen Kämpfe in der Zentrale des Freikorps durchzusetzen begann. Weniger klar in seinem politischen Blick erwies sich Hauptmann Römer, der viel zu einer später erfolgten Spaltung der Oberländer beigetragen hat.
Ein Teil von ihnen befaßte sich schon lange mit nationalsozialistischem Gedankengut, darunter etwa vierzig der heimkehrenden Annabergstürmer, die auf Veranlassung ihres Kameraden Josef Lack im Juli 1921 an einer Münchener Versammlung der N.S.D.A.P. teilnahmen. Hierbei kam durch Vermittlung Dietrich Eckarts, der einer der treibenden Kräfte zur Gründung des Freikorps gewesen war, auch Josef Lack zu Wort. Er schilderte das schwere Ringen um die deutsche Erde im Osten und führte berechtigt Klage über die wirtschaftliche Not der Heimgekehrten, besonders der Verwundeten. Da war es für die Münchener Parteigenossen einfach selbstverständlich, daß sie sich der O.-S.-Kämpfer sofort annahmen. Diese traten noch am gleichen Abend der S.A. bei und gehörten seitdem zum Stamm des „Regiments München", das unter Führung des Oberleutnants Brückner stand. Die übrigen Oberländer blieben zunächst um Hauptmann Römer geschart. Es entstand auf diese Weise der Bund „Oberland", der bald unter manchen Erschütterungen über die Grenzen Bayerns Hinauswuchs. Eine Klärung der politischen Gesamthaltung des Bundes in Bezug auf den Nationalsozialismus aber zeigte sich erst an, als man sich im Februar 1923 unter dem Einfluß des neuen Führers, Dr. Friedrich Weber, entschloß, mit der S.A., dem Bund „Reichsflagge" und der Organisation „Niederbayern" (später „Unterland" genannt) zu einer „Arbeitsgemeinschaft der vaterländischen Kampfverbände" zusammenzutreten. Damit war die Grundlage für den „Deutschen Kampfbund" gegeben, der am 2. September 1923 gelegentlich des Deutschen Tages in Nürnberg von Adolf Hitler geschaffen und fortan geführt wurde.
Straffe militärische Schulung, Disziplin und Tapferkeit blieben auch künftig die hervorragenden Eigenschaften der Oberländer, die sie nicht zuletzt am 8. und 9. November 1923 bewiesen haben. Mögen nach diesen Ereignissen bei dem allenthalben einsetzenden Wirrwarr im völkischen Lager auch einige Teile des Bundes gegen den Willen ihres aufrechten Führers Dr. Weber, der mit Adolf Hitler die Festungshaft in Landsberg teilte, von der Bewegung abgesplittert sein, so bleibt im ganzen doch nur festzustellen, daß die Mehrzahl der Oberländer auch weiterhin zu den treuesten Gefolgsmännern des Führers zählte, fest im Fühlen, zäh im Wollen und kühn in der Tat für Deutschlands Wiederaufstieg.

Inhalt 1936

Adolf Hitler in Landsberg
von
Karl Richard Ganzer

Der 9. November 1923 hatte dem bayerischen Partikularismus, ehe dieser seine reichsgefährdenden Pläne endgültig verwirklichen konnte, einen entscheidenden Stoß versetzt: nie wieder konnte er sich in der Zukunft so dreist und unverhüllt hervorwagen wie in den aufregenden Monaten des Jahres 1923, in deren Durcheinander die abenteuerlichsten Gedanken und die gefährlichsten Unternehmungen hatten großwerden können — bis Hitlers harter Entschluß eine der Ausgangsstellen des Fiebers einfach zerschnitt.
Der Hitlerprozeß hatte sodann die Hintergründe und die Antriebskräfte jener gefährlichen Bewegungen, die Deutschland im Herbst 1923 von allen Seiten bedrohten, deutlich erkennen lasten. Und wiederum war es Adolf Hitler, der auch hier die Verwirrung löste und den Tarnungen, Ausflüchten, Schiebereien der anderen Seite seinen herrischen Willen zur Klarheit entgegenstellte. Wie er im Jahre 1923 trotz seiner äußeren Niederlage als der eigentliche Retter Deutschlands aus einer heillosen Verwirrtheit und Gleichgültigkeit gewirkt hatte, so hatte auch im Prozeß seine Haltung den geschichtlichen Sieg davongetragen. Die staatlichen Mächte, die die Anklage gegen ihn erhoben hatten, hielten sich am Ende der Verhandlungen wohl kaum im unklaren darüber, daß ihr moralisches Gewicht erschreckend gesunken war. Unzerstört jedoch hatte Hitlers Glaube in jeder Stunde triumphiert, ungebrochen hatte sein Angriffswille jede Phase der Verhandlungen beherrscht. Wo immer demgegenüber die Männer des herrschenden Staates in Erscheinung getreten waren, hatte sich ihre Haltung als schwächlich erwiesen. Das Ergebnis war klar; und es bewies erneut die Gültigkeit einer alten Erfahrung: wenn in einer politischen Auseinandersetzung zwischen Staatsgewalt und Opposition sich die moralischen Kräfte so verlagert haben, daß der Staat und seine Vertreter sich einzig durch negative Eigenschaften, durch Mangel an Selbstvertrauen, an Bekennerkraft und an Einsatzbereitschaft auszeichnen, während der echte politische Wille zur Tat und zum zukunftweisenden Bekenntnis nur bei der Opposition zu finden ist; wenn die Opposition auf sich die tapfersten Tugenden zu verschwören versteht und der Staat nur das Spießerideal der Nachtwächterruhe kennt, dann wird eine sehr eindeutige Entscheidung am Ende stehen; einmal wird dann ein Tag kommen, da die Dynamik dieser Tatsachen sich auslöst und dem stärkeren Geist und der stärkeren Faust die Entscheidung überantwortet. Untrüglich wußte Adolf Hitler am Ende des Prozesses, daß in einer vielleicht noch fernen Zukunft, aber irgendwann einmal in voller Sicherheit das Gesetz des Handelns auf ihn übergegangen sein werde.
Das aber war eine Zuversicht, die ihn weit über den Rahmen des politischen Alltagskampfes hinaushob. Denn nicht zwei politische Meinungen rangen im Hitlerprozeß miteinander, und am allerwenigsten maß sich der Gesetzeshüter mit dem Gesetzesübertreter. Im Hitlerprozeß rang vielmehr ein politischer Glaube mit einer glaubenslosgewordenen Welt, die „im Besitz" bleiben wollte, ohne für diesen Anspruch auch die innere Tragkraft mitzubringen. Adolf Hitler besaß Glauben, Willen und das verkündende Wort. Die Staatsgewalt besaß nur Paragraphen und Polizisten. Mit dem Anspruch des gläubigen Sehers kämpfte Hitler um sein Werk. Auf Grund des Anspruchs der Paragraphen aber schickte ihn die Staatsgewalt auf die Festung. Damit war der formalen Dialektik der Staatsdoktrin gewiß Genüge getan. Aber die inneren Lebensgesetze des politischen Geschehens, die das schöpferische Recht einzig dem Stärkeren und dem Gläubigen zumessen, waren blind umgangen.
So kam denn die Staatsmaschinerie des alten Systems, jenes mechanische System von Gesetzen und roten Doktrinen, das von der lebendigen Kraft der politischen Auseinandersetzungen nur in Ausnahmefällen berührt wurde, langsam wieder auf die normalen Tourenzahlen ihres alltäglichen kleinen Geschäftsbetriebs. Im lebendigen Volk aber, das die großen politischen Auseinandersetzungen wirklich erlebt und das fiebernd, gestaltend und hoffend in die Kämpfe der Stunde hineingreift, schlugen nach wie vor die Herzen im Sturm. Denn daß die Erregung der Massen, die am 9. November ausgelöst worden war, sich legen würde, sobald über den juristischen „Fall" die Akten geschlossen waren, konnte nur annehmen, wer politisch blind war. Im Gegenteil: der Verlauf des Prozesses, die wochenlangen Verhandlungen, die Zusammenstöße, der Aufruf weithin bekannter Zeugen, vor allem aber die aufrüttelnden Reden des Führers, die zu den Fenstern des Saales hinausklangen in die neugierig und ergriffen lauschende Welt — all die Leidenschaften und insbesondere das sensationelle Nebeneinander der ihrer Tat sich rühmenden Angeklagten und der in müder Kläglichkeit sich enthüllenden Vertreter der herrschenden bayerischen Staatsgewalt hatten die Blicke des ganzen deutschen Volkes auf diesen Prozeß gelenkt.
Am 9. November hatte man da und dort im Reiche spotten können, daß dieser ganze Handel wohl wieder einmal eine belanglose Münchener Lokalangelegenheit, eine der bayerischen Extratouren sei, die schnell wieder ins Leere verpuffen würde. Aber am Tag nach der Urteilsverkündung war offensichtlich geworden, daß sich vor den Schranken dieses Gerichts ein politischer Anspruch erhoben hatte, der das gesamte Volk in seinen Bann zwingen wollte. Überall im Reich begannen da die politisch suchenden Menschen sich um diesen Namen Hitler zu erregen. Ein erster mächtiger Vorstoß über die bayerischen Grenzen hinaus! Ein tiefer Vorstoß aber zugleich in die Herzen von Tausenden, die anfänglich zur Zeitung nur gegriffen hatten, um nach neuen Sensationen im Prozeß zu Haschen — und plötzlich fühlten, daß sie von der Zuversicht dieses angreifenden Angeklagten, von seinem Mut und von der adeligen Kraft seines Glaubens seltsam ergriffen wurden.

Neu bestätigt standen so die einen, die alten Gefolgsmänner, drinnen im Volk. Und an die Herzen Tausender von anderen schwang zum ersten Male die Botschaft des „Hochverräters" deutlicher und unverfälschter hinan, als in den Jahren zuvor. Aber während das Urteil bei den Harten auf Trotz und bei den zur Härte Bereiten auf die scheue Hoffnung auf einen kommenden Tag stieß, schlug über Trotz und Hoffnung das Hohngelächter der herrschenden Mächte hin. Wie sollte schon den Parteiherren und den Parteiherden von links bis rechts ein gescheiterter Putschist, der nun in seiner Zelle Trübsinn blasen und Reue und Leid erwecken mochte, je noch gefährlich werden? Was galten der kindische Trotz einiger unbelehrbarer Narren und die himmelblaue Träumerei einiger treudeutscher Schwärmer? Von rechts bis links waren sich die Parteien der damaligen deutschen Welt, trotz aller gegenseitigen Eifersucht, darin einig, daß mit dem Urteil über die Tat des 9. November auch das geschichtliche Verdammungsurteil über den jungen Nationalsozialismus und seinen Führer gefällt worden sei. Aber die Überlegung, aus der sie diesen Schluß konstruiert hatten, war primitiv und entbehrte jedes politischen, gar jedes geschichtlichen Sinns. So oft die Zeitungsschreiber der deutschen Presse den Namen Hitler genannt hatten, war ihnen dabei das Bild eines verächtlichen Demagogen lebendig geworden, der die Massen mit Lügen und Versprechungsködern betört, der aber scheitern wird, sobald er vor seiner blinden Mitläuferschaft einen Mißerfolg einstecken muß. Nun war dieser Mißerfolg tatsächlich eingetreten — und dennoch gab es viele deutsche Männer, die nicht der liberalen Theorie folgten, sondern auch dem „gescheiterten" Führer die Treue hielten. Was blieb anderes übrig, als um so eifriger die Hoffnung zu nähren, daß fortan wenigstens die Festungshaft den Bann brechen würde, der von diesem Manne auszugehen schien? Der Demagoge braucht Masten, um wirken zu können — wenn man den Demagogen von den Masten entfernt, ist er dem Element seiner Wirkung entzogen — man sperre den Demagogen in eine Zelle, und die Masten werden ohne ihn ebenso gefahrlos sein, wie er ohne die Masten. Ein billiges Rezept, dieser Gedanke, über den gefürchteten Feind eine geistige Blockade zu verhängen! Und doch hatten sich die Herren der Weimarer Welt, die sich über den Plan einer geistigen Aushungerung die Hände rieben, auch in dieser Hoffnung getäuscht!
Denn von den großen Geheimnissen der Geschichte hatten sie nie einen Schimmer verspürt, und von den rätselvollen Möglichkeiten in der Seele des großen Schöpfers war ihren liberalen Gehirnen nie eine Ahnung aufgegangen. Was wußten sie von der Wahrheit, daß einen Menschen, der den Auftrag des Schicksals erfuhr, ein großes Werk in die Welt hineinzustellen, keine Gewalt auf Erden zu hindern vermag, seinem Auftrag zu dienen? „Der Vogel muß singen, weil er Vogel ist, und ein Mann, der für die Politik geboren ist, muß Politik treiben, ob er in Freiheit oder in einem Kerker ist!" So hatte Adolf Hitler selber den Gegnern getrotzt. Nunmehr, da er wirklich im Kerker sitzt, wird er die Wahrheit dieses stolzen Wortes auch beweisen.
Denn während die große Horde seiner Spötter sich vorlügt, daß er erledigt sei, weil zwischen das bisherige Feld seiner Siege, die Massen, und ihn selber dicke Mauern gestellt sind, zeigt er, daß der berufene und begnadete Politiker auch auf anderen als den gewohnten Feldern schöpferische Griffe zu tun vermag. Die Haft, die zur tödlichen Blockade für seinen Geist werden sollte, führt in Wirklichkeit zu einer außerordentlichen Konzentration seiner Kräfte, die bisher an den verschiedensten Orten eingesetzt werden mußten. Das Ergebnis der Haft ist das Buch „Mein Kampf". Es führt den Nationalsozialismus zu höchster geistiger Rüstung. Die Zelle in Landsberg ist die bedeutendste Rüstungsstätte der nationalsozialistischen Bewegung geworden.

Die Festungszelle in Landsberg ist ein kleiner Raum: einfaches Bett, schmaler Tisch, Stuhl — in allem nur das Nötigste. Aber sie besitzt große Fenster, hinter denen an Hellen Tagen der föhnblaue, perlmutterne Himmel dieses bayerischen Landes steht, weit und froh und voll Farbe, der leuchtende Beherrscher der Hochebene vom Lech bis weit über den Inn nach Oberösterreich hinein. Am Rande des Blickfeldes stehen blau und schneesilbern die Berge, ruhig und fordernd zugleich, voll Lockung für den Fernmut, voll Verheißung der Stille, Geschenk an ein Auge, das einem Künstler gehört. Auch über die Heimat in Oberösterreich hatte sich dieser Himmel gespannt, auch dort hatten an seltenen Tagen die Berge schimmernd das Blickfeld begrenzt. Damals tobte ein wilder Junge mit der Horde der Kameraden durch seine kleine Welt.
Es gibt viel Ruhe hinter den dicken Mauern. Viel Zeit zur Besinnung, viel Zeit zu alten Erinnerungen. Wann hatte soviel Muße zum letzten Male in der Welt geherrscht? Die letzten Jahre waren von einem besessenen Kampf im leidenden Volk bestimmt gewesen. In den Jahren vorher waren Granaten zerrissen, hatten Angriffsschreie geschrillt, war Gas in die Lungen und in die Augen geschlichen. Und wiederum vorher? Als man ein junger Mensch war? Als man ein Kind war? Niemals hatte die Zeit sich so ruhig und verschwenderisch angeboten wie jetzt.
Niemals auch waren die langen Stunden des Tages so leer an Tat, so arm an Einsatz, so dürftig an Kampf, wie diese Stunden hinter den Mauern es sein sollten — die Machthaber wenigstens wünschten es so.
Denn wenn man schon, so denken sie, einen starren Schädel nicht brechen und einen brennenden Willen nicht auslöschen kann, dann muß man diesen gefährlich lodernden Menschen in die Marter der Tatenlosigkeit stürzen, in die beklemmende Öde der Echolosigkeit, in die Zermürbungen einsamer Stunden, durch die die Verzweiflung schleicht wie ein tückischer, immer gegenwärtiger Schatten. Einige Tage lang wird ihm die neue Ruhe wohltun, tief wird er aufatmen, tief in sich hineinhorchen. Aber bald wird sich das ändern. Er kann nicht allzulange nur nach rückwärts träumen. Er kann nicht ewig Atem holen und Ruhe sammeln. Einmal werden die alten Kräfte sich wieder gestaut haben und nach einer Tat suchen. Doch wenn sie zum Einsatz drängen, sind ringsum die Mauern da, hemmend, drohend, Erfindung hämischer Gehirne, schlimmste Qual für den Menschen der Tat! Und wenn die neuen

Kräfte sich dann sinnlos ausgerast haben, werden sie sich nach innen wenden, ins eigene Ich — die eigene Seele werden sie prüfen — und dann zerfasern — und dann zerquälen, und dann — ja dann ist dieser gefährliche Wille dabei, sich selber für immer zu zerstören. So hofften die Machthaber. Aber ihr psychologisches Rechenexempel war falsch.
Denn wenn auch das ungewohnteste aller Dinge, die Ruhe, den Häftling nunmehr überfiel, wenn auch den Herrn der brausenden Massenversammlung und der marschierenden Sturmabteilung plötzliche Einsamkeit umfing, wenn auch den Meister der schnellen Entschlüsse nunmehr ein Raum umschloß, in dem niemand einem Befehl gehorchte und eine Entscheidung erwartete — der Wille blieb dennoch ungebrochen, ja, dieser ungeheure Wille machte sich die neue Welt selber gefügig.
Es ist kein Zweifel, daß die bezeichnenden Elemente der Gefängnisluft, auf deren zermürbende Wirkung die schwarzen Machthaber Bayerns ihre psychologische Rechnung aufgebaut hatten, auch Adolf Hitler bedrängten: die Neigung, sich mit der Vergangenheit zu befassen, die gefährliche Neigung, sich in die Tiefen der eigenen Seele zu versenken, die Neigung, zu meditieren, nachdem zum Handeln keine Gelegenheit besteht. Aber in Landsberg geschah das Erstaunliche, daß all solche Erinnerungen und Betrachtungen, die bei anderen Menschen beinahe immer zermürbend wirken und auch so wirken sollen, von einer ungeheuren Seelen- und Willenskraft verwandelt und zu Antriebskräften einer stürmenden Kampfhandlung umgestaltet wurden. Die Ruhe des Gefängnisses führte nicht zur Erschlaffung, sondern wurde als eine neue Gelegenheit zur Rüstung erkannt. Die Erinnerung an vergangene Dinge führte nicht zu matter Träumerei, sondern entnahm den Erfahrungen der Vergangenheit gestaltende Gesetze für die Arbeit an der Zukunft. Anstatt daß die feurigen Brände dieses Willens durch die muffige Luft der neuen Umgebung erstickt wurden, schmolzen sie neue Kräfte in ihren Glutfluß mit ein.
Damit aber stieß Adolf Hitler zu einer neuen, anderen Form des Führertums vor, die er bisher noch nicht nach außenhin gestaltet hatte. Bisher hatte er die Menschen unmittelbar geformt: Aug in Aug mit seinem dämonischen Willen hatten sie sich seinen Worten gefügt und waren zu Reihen und Scharen und Regimentern einer gehorsamen Gefolgschaft zusammengerückt. So oft er zu ihnen sprach, wirkte seine Rede wie in Befehl an ihr Gefühl. Sie spürten, daß dieser Befehl richtig war, sie wußten in ihrem Blut, daß auch ein Entschluß, den nur der vergängliche Augenblick geboren hatte, dem großen geschichtlichen Werke diente. Die großen Umrisse kannten sie von dem Haus, das sie einst errichten sollten; aber noch war mitten in den wilden Stürmen des Tages keine Zeit gewesen, auch von den Einzelheiten des Hauses zu reden. Wozu auch, wenn das Vertrauen der Gefolgschaft in die geschichtliche Gültigkeit aller Entschlüsse ihres Führers ohnehin nicht zu erschüttern war?
Nunmehr aber war die Unmittelbarkeit des alten Befehls zerrissen. Der Führer sah seiner Heerschar nicht mehr ins Auge, nicht mehr strahlte sein zusammenzwingender Blick über sie hin. Darum tat not, das große Gesetz zu formen, das den Willen des Führers auch dann verkündet, wenn er nicht mehr persönlich vor der Gefolgschaft steht. Als Adolf Hitler in Landsberg sein Buch schrieb, erwies sich, daß er zu seinem Führertum als Massenformer noch das neue Führertum des Gesetzesformers hinzugefügt hatte.
Das aber war der Schritt vom vergänglichen Tag in die Ewigkeit der Geschichte.

Es gibt viele Staatsschriften in der Geschichte der großen Völker. Aber die Geschichte berichtet von keiner, die im Gefängnis entstanden wäre. Viele Staatsmännner haben der Nachwelt ihre Weisheit überliefert, in großen Rechtfertigungsschriften am Ende eines umkämpften Lebens die einen, in mahnenden Vermächtnissen an ihre Nachfolger die anderen, die dritten in weitgespannten stolzen Erinnerungsschriften an die Jahrzehnte, da sie selber Geschichte gemacht hatten. Aber es gibt wohl kein Buch eines Politikers, das noch lange vor der Zeit des eigenen geschichtebildenden Handelns geschrieben worden ist und nachher auch wirklich, allen Zweifeln der Mitwelt zum Trotz, zum Glaubensbuch eines großen Volkes wurde.
Viele Gesetzesbücher gibt es in der Geschichte der Menschheit, unumstößliche, klar gefaßte, harte Dogmen zur Begründung und Ordnung einer Gemeinschaft. Aber es gibt kein anderes Gesetz, das so wenig doktrinär, so tief dem lebendigen Leben verhaftet, so reich an dynamischer Spannung ist wie das Buch Adolf Hitlers.
Drei Dinge machen seine geschichtliche Bedeutung aus: der Ursprung seiner Lehre in der persönlichen Erfahrung; der außerordentliche Sinn für geschichtliche Kräfte und organische Gesetzlichkeiten; die Kraft der Prophetie, die Strich für Strich die Gestalt eines Reiches zu zeichnen vermag, das damals als die Ausgeburt einer leeren Utopie empfunden wurde, aber bereits nach zehn Jahren in seinen Grundformen Wirklichkeit geworden ist. Daß aber diese Erfahrung, dieser Sinn für die schöpferischen Gewalten und diese verkündende Kraft sich zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen; daß ein kleiner Bauarbeiter in seinem beschränkten eigenen Erlebnisbereich die großen Gesetze der Geschichte gespiegelt findet; daß der ungenannte Soldat hinter dem eigenen Schicksal das Schicksal des Volkes ablaufen sieht; daß ein eigenes Erlebnis Einsichten vermittelt, aus denen unvermutet eine Verkündigung und eine zwingende Forderung entstehen: diese ungewöhnliche Fähigkeit, im Kleinsten das allgemeine Gesetz zu erkennen und umgekehrt nach dem großen Lebensgesetz die Vielfalt der kleinen Ereignisse zu mächtigen Spannungen zu ordnen, gibt diesem Buch seine schöpferische Bedeutung. Zu allen Zeiten ist der Blick für die wirklich bewegenden Elemente der Geschichte selten gewesen. Bei Adolf Hitler aber ist die Kraft zur Zusammenschau einzigartig. Und doch kann nur der zu großen Gestaltungen gelangen, der dieser Kraft zur

Zusammenschau mächtig ist und das lebendige Erbe seiner Erfahrung als Mittel für seine Schöpferarbeit zu nützen weiß.
Man kann hier nicht eine regelrechte „Besprechung" dieses Buches bieten: welch anmaßendes Unterfangen wäre das gegenüber dem Reichtum, der da ausgebreitet liegt. Aber man kann auf einige der mächtigsten Grundgedanken deuten, die die Unerschöpflichkeit dieses Buches beherrschen wie hohe Berge eine reiche, vielfältige Landschaft.
Wie klar verrät schon der erste Satz des Buches, daß hier der Bericht über das eigene Leben nur dazu dient, vom Geschick des Volkes zu reden und daraus wieder ein allgemeines und verpflichtendes Gesetz zu läutern! „Als glückliche Bestimmung gilt es mir heute, daß das Schicksal mir zum Geburtsort gerade Braunau am Inn zuwies." Ein kleiner berichtender Satz nur — und doch: schon steht dahinter das Erlebnis eines ganzen deutschen Stammes auf, erhebt sich ein Schicksal, das über die gesamte Nation unerhörte Folgerungen verhängte. Wir alle kennen heute, nachdem das Buch zehn Jahre lang das Denken des deutschen Volkes verwandelte, das Urteil, das Adolf Hitler über die habsburgische Monarchie und ihre Verflechtung mit dem Reiche fällte. Wer aber hatte, ehe das Buch erschien, jemals in solch vernichtender Klarheit die Spannungen gesehen, die diesen Staat, dem sich das Reich auf Gedeih und Verderb verschworen, zerstörend durchzuckten? Keiner der Klugen und keiner der Verantwortlichen der Vorkriegszeit hatte die innere Schwäche dieses Staates, dem man sich in Nibelungentreue verbunden hatte, richtig erkannt — aber ein blutjunger Mensch war irgendwo auf einem Baugerüst gestanden und hatte mit Steinen und Mörtel auch seine Sorgen um Volk und Reich mitgeschleppt, als wäre er ausersehen, das Schicksal zu wenden, das er Heraufziehen sah — er allein in einer zufriedenen, leichtgläubigen Welt....
Wer auch unter den führenden Männern der Vorkriegszeit hatte gewußt, was in der letzten Konsequenz „Marxismus" bedeutete — die mächtige Ideologie, die gegen die Gefüge des alten Staates wie ein Rammbock wieder und wieder vorstieß? Sie kannten aus dicken Büchern die Theorien, die ihnen wichtiger schienen als die brutale Entschlossenheit, mit der sie vertreten wurden — aber dem Bauarbeiter, der sich in Wien durchhungern mußte, hatte man die Drohung in die Ohren gegellt, ihn vom Baugerüst zu werfen, wenn er sich nicht vor dem Marxismus beugen wolle. Erfahrung am eigenen Leib, totnaher Blick in die wilden Augen des völkerfressenden Drachen: das war wahrhaftiger als alle Theorie, und lebensnaher mußte die Folgerung sein, die aus solchen Erfahrungen aufwuchs.
Auch von den heimtückischen, drahtziehenden Kräften im Hintergrunde wußten sie nichts, die Herren der alten Zeit, die an der Spitze des Staates standen und Überblicke besitzen sollten, während sie doch nur blind vor den eigentlichen Entscheidungen und den geschichtewendenden Veränderungen standen, die sich überall vor dem Kriege leise angebahnt hatten. Der Bauarbeiter in Wien aber stand mitten drinnen in den wilden Wirbeln der unruhigen, aufgewiegelten Welt. Und während droben auf dem Parkett der Diplomatie die Herren der riesigen Börsenprofite angesehen und ehrenwert waren, lief drunten dem kleinen Bauarbeiter der Jude ohne Tarnung tagtäglich über den Weg. Er fand ihn in der hetzenden Zeitung, er sah ihn die marxistischen Heere gängeln, zu denen die Arbeitskollegen ihn selber, den abwehrenden Bauernsprößling, pressen wollten. Und wiederum zog er die Folgerung aus dem Geschauten. Und wieder erhob er die Folgerung zu einem Gesetz, das seinem Glauben nach jedes Volk beherrschen müsse, wenn es gesund bleiben wolle.
Immer die gleiche Einsicht eröffnet dies Buch, das über den bisherigen Verlauf eines ungewöhnlichen Lebens berichtet und dabei zur großen politischen Offenbarung wird: daß keine Forderung gestellt, kein Gesetz ausgesprochen, kein Urteil gefällt wird, das nicht an der eigenen Erfahrung hundertfältig geprüft worden wäre.
Man hat dieses Verhalten, aus einem persönlichen Erlebnis sogleich eine Forderung und einen Führungsanspruch für die eigene Einsicht zu entwickeln, wohl anmaßend genannt. In Wirklichkeit gibt es keine größere Ehrfurcht vor dem inneren Recht der politischen Wirklichkeiten, als Adolf Hitler sie in seinem Buche verrät. Wie willkürlich hatte demgegenüber die andere politische Lehre, die mit einem unnachgiebigen Herrschaftsanspruch auftrat, der Marxismus, die Wirklichkeit vergewaltigt! Wie skrupellos hatte Marx die Konstruktionen seine- analysierenden Gehirn- dem Leben aufzwingen wollen! Wo bei ihm sich intellektuelle Gewalttätigkeit breitmacht, die der abstrakten Konstruktion zuliebe bedenkenlos jede Erfahrung in den Wind schlägt, ist die Lehre des Führers aus der großen Ehrfurcht vor der Erfahrung erwachsen. Wo das Gehirn immer nur analysiert, bis am Ende die volle Zersetzung grinst, zwingt der baumeisterliche Geist des Deutschen die Vielheit der Dinge zu einer neuen Schöpfung zusammen. Und wo der Jude zum Kampf für sein Werk nur den Haß und die Verneinung aufruft, wirbt Adolf Hitler in seiner Gefolgschaft die Träger der edelsten Werte.
Denn darin besteht zum anderen die Bedeutung des Buches: es ist in jeder seiner Ideen und seiner Forderungen darauf abgestellt, das deutsche Volk einer großzügigen Erziehung zu unterstellen. Eine der schmerzlichsten Einsichten in unsere Geschichte lehrt, daß unser Volk, das sich der reichsten Gaben rühmen kann, seiner Kraft nie auf die Dauer froh geworden ist. Übermächtige Schöpfungen stellte es in die Welt, in herrscherlichen Staatengebilden trat es immer wieder an die Spitze anderer Völker — aber immer wieder sank jede Leistung zu einem Nichts zusammen, weil plötzlich die Kräfte, die sie ans Licht emporgetragen hatten, wieder versagten. Niemals waren sie in eine harte Zucht genommen worden, streng, unnachsichtlich, in ihren Ansprüchen so erbarmungslos, daß sie nie wieder erschlafften. Immer hatte die langdauernde Züchtung auf die großen politischen Tugenden hin gefehlt: auf dauernde Einsatzbereitschaft, auf dauernde Zähigkeit, auf dauernde Beharrlichkeit, auf langes Entbehrenkönnen, auf einen nie erlöschenden Dienst am Ganzen, auf eine bleibende Selbstlosigkeit. Das

Müdewerden ist unsere größte Gefahr. Unsere größte Aufgabe ist es, uns zur großen Beharrlichkeit im Dienen und Kämpfen zu rüsten!
Weil Adolf Hitler wie kein anderer die seelische und willensmäßige Rüstung der Nation in Angriff genommen hat, wird ihn die Geschichte dereinst den größten politischen Erzieher des deutschen Volkes nennen. Tagtäglich erleben wir heutzutage die Wirkung dieser schwersten aller politischen Arbeiten, der Umformung der Seele unseres Volkes für die Aufgaben künftiger Jahrhunderte. Aber bereits vor zehn Jahren hat der Führer sie in seinem Buche als eine der entscheidenden Zielsetzungen für die nächsten Generationen proklamiert. Man muß sich erinnern, wie geschwächt an Charakter und Willen damals unser Volk durch die Zeit tändelte; der Jazz erlebte seinen großen Einbruch und begann, die Nation in ihrer seelischen Substanz zu zerstören; Stresemanns redseliger Mund lief über von den Phrasen der Menschheitsliebe und der friedfertigen Schafsgeduld; wer sich aber zum ewigen Gesetze des Kampfes bekannte, wurde landauf landab als Narr und Verbrecher und als Auswurf der Menschheit verschrien.
Da setzte Adolf Hitler den verlotternden Masten ein neues, uraltes Vorbild entgegen: den Kerl. Die tapfere Haltung des Kerls, den Lebensstil des Soldaten, des einsatzbereiten Dieners, des Opfergängers zeigte er als die Kraft, die von jeher die großen geschichtlichen Aufgaben gemeistert hat. Und langsam wurde die Seele des Volkes, das sich der Lüge und der entnervenden Lockung verschrieben hatte, wieder gesund. Seither steht vor dem deutschen Volk verpflichtend wieder das Bild einer Haltung, die kämpferisch, hart, streng im Dienst, bereit zum Verzicht für die Gemeinschaft ist. Was die Gestalt des deutschen Menschen heute formt, hat damals der Führer in seinem Buche als die wirkende Kraft großer Geschichte geschildert: den politischen Charakter.
Nun aber ist der politische Mensch der eigentliche gestaltende Mensch und darum der innerlich stärkste Menschentyp. Wie von selber ergab sich da, daß sich dem Führer von dieser Voraussetzung her auch die alte Lehre von der Bedeutung der Rasse neu bestätigen mußte. Schon lange hatte die Wissenschaft die Menschenrassen untersucht und bewertet; lange war auch schon anerkannt, daß die große Gestalterrasse die nordische sei. Aber erst Adolf Hitler, mit dem auf gleicher Ebene auch Alfred Rosenberg focht, hat diese Erkenntnis der Wissenschaft zu einer politischen Einsicht gewandelt und damit zu einem Werkzeug der Volksformung gemacht. Es war kein bloßes wissenschaftliches Interesse, das ihn als den einzigen Kulturschöpfer den Arier bezeichnen ließ. Einzig die Sorge um den Bestand und die Kulturfähigkeit seines Volkes gebot ihm, seinem politischen Weltbild auch diese biologische Erkenntnis mit all ihren geschichtlichen Auswirkungen einzubauen. Wie hatten sie damals alle gehöhnt, die Politikaster der Parlamente und der Redaktionen, daß hier ein Politiker wie ein Hundezüchter denke! Aber wie hatten sie alle am Kern der Dinge vorbeigesehen: daß nämlich nicht der theoretisierende Intellekt, den sie freilich meisterhaft zu beherrschen gelernt hatten, sondern die Gesetze des organischen Lebens den Weltlauf bestimmen. Gewiß war noch niemals ein Staatsmann der neueren Geschichte den Weg zum Blut und zum rassischen Vorrang gegangen. Adolf Hitler, Festungssträfling und reifender Staatsmann, hat diesen Schritt als erster getan: auch hier ein schöpferischer Revolutionär.
Ein schöpferischer Revolutionär! Denn wenn er in seinem Buch sich zunächst in Kritik ergeht, schonungslos in der Verfolgung aller lebensunwürdigen Ordnungen, und wenn er sodann in reiner Betrachtung sich mit den Grundkräften beschäftigt, die einem Volke die geschichtliche Bedeutung geben, so gewinnen diese Betrachtung und diese Kritik ihre Kraft doch erst darin, daß Adolf Hitler sie für den kommenden Aufbau einsetzt. Er will nicht verneinen, und er will nicht nur untersuchen: er will gestalten! Er ist kein Demagoge, und er ist auch kein liberaler Professor, sondern er ist Täter und Schöpfer zugleich! Jeden Satz seines Buches prägt der entschlossene Wille zu einem neuen Reich. Jeder Gedanke soll ein Baustein in dem Gefüge der kommenden Ordnung sein.
Und in einer wahrlich ungeheuren Schau, mit kühnen, starken Strichen reißt er die künftige deutsche Volks- und Staatsordnung auf: den kommenden deutschen Führerstaat — den kommenden deutschen Volksstaat mit seinem nationalistischen Bekenntnis und seiner sozialistischen Verpflichtung — den kommenden deutschen Rassenstaat. Jede dieser Gestaltungen ein Schritt in nie betretenes Gelände. Jede dieser Vorstellungen ein revolutionärer Ausgriff von geschichtewendender Kraft. Jeder dieser Gedanken eine Quelle unaufhörlichen Anspruchs an die Kraft und die Bereitschaft der Nation. Wohl niemals hat ein Staatsmann sein Werk so scharf und klar vor sich gesehen wie Adolf Hitler. Und selten hat ein Mensch so kühne Umgestaltungen geträumt und so verzehrend an ihre Verwirklichung auch schon zu einer Zeit geglaubt, in der ihm alle Macht zu Tat und Schöpfung genommen war.
Man darf es nie vergessen: diese Geschichte, nach denen sich ein Volk bis in den Grund seiner Seele verwandeln wird, stürzen auf einen Menschen ein, der nichts besitzt als seinen Glauben und draußen, da und dort verstreut, ein kleines Häuflein treuer Menschen. Nüchterne Wände sind um ihn, als er die Visionen von einem neuen Volk niederschreibt. Nur wenige Gefährten sind um ihn, zu denen er von all den Bildern reden kann, die ihm, dem Einsamen, dem Schöpfer, das innere Gefüge eines neuen Reiches offenbarten. Nur selten ist es einem Geschlecht vergönnt, in seiner eigenen Mitte einen Menschen zu erleben, der eine echte Sendung trägt. Vor allen anderen Geschlechtern ist es ausgezeichnet, und gläubig müßte es sich dem Rufe öffnen, den der Träger der Sendung erhebt.

Aber das Deutschland von 1924 und 1925 hatte keinen Sinn für das Wunder, daß sich in seiner Mitte einsam und still ein Reich zu bereiten begann. Blind und betört liefen die Massen den Lügenweisen der neuen Machthaber nach, die wie der alte Rattenfänger schmeichelnde Lieder spielten und auf den Abgrund von Versailles zuliefen. Hitler saß in Landsberg, als das herrschende System dem deutschen Volk den Dawes-Plan aufredete. Die Kapitalisten im

Weimarer System betrogen das Volk, indem sie die werbende Fahne der Dawes-Anleihe aushingen: gepumpte Milliarden kamen ins Land, unerhört würde die Ankurbelung der Wirtschaft sein, die Fabriken würden sich rationalisieren lassen, ein Segen von Wohlstand und Genuß würde das arme Land überschwemmen.
Und genau so belogen die Marxisten das Volk über das heraufziehende kapitalistische Verderben: der sozialdemokratische „Vorwärts" ließ in einer Zeichnung eine strahlende Sonne, die auf der Scheibe das Zeichen des Dollar trug, über Deutschland aufgehen und schwätzte genau wie der Kapitalist in den Banken vom kommenden Glück. Die Parteien der Rechten aber schrien wohl Zeter und Mordio über den Plan der amerikanischen Hochfinanz, doch als sie sich zu ihren Worten bekennen sollten, als sie gradestehen und treu sein sollten, brach ihnen das Rückgrat wie immer, wenn eine Entscheidung zu fällen war. Zur Hälfte setzten sich die Deutschnationalen für die Annahme des Planes ein — Dawes-Patrioten, abstoßende Zeugen für die Erbärmlichkeit einer untergehenden Welt.
Nur Adolf Hitler sah die Wirkung des Planes in entsetzlicher Klarheit voraus. Und ohnmächtig, selber in den Abwehrkampf einzugreifen, läßt er seine wenigen Redner die nackte Wirklichkeit des Planes verkünden, die die optimistische Erfüllerregierung mit Lügen und Versprechungen verdeckt.
Man lacht über die Narren und Hochverräter die immer noch Politik machen wollen, obwohl doch ihr Putsch erst vor einigen Monaten kläglich zusammengebrochen ist. Aber schon nach zwei Jahren erweist sich, daß diese Narren und Hochverräter richtig gesehen hatten — selbst wenn sie im Gefängnis gesessen und von der pulsenden Wirklichkeit des politischen Lebens abgeschnitten gewesen waren! Es ist nicht sonderlich schwer, politische Urteile zu fällen, wenn man die politischen Strömungen im Volk selber beobachten kann. Aber unermeßlich schwer ist es, eine Äußerung feinster Instinkte, und ein Zeichen der Gnade ist es, den richtigen Weg eines Volkes auch dann zu wissen, wenn man in den Verließen dieses Volkes liegt und die Ketten dieses Volkes trägt. Man hatte dem Führer auch die geringsten Voraussetzungen für sein Werk, die Verbindung zum äußeren Leben, rauben wollen. Aber er wußte um das innere Leben der Nation, um ihre Bedrängnisse, wie um ihre Aufgaben, wie um ihre Möglichkeiten. Und weil er diesen tiefsten Dingen vertraut war wie kein anderer, hat er auch in der Einsamkeit der Gefangenschaft diesem Volk ein Gesetz geben können, das für die vergängliche Stunde genau so galt wie für viele Geschlechterreihen im langen Marsch der kommenden Jahrhunderte.

Unsere N.S.-Presse
von
F. H. Woweries

Ihr Weg von der Opposition zum Mittel der Volks- und Staatsführung
Erster Teil: „Völkischer Beobachter" und Zentralverlag.

„... Sicher wird auch in kommender Zeit der Jude in seinen Zeitungen ein gewaltiges Geschrei erheben, wenn sich erst einmal die Hand auf sein Lieblingsnest legt, dem Presseunfug ein Ende macht, auch dieses Erziehungsmittel in den Dienst des Staates stellt und nicht mehr in der Hand von Volksfremden und Volksfeinden beläßt. Allein ich glaube, daß dies uns Jüngere weniger belästigen wird als einstens unsere Väter. Eine Dreißigzentimetergranate zischte immer noch mehr als tausend jüdische Zeitungsvipern — also laßt sie denn nur zischen."

Diese herzerfrischende Übersicht des Führers über die preispolitische Lage, zu Beginn des Kampfes der Bewegung ausgesprochen und heute noch durch die Haltung der jüdischen Auslandspreise bekräftigt, soll deswegen am Anfang der Betrachtung des Werdens unserer parteiamtlichen Presse stehen, weil allein der Angriffsgeist dieser Sätze die Erklärung bietet für die am 17. Dezember 1935 fünfzehnjährige, unbegreiflich schneidige Entwicklung einer vom Judentum und Finanzkapital unabhängigen, nur ihrem Volk verschriebenen deutschen Presse.
Der „Presseunfug" hatte nach all den zahlreichen historischen Schäden, die er der deutschen Politik zugefügt hat, ein Höchstmaß der Verkommenheit erreicht. Ein Chronist der „Preußischen Zeitung" schrieb:
„Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Gründerjahre vor dem großen Börsenkrach von 1873 und diese „schwarzen Tage" an der Börse selbst von den deutschen Judenzeitungen mitverschuldet worden sind. Die Verlotterung der Presse kannte keine Grenzen mehr! Es war keine Seltenheit, daß sich deutsche Zeitungen für anrüchige Geschäfte, wie die Türkenlose des Judenbarons Hirsch oder die Eisenbahngeschäfte des Juden Strausberg, mit einem Zeilenhonorar von 6400 Mark im Handelsteil ihrer Blätter bestechen ließen. Das war aber noch nicht alles — außerdem wurden die verantwortlichen Zeitungsmänner ausgiebig mit Freiaktien „gespickt" ..
Das war die Geschäftspresse des Liberalismus im Zweiten Reich, Redaktionen und Verlage fanden gleich gewissenlos ergiebige „Nebeneinnahmen". Das Wort war nicht mehr Mittel der Überzeugung, sondern Ware, mit der Geld gemacht wurde. Ein Wissenschaftler (Bücher) konnte erklären: „Die Zeitung ist eine Ware, deren Inseratenteil durch einen redaktionellen Teil verkäuflich gemacht wird."
Die kapitalistische Manier der „Marktreizung" an Stelle der Bedarfsbefriedigung griff auf die Presse und das gedruckte Wort über. Man verdarb die Leserschaft durch Sensation um jeden Preis. Was diese Zustände aus dem Redakteur machten, das hat Dietrich Eckart in seinem Werk „Familienväter" festgehalten.
Die deutschbewußte Presse ging in der Verachtung des Geldes nun wieder in das gegenteilige Extrem und verlor sich in einer unverantwortlichen Unordnung in geschäftlichen Dingen. Das hatte mit wahrer Großzügigkeit nichts gemein, sondern die Existenz der Blätter wurde sehr bald unterhöhlt. Der Führer hat auch hier die persönlichen und sachlichen Voraussetzungen zum Erfolg so klar erkannt, daß es niemand bester als er selbst sagen kann, nach welchen Grundsätzen nun die junge N.S.-Presse ins Leben gerufen wurde.
Vorläufer:
Vorher aber sei zur Vollständigkeit einer historischen Übersicht noch die Frage nach „Vorläufern" der Bewegungspresse gestreift, soweit wir die den überstaatlichen Mächten offen Kampf ansagenden Blätter als Vorläufer bezeichnen wollen, zumal sie meist Zeitschriften waren, die als Zeitungen gelten wollten.
Immerhin gab es schon vor mehr als 15 Jahren national-radikale und völkische Blätter. Sie waren durchweg bedeutungsarm. Der erste Antisemitenkongreß beklagte schon 1882 das Fehlen einer wahrhaft deutschen unabhängigen Presse. Kleine Blätter kämpften verzweifelt, so der „Reichsherold" und die „Deutsche Landeszeitung", später das „Deutsche Tageblatt" von Dr. Ernst Henrici. Theodor Fritsch brachte 1885 die „Antisemitische Korrespondenz". 1886 folgten die „Deutschsozialen Blätter" und verschwanden 1894 bereits wieder. Am 1. April 1896 ließ Dr. Friedrich Lange die „Deutsche Zeitung" erscheinen. Von den zahlreichen kleinen Blättern und Zeitschriften überlebte nur die „Deutsche Wochenschau" des Parteigenosten Kunze-Berlin die Wirrnisse völkischen Führerstreites und wirtschaftlicher Ziellosigkeit.
Nicht minder hoffnungslos versandeten die Versuche zur Schaffung einer völkischen Presse in Österreich, wo es auch der am 1. November 1909 in Prag gegründeten Deutschen Arbeiterpartei nicht gelang, preispolitische Erfolge von Dauer zu zeitigen. Hier darf auch die Tatsache erwähnt werden, daß der Führer selbst in Wien durch das antisemitische „Deutsche Volksblatt" auf die Judenfrage gebracht wurde. Zugleich mit dieser kam dem Führer damals auch die Erkenntnis von der inneren Verlogenheit jener scheinbar so „objektiven" bürgerlichen Presse.
Als Münchener Vorläufer der Bewegungspresse muß neben dem „Münchener Beobachter" das Blatt Dietrich Eckarts „Auf gut deutsch" genannt werden. Es ging 1921 im „Völkischen Beobachter" auf und verdient insbesondere des halb der Erwähnung, weil die von 1918 bis 1921 erscheinende Zeitschrift, zu deren Mitarbeitern bereits Alfred Rosenberg gehörte, sich schon ernsthaft mit dem Problem eines organischen deutschen Sozialismus und seiner Anwendung auf die innere Gestaltung einer nur dem Staat dienenden Presse beschäftigt hatte.
Was aber bedeutete diese kleine Zeitschrift bei all ihrem Mut gegen die gigantische Presseartillerie aller Feinde der deutschen Freiheit? Wehrlos stand die junge Bewegung täglich im gnadenlosen Trommelfeuer der verjudeten und

freimaurerischen Großpresse und ihrer provinziellen Nachkläffer. Nicht einmal bezahlte Anzeigen und Versammlungsankündigungen der N.S.D.A.P. nahmen die natürlich auch-nationalen Blätter von der Partei auf. Selbst wenn der gute Wille einzelner da war, blieb es immer noch unmöglich. Und doch hatten gerade diese Blätter nach dem Sieg der Bewegung die Stirn, sich zu Schildhütern der „Pressefreiheit" zu machen. Hätte es eine Pressefreiheit gegeben, wäre die Schaffung einer N.S.-Presse vielleicht weniger dringlich gewesen. So aber mußte es eine Hauptsorge der Bewegung sein, möglichst bald eine leistungsfähige Presse zu gewinnen. Wie alles, was am Anfang der Bewegung stand, war der erste Faktor nicht das Geld, sondern der Wille des Führers. Zweite Voraussetzung war auch noch keineswegs die Kapitalfrage, sondern Männer, die stärker waren als die Mächte des Goldes. Die ersten Männer der N.S.-Presse zu kennen, ist wichtiger zum Erfassen der Geschichte unseres Nationalsozialistischen Zeitungswesens, als historisch nebeneinandergereihte Zahlen.
Und so schreibt der Führer:
„Im Dezember 1920 erfolgte die Erwerbung des „Völkischen Beobachter". Dieser, der schon seinem Namen entsprechend im allgemeinen für völkische Belange eintrat, sollte nun zum Organ der N.S.D.A.P. umgestaltet werden.
An sich mußte einem die Tatsache, daß gegenüber der ungeheuren jüdischen Presse kaum eine einzige wirklich bedeutende völkische Zeitung bestand, zu denken geben. Es lag dies, wie ich dann in der Praxis unzählige Male selber feststellen konnte, zu einem sehr großen Teil an der wenig geschäftstüchtigen Aufmachung der sogenannten völkischen Unternehmungen überhaupt. Sie wurden viel zu sehr nach dem Gesichtspunkt geführt, daß Gesinnung vor die Leistung zu treten hätte. Ein ganz falscher Standpunkt, insofern die Gesinnung ja nichts Äußerliches sein darf, sondern geradezu ihren schönsten Ausdruck in der Leistung findet. Wer für sein Volk wirklich Wertvolles schafft, bekundet damit eine ebenso wertvolle Gesinnung, während ein anderer, der bloß Gesinnung heuchelt, ohne in Wirklichkeit seinem Volke nützliche Dienste zu verrichten, ein Schädling jeder wirklichen Gesinnung ist. Er belastet auch die Gemeinschaft seiner Gesinnung.
Auch der „Völkische Beobachter" war, wie schon der Name sagt, ein sogenanntes „völkisches" Organ mit all den Vorzügen und noch mehr Fehlern und Schwächen, die den völkischen Einrichtungen anhafteten. So ehrenhaft sein Inhalt war, so kaufmännisch unmöglich war die Verwaltung des Unternehmens. Auch bei ihm lag die Meinung zugrunde, daß völkische Zeitungen durch völkische Spenden erhalten werden müßten, anstatt der, daß sie sich im Konkurrenzkampf mit den anderen eben durchzusetzen haben, und daß es eine Unanständigkeit sei, die Nachlässigkeiten oder Fehler der geschäftlichen Führung des Unternehmens durch Spenden gutgesinnter Patrioten decken zu wollen.
Ich habe mich jedenfalls bemüht, diesen Zustand, den ich in seiner Bedenklichkeit bald erkannt hatte, zu beseitigen, und das Glück half mir dabei insofern, als es mich den Mann kennenlernen ließ, der seitdem nicht nur als geschäftlicher Leiter einer Zeitung, sondern auch als erster Geschäftsführer der Partei für die Bewegung unendlich Verdienstvolles geleistet hat. Im Jahre 1914, also im Felde, lernte ich (damals noch als meinen Vorgesetzten) den heutigen Generalgeschäftsführer der Partei, Max Amann, kennen. In den vier Jahren Kriegszeit hatte ich Gelegenheit, fast dauernd die außerordentliche Fähigkeit, den Fleiß und die peinliche Gewissenhaftigkeit meines späteren Mitarbeiters zu beobachten.
Im Hochsommer 1921, als die Bewegung sich in einer schweren Krise befand und ich mit einer Anzahl von Angestellten nicht mehr zufrieden sein konnte, ja, mit einem einzelnen die bitterste Erfahrung gemacht habe, wandte ich mich an meinen einstigen Regimentskameraden, den mir der Zufall eines Tages zuführte, mit der Bitte, er möge nun der Geschäftsführer der Bewegung werden. Nach langem Zögern — Amann befand sich in einer aussichtsreichen Stellung — willigte er endlich ein, allerdings unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er niemals einen Büttel für irgendwelche nichtskönnende Ausschüsse abzugeben haben würde, sondern ausschließlich nur einen einzigen Herrn anerkenne.
Es ist das unauslöschliche Verdienst dieses kaufmännisch wirklich umfassend gebildeten ersten Geschäftsführers der Bewegung, in die Parteibetriebe Ordnung und Sauberkeit hineingebracht zu haben. Sie sind seitdem vorbildlich geblieben und konnten von keiner der Untergliederungen der Bewegung erreicht, geschweige denn übertroffen werden."
Reichsleiter Amann selbst hat über sein politisches Zusammentreffen mit dem Führer eine anschauliche Darstellung gegeben:
„Ich war sieben Jahre Soldat und habe mich nach meiner Rückkehr ins bürgerliche Leben nach einer Berufsstellung umgesehen. Ich gründete eine Familie und traf Adolf Hitler erst zufällig wieder in München auf der Straße, wobei Hitler mich aufforderte, einer mir demnächst schriftlich zugehenden Einladung zu einer Versammlung Folge zu leisten.
Es war der 24. Februar 1920 im Festsaal des Hofbräuhauses. In dem brechend vollen Saal bekam ich nur mit Mühe und wiederum durch bekannte Gesichter vom Felde, die als Eintrittskartenkontrolleure am Eingang standen, Zutritt. Ich stand etwa in der Mitte des Saales, als Hitler nach der stürmischen Versammlung, immer wieder von Beifall unterbrochen, Punkt für Punkt des Programms der N.S.D.A.P. vorlas und durch Handaufheben, gewissermaßen der Versammlung einen Schwur abnehmend, annehmen ließ. Nach Schluß der Versammlung drängte ich mich zum Podium, um meinem Kriegskameraden die Hand zu geben und ihm zu erklären, daß er über meine Person im Rahmen der N.S.D.A.P. verfügen könne. Ich stellte mich für jede Arbeit nach Schluß meines beruflichen Dienstes freudig zur Verfügung. Von da ab fehlte ich in keiner Versammlung.

Im Sommer 1921 kam Hitler zu mir in die Wohnung und forderte mich auf, die Geschäftsführung der Partei zu übernehmen. Ich erklärte ihm, daß ich leider hauptberuflich unmöglich abkommen könne und daß ich gern meine freie Zeit zur Verfügung stellen würde. Hitler hielt mir darauf einen zweistündigen Vortrag wiederum über die Gefahren des Bolschewismus und erklärte mir zum Schluß: „Ich habe Sie gebeten, mein Geschäftsführer zu werden. Ich sage Ihnen nun jetzt, daß Sie nicht berechtigt sind, dies abzulehnen, sondern daß Sie die Verpflichtung haben, sich mir voll und ganz zur Verfügung zu stellen. Die Ausrede von der Pensionsberechtigung lasse ich nicht gelten, denn was nützt Ihnen eine pensionsberechtigte Stellung, wenn Sie eines schönen Tages von den Bolschewisten am nächsten Laternenpfahl aufgehängt werden."
Ich habe mir von Hitler drei Tage Bedenkzeit ausgebeten und am dritten Tage erklärt, daß ich ihm folgen werde. Nach Kündigung meiner Stellung im Zivilberuf habe ich so ziemlich alle Brücken hinter mir abgebrochen, um Hitler und seiner Idee zu dienen. An allem, was die Partei vom August 1921 bis zum 9. November 1923 unter Führung Adolf Hitlers unternahm, habe ich nach meinen Kräften beigetragen."
Der vom Führer bereits charakterisierte alte „Völkische Beobachter" erschien als „Münchener Beobachter", einem vierseitigen Wochenblatt mit kleinem Format seit dem 2. Januar 1887. Verlag und Schriftleitung dieses als Vorstadtblatt erscheinenden Unternehmens gingen im Jahre 1900 an Franz Eher über. Die Kriegsjahre warfen das Blatt zurück. Eher starb am 22. Juni 1918. Damals sotten nur noch zwei Festbezieher vorhanden gewesen sein, im übrigen oblag der Vertrieb dem Straßenhandel. Die finanzielle Lage wird noch bedrohlicher, als der „M. B." sich auch in der Rätezeit offen zum deutschvölkischen Gedanken bekennt und zeitweise nur illegal erscheinen kann. Am 9. August 1919 erhält der nach auswärts gehende Teil des Blattes den Namen „Völkischer Beobachter" mit dem Untertitel „Freie Wirtschaftszeitung, Deutsch-Völkischer Beobachter, Sportblatt mit der Wochenschrift Wegsucher und deutsche Warte". Am 30. September 1919 wurde der Verlag zur G.m.b.H. umgewandelt. Gesellschafter sind auch die Mitglieder der N.S.D.A.P. Gottfried Feder und Dr. Wilhelm Gutberlet. Nach dieser Einflußnahme der jungen Bewegung wird am 25. Dezember 1920 die Mitteilung veröffentlicht:
„Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat den „Völkischen Beobachter" unter schwersten Opfern übernommen, um ihn zur rücksichtslosesten Waffe für das Deutschtum auszubauen gegen jede feindliche undeutsche Bestrebung. München, den 18. Dezember 1920".
Erst am 16. November 1921 erscheint im Register des Amtsgerichts München als Besitzer sämtlicher Anteile des Verlages Frz. Eher Nachf. Adolf Hitler. Erster Schriftleiter wurde Hermann Esser.
Am 1. Januar 1921 begann der Führer seine redaktionelle Mitarbeit.
Am 20. Februar 1921 erhielt die Zeitung den Titel „Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands". Im Sommer 1921 kommt das erste von insgesamt 34 Verboten, vier Wochen. Parteigenosse Amann konnte innerhalb dreier Jahre die verbliebenen sechs Gesellschafter der G.m.b.H. auszahlen und machte den „V. B." allem Terror zum Trotz zum ausschließlichen Eigentum der Partei.
Die oben zitierte, in ihrer Art wohl einzig dastehende öffentliche Anerkennung Amanns durch den Führer setzt zu ihrer vollen Würdigung das Wissen voraus um die unerhörten Schwierigkeiten, die der Entwicklung unserer jungen Presse neben den inneren, von außen her in den Weg gelegt wurden.
Reichsleiter Amann spricht und schreibt nicht von diesen Dingen, die dereinst vor der Geschichte um so eindeutiger für ihn sprechen werden. Seinen alten, von ihm hochgeschätzten Mitarbeitern liegt es ebensowenig, von dem zu sprechen, was heute schon zur Geschichte der deutschen Freiheitsbewegung gehört. Der Verfasser selbst hatte im Jahre der Machtübernahme einmal Gelegenheit, den Reichsleiter im kleinsten Kreis zwanglos über die Schwierigkeiten der ersten Jahre erzählen zu hören, wie beispielsweise der Boykott des judenhörigen Papierhandels dem „Völkischen Beobachter" schier aussichtslos verzweifelte Situationen bereitete. Mit den unglaublichsten Mitteln einer zielbewußten und noch klügeren Entschlossenheit wurden sie gemeistert. Zuweilen erst buchstäblich in der letzten Stunde. Die jetzigen Hauptamtsleiter Wilhelm Baur, Berlin, und Heinrich Korth, München, Amtsleiter Josef Pickl und Parteigenosse Josef Berg sind dienstälteste und bewährte Mitarbeiter des Parteiverlages, so daß sie es verdienen, bei einem Rückblick genannt zu werden.

Die ersten Schriftleiter

Die ersten Schriftleiter der Bewegungspresse mußten naturgemäß Männer vom revolutionären Format eines Siegerwillens um jeden Preis sein.
Alfred Rosenberg, der vom Erlebnis des Bolschewismus revolutionierte junge Deutschbalte, durchdrungen von der Erkenntnis der Notwendigkeit einer völkischen Aktion, folgt dem Sinn des Goethewortes „Die Architektur besteht nicht im Häuserbauen, sondern in der Gesinnung". So kommt er mit deutschen Truppen aus dem Baltikum nach München und wird sofort rücksichtsloser Agitator gegen den Bolschewismus und seine schwarzen Zuhälter. Er findet in Dietrich Eckart den ersten Kampfgenossen und wird nach einer Begegnung im Versammlungslokal „Zum Deutschen Reich" enger Mitarbeiter Adolf Hitlers, an dessen Seite er den mühseligen Einbruch der Partei in die Öffentlichkeit mitmacht. Mit Eckart zusammen beginnt er 1921 den Ausbau des „Völkischen Beobachter". Nun ist die jahrelang brennend herbeigesehnte Kampfbasis eines publizistischen Einsatzes für die Idee gewonnen. Dietrich Eckarts Krankheit zwingt die volle Verantwortung auf Rosenbergs tatkräftige Schultern. So wird er 1923 Hauptschriftleiter. Der „Beobachter" wird im Februar dieses Jahres Tageszeitung und wächst in schneller Entwicklung.

Am 28. August 1923 wurde auf Anweisung des Führers das auffallende sechsspaltige Großformat geschaffen. Hierzu mußte eine ganz neue Maschine gebaut werden. Unter den Münchener Parteigenossen, die sich damals um die Aufbringung der Mittel besonders verdient gemacht haben, wird vor allem der Parteigenosse von Seydlitz genannt.
Die letzte Ausgabe des „V. B." vor dem Verbot der Bewegung, die in der Nacht vom 8. zum 9. November mit einer Auflage von 30000 hergestellt wurde, redigierte der alte, treue Mitarbeiter Parteigenosse Josef Stolzing-Cerny.
Er als Schriftleiter stellt später bei einem Rückblick auf den mühseligen und stolzen Weg des Zentralorgans auch für die Verbotsüberwindung fest, „daß der ,V. B.' sein Wiedererstehen und schließlich schier gigantisches Aufblühen neben der Zugkraft des Namens des Führers der ebenso klugen wie umsichtigen geschäftlichen Leitung durch Parteigenosse Mar Amann zu verdanken hat." Parteigenosse Amann rettete im Jahre 1924 den Parteiverlag vor der Beschlagnahme durch die so traurig „siegreiche" Staatsgewalt. Zwar ging die Zahl der Angestellten von 100 auf 3 zurück, aber die Firma „Frz. Eher Nachf. G.m.b.H." stand und mit ihr die erste Voraussetzung der künftig fortzusetzenden Massenüberzeugung durch das gedruckte Wort. Während der Führer in Landsberg sein Werk schrieb, bereitete der Verlag unbeirrt vom Durcheinander der führerlosen Zeit bereits die Drucklegung und Herausgabe vor. Und als Hitler Landsberg verließ, konnte Amann dem neuen Kampf sofort eine Zentrale im Verlag, Thierschstraße 15, zur Verfügung stellen.
Am 26. Februar 1925 erschien der „Völkische Beobachter" als Wochenblatt wieder. Die alten Mitarbeiter, die alle schon einen Ruf über München hinaus gewonnen hatten, waren in der Redaktion, Schellingstraße 39, wieder zur Stelle. Rosenberg, Dr. Buchner und Josef Stolzing-Cerny. Die erste Ausgabe brachte einen grundlegenden Leitaufsatz des Führers „Zum Wiedererstehen unserer Bewegung", sowie den „Aufruf an die ehemaligen Angehörigen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei". Mit der nächsten Nummer vom 7. März 1925 trat der neue „V. B." bereits in den Reichspräsidentschaftskampf ein. Die Auflage schwankte zu Anfang um 4000.
Der Schritt zur Tageszeitung wird noch im März erneut gewagt. Reichsleiter Amann berichtet darüber: „Als der „V. B." Tageszeitung wurde, war Hitler außerordentlich glücklich. Er war es, der voraussagte und mich ebenfalls in meinem Glauben bestärkte: „Nun haben wir die Tageszeitung, die einst die bedeutendste und größte Zeitung Deutschlands werden wird!" Mit Recht kann die Verlagsgeschichte rückblickend von der nun einsetzenden Entwicklung sagen: „Unerschütterlicher Glaube, unbeugsamer Wille und grenzenloser Opfermut haben es neben dem von der Bewegung und damit gleichermaßen im Verlag hochgehaltenen Leistungsprinzip ermöglicht, aus kleinsten Anfängen zur heutigen Bedeutung aufzubauen." Am 4. April 1925 schreibt Hauptschriftleiter Rosenberg: „Nach fast eineinhalb Jahren ersteht der „Völkische Beobachter" erneut als Tageszeitung und als Kampfblatt. Dem Kampf für den nationalsozialistischen Staatsgedanken und die völkische Weltanschauung wird der „V. B." nach wie vor unbeirrbar gewidmet sein. Wir setzen uns das unbescheidene Ziel, ihn, notgedrungen wieder aus kleinen Anfängen, zur führenden großdeutschen Zeitung auszugestalten."
Wie diese kleinen Anfänge den höchsten Einsatz zur Erreichung des großen Zieles erforderten, berichtet ein verdienstvoller Pionier der nationalsozialistischen Pressearbeit, Parteigenosse Gunter d'Alquen, mit den Worten:
„Was damals der Chefredakteur zum monatlichen Lebensunterhalt bekam, würde man heute kaum einem Hilfsredakteur am Monatsende anzubieten wagen."
Ende 1926 vergrößert der Führer die Redaktion durch die Einsetzung des Parteigenosse Hauptmann a. D. Wilhelm Weiß als Chef vom Dienst.
Hauptmann Weiß, heute S.A.-Gruppenführer, damals schwerverletzter Frontflieger mit dem E.K. 1 stand schon 1919 als einbeiniger Kriegsverletzter im Freikorps gegen die Räteherrschaft. Kam als dann in die Landesleitung der „Bayerischen Einwohnerwehr" und kämpfte als Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Heimatland" scharf gegen „Marxismus, Judentum und politischen Katholizismus". 1924 nach der Haftentlassung wegen der Teilnahme am Marsch zur Feldherrnhalle gründete er als Ersatz für den verbotenen „Beobachter" den „Völkischen Kurier". Später wird er zeitweise auch noch Schriftleiter des „Illustrierten Beobachters", sowie der „Brennessel". In seiner weiteren Eigenschaft als Leiter der Zentralschriftleitung des Parteiverlages muß er seit 1927 mehrere Dutzend Strafverfahren wegen „Vergehen gegen das Republikschutzgesetz" über sich ergehen lassen. Seit 27. November 1933 leitet Parteigenosse Weiß den Reichsverband der deutschen Presse. So gehört auch sein vielseitiges Wirken wie sein Name zum historischen Bild des Werdens unserer neuen Presse.
Wie es der jungen Tageszeitung nach dem Neuerscheinen weitergeht, erzählt F. Th. Hart in seinem Büchlein: „Alfred Rosenberg, der Mann und sein Werk":
„Als im März 1925 das Verbot für den „Völkischen Beobachter" fiel, lagen die Verhältnisse für diesen ebenso hoffnungslos wie für die Partei. Dennoch wurde der Wiederaufbau begonnen ohne irgendwelche Zuschüsse seitens der Partei. Die Neuorganisation wurde von Rosenberg unter Heranziehung der alten Kräfte durchgeführt. Dietrich Eckart war inzwischen gestorben.
Die dem Verlag zur Verfügung stehenden Geldmittel reichten kaum aus, um den allernotwendigsten Bedarf zur Führung des bescheidenen Blattes zu decken. Um so größer war der menschliche Kräfteeinsatz und der Opferwille in der Zusammenarbeit zwischen Redaktion und Verlag. Außer Alfred Rosenberg arbeiteten nur mehr drei weitere Redakteure in der Schriftleitung.
Da in den ersten Jahren des Wiederaufbaues Honorare für außenstehende Mitarbeiter nicht aufgebracht werden konnten, entfiel auf die wenigen Schriftleiter außer dem vielseitigen und anstrengenden Redaktionsdienst — als

Angestellte waren nur eine Sekretärin und einige Stenotypistinnen beschäftigt — auch die Bestreitung des Inhaltes eines Großteils der Zeitung aus der eigenen Feder. Das bedeutete eine täglich 12— bis 14stündige Arbeitszeit."
Mit dem steten Wachstum der Partei mußte natürlich auch der „Völkische Beobachter" Schritt halten. Es mußte ein ständiger Mitarbeiterstab gebildet, die Redaktion vergrößert, der Informationsdienst ausgebaut werden. Weiter war für eine Vertretung in allen wichtigeren Großstädten des Auslandes zu sorgen. Die zunehmende Größe und Bedeutung der Bewegung machte — hauptsächlich in den letzten Jahren beinahe allwöchentlich organisatorische Neuerungen notwendig.
So stellt sich der heutige Entwicklungsstand des „Völkischen Beobachters" folgendermaßen dar: Innerhalb acht Jahren ist aus dem kleinen Blatt von 1925, dessen Leserkreis kaum über die Stadtgrenzen von München hinausging, eine Zeitung von Weltbedeutung geworden, die in Neuyork ebenso lebhaft interessiert wie in Rom, London und Stockholm. Eine Zeitung, die täglich in vier verschiedenen Ausgaben erscheint, die zwei Redaktionen besitzt, mit zahlreichen Schriftleitern, einer großen Angestelltenzahl, einem ausgedehnten Mitarbeiterstab, mit der modernsten Organisation des Redaktionsbetriebes und des Nachrichtendienstes. Vielleicht kann sich angesichts dieser Tatsache auch der Laie ein annäherndes Bild machen von diesem auf dem Gebiete des Zeitungswesens einzigartigen Werk, das Rosenberg, seit 1926 unterstützt von dem Chef vom Dienst Wilhelm Weiß, im Zusammenwirken mit der Gesamtredaktion und der vorbildlichen Verlagsleitung Max Amanns geschaffen hat.
Dazu kommt noch der besondere Umstand, daß sich diese erstaunliche Entwicklung des „Völkischen Beobachters" unter den nicht nur finanziell, sondern auch politisch denkbar schwierigsten Verhältnissen vollzog. Es waren oft ungewöhnlich hohe Anforderungen, welche die ständigen Verfolgungen und häufigen, jedesmal mit schweren Geldverlusten verbundenen Verbote der Zeitung an die seelische Widerstandskraft der Redaktions- und Verlagsleitung stellte.
Der so umrissene neue Kampfabschnitt seit 1925 wird in der Würdigung seiner äußeren Erfolge in einer zeitungswissenschaftlichen Betrachtung von Dr. Hans A. Münster „Zeitung und Politik" (Leipzig, 1955), folgendermaßen geschildert:
„Zahllose Prozesse gegen die Schriftleiter, Verbote der Zeitung und Schikanen aller Art waren ständige Begleiterscheinungen der weiteren Entwicklung. Unbeirrt von allen Unterdrückungen nahm der „V. B." seinen Siegeslauf. Vom 1. Februar 1927 ab konnte er in zwei Ausgaben erscheinen, der Bayernausgabe und der Reichsausgabe. Von 1926 ab ist die Auflage ständig gestiegen. Sie betrug:
1926 im Jahresdurchschnitt 10997

1927: 13869	1931:	108 746
1928: 16782	1932:	126 672
1929: 26715	1933:	266 264
1930: 84511	1934:	(Okt.) 551 666.

Seit dem 1. März 1930 bis zum 15. März 1931 erschien eine dritte Ausgabe des „V. B.", und zwar in Berlin. Da sich dieses Verfahren als unzweckmäßig erwies, wurde 1932 mit der Einrichtung einer selbständigen
Berliner Redaktion
und der Schaffung eines eigenen Druckereiunternehmens in Berlin begonnen. Seit dem 1. Januar 1933 kam der „V. B." auch in Berlin mit zwei Ausgaben heraus (Berliner und Norddeutsche Ausgabe), während in München auch weiterhin die Münchener und Süddeutsche Ausgabe hergestellt wurden. Mit dem 30. Januar 1933 wurde der „V. B." über Nacht aus dem führenden Blatt der Opposition zum führenden Blatt des Staates. Seit dem 30. April 1933 zeichnete der Führer nicht mehr als Herausgeber."
Zwischen diesen Daten liegen eng gedrängt die nur aus der revolutionären Dynamik einer neuen Idee möglichen Großaktionen. Nach außen ins Volk wie nach innen im Ausbau des Zentralverlages wirken sie gleich stark. In der Zeit des Redeverbotes für den Führer, von 1925 bis 1927 das einzige tägliche Verbindungsmittel mit der im harten Terror kämpfenden Gefolgschaft, prägt der „Völkische Beobachter" mit seinen Matern auch den Typ des Nationalsozialisten. „Die tägliche Massenversammlung des Führers" ist er treffend genannt worden. Bei der allen Kämpfern der Alten Garde noch erinnerlichen Unterschriftensammlung zu einem Volksbegehren gegen das Redeverbot bringen die Listen des „Völkischen Beobachters" durch die Leserschaft fast 700000 Stimmen auf. So aktivierte das Zentralorgan den Willen der Gefolgschaft.
Lange bereitete das Wachsen des „Beobachters" die immer neue Sorge der Mittelbeschaffung. Verlagsleiter Amann gründet einen Buchverlag und bezeichnet als dessen Aufgabe: „aus seinem Verdienst die Zuschüsse für die Betriebsmittel der Zeitung aufzubringen. Jeder Pfennig, der durch Verkauf der anfänglich nur dünnen und kleinen Broschüren verdient wurde, er wurde zur Verbesserung der Zeitung verwendet." So konnten auch die Verbote nur als eine Riesenpropaganda wirken. Und als das Jahr 1932 nicht weniger als 13 Wahlkämpfe notwendig machte, brachte allein der „Völkische Beobachter" für jeden 300000 Mark auf. Außerdem wurde noch in diesem Jahre der innerpolitischen Hochspannungen eine Fernschreiberleitung von München nach Berlin gelegt. Unser Zentralorgan ist eine der ersten Zeitungen, die sich dieses modernsten technischen Hilfsmittels bedient.
Am 1. April 1935 wird auch die „Montag—Früh—Ausgabe" des „V. B." herausgebracht und ein seit langem empfundener Mangel damit abgestellt.
Nach dem Reichsparteitag in Weimar erschien im Spätsommer 1926 der „Illustrierte Beobachter". Die erste Folge brachte einen Bildbericht dieser Tage. Nach dem Nürnberger Reichsparteitag von 1927 erschien eine braune Kupfertiefdruck-Sonderausgabe in einer Propagandaauflage, mit der sich der „I. B." in den weitesten Kreisen

bekannt machte. Hauptschriftleiter ist ein seit der Freikorpszeit von 1919 ununterbrochen aktiver Kämpfer des Schwertes und der Feder, der junge Marineleutnant Dietrich Loder, der von der „Jugend" und der „Münchener Illustrierten" zum „Arminius" des Parteigenosse Hauptmann Weiß kam und seit 1927 Mitarbeiter des „V. B." und der späteren N.S.-Presse wurde, um 1933 die Hauptschriftleitung des „I. B." zu erhalten.
Für die weitere Entwicklung der zentralen N.S.-Presse gibt der Parteiverlag folgende Übersicht:
1928 erschien als Vorläufer der „NS-Monatshefte" der „Akademische Beobachter", Anfang 1931 „Die Brennessel", heute die größte politisch-satirische Zeitschrift, Februar 1932 „Der S.A.-Mann", amtliches Organ der Obersten S.A.-Führung der N.S.D.A.P., im Herbst des Jahres 1933 die „NS-Gemeinde", Zentralblatt der N.S.D.A.P. für Gemeindepolitik. Neben diesen Erzeugnissen erscheinen noch als Spezial-Zeitschriften der „NS-Bildbeobachter", eine illustrierte Beilagenzeitschrift für die deutsche Presse, die „NS Korrespondenz", die „NS Bühnenkorrespondenz" und „Unser Wille und Weg". In der Abteilung Buchverlag erschienen insgesamt bis Ende 1933 zirka 400 Werke, unter diesen als bekanntestes Buch das Werk des Führers „Mein Kampf", das die größte Auflage aller deutschen Bücher erreicht hat. Anfang 1933 war der „NS-Funk" zum erstenmal erschienen; er ist heute die Funkzeitschrift für das deutsche Volk geworden.
Die Zweigniederlassung des Zentralverlages Berlin besteht seit 1. Januar 1933. In den Verlagsbetrieben in München und Berlin werden allein — ohne Druckerei usw. — weit über 1100 Angestellte und Arbeiter beschäftigt. Der Verlag gehört der N.S.D.A.P.; sämtliche G.m.b.H.-Anteile sind im Besitze der Bewegung.
Keine Betrachtung des historischen Weges der N.S.D.A.P. kann das Werden, die opferreichen Leistungen und — die Erfolge der jungen Bewegungspresse übergehen. Ihre Mithilfe im Ringen um die Eroberung der Seele des deutschen Volkes als der Voraussetzung einer organischen Machtgewinnung ist so zur historischen Tatsache geworden. Das hat der Führer anerkannt mit der Feststellung:
„Der Name „Völkischer Beobachter ist zu einem Programm geworden. Von einer ganzen Welt von Feinden befehdet und angefallen, unzählige Male verfolgt und verboten, hat unser Zentralorgan Zehn— und abermals Zehntausenden von Kämpfern die geistigen Grunderkenntnisse und Grundlagen vermittelt, die das Wesen unserer heutigen national-sozialistischen Auffassung ausmachen. Über das ganze deutsche Sprachgebiet in Europa verbreitet, hat unser „Völkische Beobachter" überall mitgeholfen, Zellen für den deutschen Freiheitskampf zu schaffen, vorhandenen Gruppen aber jene Erkenntnisse zu vermitteln, die für die Einheitlichkeit des Denkens und Handelns unserer Bewegung unerläßlich sind."

Unsere N.S.-Presse
von
F. H. Woweries

Ihr Weg von der Opposition zum Mittel der Volks- und Staatsführung
Zweiter Teil: Die N.S.-Blätter in den Gauen bis zur Machtübernahme.

„... Die nationalsozialistische Presse kann nicht auf Traditionen vieler Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte zurückblicken. Sie ist ein Kind unserer Zeit und steht auch heute noch mitten im Kampf um ihre endgültige Ausgestaltung und Formung. Sie ist aber in den Kampfjahren gemeinsam mit dem gesprochenen Wort eine scharfe Waffe der Verteidigung und des Angriffs gewesen und bleibt dieses Werkzeug innerhalb der Bewegung für immer. Zugleich aber ist sie in der heutigen Epoche ein wichtiges Mittel der geistigen Gestaltung und wird immer mehr in die Aufgabe hineinwachsen, die Weltanschauung der nationalsozialistischen Bewegung allseitig darzustellen und auf allen Gebieten des Lebens zu vertreten. Zehn Jahre Kampf wiegen heute viele, viele Jahrzehnte vergangener Epochen auf; denn in diesen zehn Jahren ballte sich ein politisches Geschehen zusammen, wie man es in diesem Umfang und in dieser Tiefe nur ganz selten in der Weltgeschichte in einer so kurzen Spanne Zeit durchleben konnte." Alfred Rosenberg.

Der erste Teil einer geschichtlichen Betrachtung der nationalsozialistischen Presse mußte sich fast ausschließlich auf den „Völkischen Beobachter" und den „Zentralverlag" der Partei beschränken, weil die Geschichte der N.S.-Presse in den Anfangsjahren der Bewegung gleichbedeutend war mit der Geschichte des am 17. Dezember 1920 übernommenen „V. B.", für dessen Erwerb die ersten Aktivisten trotz eigener Not 3762 Goldmark gesammelt hatten. Mit dem Wachsen der Partei verstärkte sich das Bedürfnis nach Bewegungsorganen mit besserer örtlicher Verbundenheit. Es fehlte an ausreichenden Möglichkeiten, die Bewegung gegen die Großmacht der roten und schwarzweißrosaroten Journaille zu verteidigen, weil das Zentralorgan naturgemäß nicht annähernd die Leserzahl erfassen konnte, die das ständige Opfer dieser vom Judentum und der Freimaurerei finanzierten täglichen Lügenflut wurde. Wohl ist bei der Betrachtung des historischen Werdeganges der NSDAP. immer wieder festzustellen, daß die N.S.D.A.P. nicht mit der „Großmacht Presse", sondern gegen sie groß geworden ist, aber Tatsache ist auch, daß die Entwicklung im Endkampf um die Macht in den letzten Monaten schließlich dahin gediehen war, daß die gegnerischen Parteien oft fast nur noch in der Presse gegen den Nationalsozialismus auftreten konnten. Daher wäre es falsch, die geschichtliche Bedeutung und die Leistungen der bewegungseigenen, an Zahl zwar immer unterlegenen Presse der Kampfzeit zu verkennen. Genau so wie im Weltkriege die Kraft des deutschen Frontsoldaten stärker war als die ungeheuren gegnerischen Mittel des Materialkrieges und unsere Heeresleitung dennoch rastlos bemüht blieb, den Einsatz technischer Kräfte zu steigern, ebenso mußte im Ringen der Ideen der Kampf des gesprochenen Wortes in immer stärkerem Maße durch eine starke Presse unterstützt werden. Die Bewegungspresse mußte als die Artillerie der Propaganda wirken, während das gesprochene Wort weiter die Hauptlast des Kampfes trug, solange nicht Redeverbote die Aufgaben verlagerten. Die traurigen finanziellen Erfahrungen der früheren völkischen Bewegung konnten durch die bereits behandelten weitsichtigen Richtlinien des Führers weitgehend, wenn auch nicht völlig verhindern, daß ein zu früher Einsatz neuer eigener Zeitungen allzu große wirtschaftliche Belastungen einbrachte. Allzu groß muß dabei immerhin stark betont werden, denn „Lehrgeld" ist noch genug gezahlt worden, jedoch der gesunde Geist der Bewegung sorgte dafür, daß sich zunächst mit wirklich bescheidensten Anfängen begnügt wurde, um das hochgesteckte Ziel durch organisches Wachstum und beharrliche Kleinarbeit zu erreichen. Wie oft war die Wohnung eines Parteigenossen, der Teil eines Zimmers oder ein gespendeter Schreibtisch im Parteilokal die erste Redaktion. Fast immer war Verleger, Schriftleiter, Packer und Anzeigenwerber derselbe Mann, ein Freiwilliger aus der Front, der sich vorher vielleicht noch niemals um Zeitungsangelegenheiten bekümmert hatte. Wenn überhaupt erst eine Druckerei gefunden worden war, die sich bereit erklärte, für uns zu arbeiten, wenn die ersten hundert Festbezieher durch Parteibefehl gesichert waren, dann blieb die Schriftleiterfrage meist kaum noch ein Problem. Da sich außerhalb der Bewegung selten ein „Fachmann" bereit fand, alles aufs Spiel zu setzen, genügte ein Parteigenosse, der vor allem anderen bereit war, für das neue Kampfmittel nötigenfalls auch in das Gefängnis zu gehen. Denn der entschlossene Wille, im Kampf gegen den Untergang rücksichtslos vorzugehen, die Bereitschaft, auch einmal, wo es nötig tat, heißes Eisen anzugreifen, war das Anfangskapital unserer Blätter. Die wichtigste Redaktionswaffe war die genaue Kenntnis der Maschen und Möglichkeiten des Republikschutzgesetzes und des Pressegesetzes. So wurden die ersten Schriftleiter außer all den verschiedenen Tätigkeiten, auch noch juristische Berater mit ständig wachsender „Erfahrung". Ein Hauptschriftleiter stand 30mal vor dem Gericht, sein Mitarbeiter 26mal, ein anderer erhielt 8,5 Monate Gefängnis. Geldstrafen hagelte es förmlich, von 40000 Mark bis zu 4000 werden rückblickend festgestellt. Die behördlichen Terrormaßnahmen häuften sich so, daß die Gaue heute die Anzahl und Gesamthöhe der Strafen nicht mehr ermitteln können. Die amtlichen Unterlagen allein könnten noch eine genauere Bilanz des Einsatzes der ersten nationalsozialistischen Pressemänner in Redaktionen und Verlagen geben, soweit damals Redaktion und Verlag überhaupt in verschiedenen Händen lag. „Strafen gab es am laufenden Band", meldet ein Gau, andere berichten

ähnlich: „unzählige . „in Menge", „monatelange Verbote", „Trotz minimaler Anfangsauflage etwa zwei Monate nach dem ersten Erscheinen Verbot auf nahezu ein halbes Jahr. Existenz trotzdem nicht vernichtet..." Den Verfolgungsrekord hält mit 16 Verboten der „Angriff". Am 13. September 1925 macht die als „Dawes-Sondernummer in einer Massenauflage herauskommende Folge 19 (!) des „Westdeutschen Beobachters" das schneidige Wochenblatt des damaligen Gaues Niederrhein weit über die Grenzen seines bescheidenen Verbreitungsgebietes hinaus bekannt. Bezeichnend für die große Schwierigkeit und noch größere Entschlossenheit zu ihrer Überwindung ist die Tatsache, daß dieses in Köln erscheinende Kampfblatt in Zusammenarbeit mit dem Gau Pommern in Greifswald (!) gedruckt wurde. „Zeitungstechnisch ein unmögliches Beginnen, politisch aber eine Tat, die wie Fanfarenstoß ins schwarzrote Rheinland klang", schreibt ein bekannter Mitarbeiter. Und nach 10 Jahren kann Dr. Ley feststellen: „10 Jahre ,Westdeutscher Beobachter', ein Kampfabschnitt, auf den wir stolz sein können — eine Fülle von Erinnerungen auch für mich zeichnen die Stationen dieses Kampfes ebenso, wie die 36 Prozesse nebst den dazugehörenden Verurteilungen, die ich dem „Westdeutschen Beobachter" verdanke. Sie sind Blick—, um nicht zu sagen, Lichtpunkte des harten Weges, den wir heute für unseren Führer Adolf Hitler jederzeit wieder gehen würden..!"
So ist es reizvoll, hier als eins von zahlreichen möglichen Beispielen die Verfolgungslifte eines der größten Bewegungsblätter in den Gauen, die „Rote Erde — Westfälische Landeszeitung", Gau Westfalen—Süd, festzuhalten. Da heißt es: „Immer wieder versuchte das damalige Weimarer System die „Rote Erde" mundtot zu machen. Verbote in den Jahren 1931 und 1932 hemmten die Vorwärtsentwicklung. Es gab Verbote vom 11. April 1931 — 25. April 1931; 15. Juni 1931 — 15. Juli 1931; 24. Juli 1931 — 20. August 1931; 30. September 1931 — 14. Oktober 1951; 9. April 1932 bis 18. April 1932. Durch Geldstrafen versuchte man den Kampfgeist der an der „Roten Erde" beschäftigten Parteigenossen zu lähmen. So erhielten an Geldstrafen der Hauptschriftleiter Dr. Piclum insgesamt 1500 RM. Geldstrafe; Parteigenosse Dr. Pfafferott 1000 RM. Geldstrafe; Parteigenosse Löbbert 2500 RM. Geldstrafe. Mit einer Auflage von 180 000 ist das heutige Gauorgan des Gaues Westfalen-Süd, die „Westfälische Landeszeitung — Rote Erde", eines der größten Zeitungsunternehmen..." Zahlreich könnten ähnliche und noch schlimmere „Verlustlisten" genannt werden. Aber diese „Strafen" griffen ja nur selten in ein Stammkapital oder Privatvermögen, sie standen immer vor Männern und Betrieben, die nichts zu verlieren hatten.
Daß am Wirkungsort der bekanntesten Rotationssyngoge die N.S.-Presse in Frankfurt am Main mit an der Spitze der Zahl der Verfolgungen stand, ist dort zu erwarten gewesen. Hier war die erste Redaktion ebenfalls wie in den meisten Gauen im Wohnzimmer des Gauleiters. Dem persönlichen Einsatz der Gauleiter hat die junge Bewegungspresse viel, oft sogar alles zu verdanken und wohl jeder Gauleiter war irgendwie einmal im Pressewesen der Partei intensiv mit tätig. Der Druck der Verfolgungen löste den Gegendruck der immer wieder angreifenden Verfolgten aus. Im Volk fand diese Kraft Anerkennung, auch wenn mitunter nur bedrucktes Papier statt einer Zeitung herauskam, was bei der zuweilen fast unbeschreiblichen Notlage nur allzuhäufig vorkam. „Buchstäblich aus dem Nichts war in wenigen Wochen von unserem damaligen Gauleiter Dr. Robert Ley ein Zeitungsbetrieb aus dem Boden gestampft worden", so berichtet Koblenz-Trier. Andere schreiben „Zuerst war nichts da ...", ein anderer Gau bekennt: „Kleiner und bescheidener als unser Gaublatt kann eine Zeitung wohl gar nicht begründet worden sein ..." Und doch war das tatsächlich noch bescheidener möglich; berichtet doch die heute so ausgezeichnet entwickelte „N.S.Z.—Rheinfront": „Manches später großgewordene Unternehmen rühmt sich, einmal mit nichts angefangen zu haben. Die „N.S.Z.—Rheinfront" hat sogar mit einigen Lausend Mark Schulden angefangen . . Dementsprechend war das erste Gesicht dieser Blätter natürlich ausgesprochen spiegelfeindlich.
Der Hohn der „besseren Leute" und der Zeitgenossen, die allein schon aus „Niveau-Gründen" eine Beschäftigung mit unserem rauh angreifenden ersten kleinen Blättern entrüstet ablehnten, hinderte das Wachstum der schnell bekanntwerdenden N.S.-Blätter ebensowenig wie der amtliche Terror. Besonders zeigte das der älteste Mitkämpfer des Zentralorgans, „Der Stürmer", der im April 1925 hervorgegangen war aus dem am 1. Oktober 1921 gegründeten Organ der deutschen Werkgemeinschaft „Deutscher Volkswille", seit 22. Oktober 1922 anerkanntes Wochenblatt für die N.S.D.A.P. Vorher hatte Julius Streicher am 4. Juni 1920 ein Blatt „Der deutsche Sozialist" gegründet. Nach dem Novemberverrat von 1925 blieb „Der Stürmer" bis 1925 verboten, um dann um so ungestümer wieder anzugreifen und über unzählige Verbote, Geld- und Freiheitsstrafen hinweg vom Frankenführer in Nürnberg zu der heutigen in der ganzen Welt bekannten Bedeutung geführt zu werden, die in einer Auflage von 486000 zum Ausdruck kommt.
In Bayreuth erschien ebenfalls bereits 1925 ein Wochenblatt „Der Nationalsozialist". Auch der Gau Thüringen konnte schon 1924 in Weimar ein offizielles Wochenblatt der N.S.D.A.P., „Der Nationalsozialist" als Vorgänger der späteren „Thüringer Staatszeitung" und der heutigen „Thüringer Gauzeitung" herausbringen.
Im Jahre 1925 erschienen einige neue Wochenblätter in den Gauen Köln, Mecklenburg-Lübeck, Hannover, Pommern und Rheinpfalz.
Der „Kampfverlag" bringt neben der „Berliner Arbeiterzeitung" fünf Kopfblätter für Nord—, West— und Ostdeutschland, „Rhein und Ruhr" und für Sachsenheraus. In Frankfurt a. M. erscheint die „Freiheitsfahne", in Bamberg die „Flamme", in Oberfranken „Der Hakenkreuzler", in Forchheim „Der Streiter", in Hannover der „Niedersächsische Beobachter", in Wismar der „Niederdeutsche Beobachter", in der Pfalz der „Eisenhammer", in Marktbreit „Die Sturmfahne", in Württemberg „Der Süddeutsche Beobachter". Auch noch eine Tageszeitung

erscheint im Namen der Bewegung, der „Kurier für Niederbayern" in Landshut. In Worms a. Rh. bringt Claus Selzner die „Faust" heraus; als man sie verbietet, läßt er dafür die „Stirn" erscheinen. Die nächste parteiamtliche Tageszeitung und das erste täglich erscheinende Gauorgan gründet Schleswig-Holstein am 2. Februar 1929. Nun beginnt ein Wetteifer unter den Gauen, der ahnen läßt, welch eine großzügige Entwicklung am Ende dieses Weges stehen wird. So schreibt doch das vielgehaßte Kölner Gaublatt, als dort 1931 das große rote Bebelhaus für die Marxistenpresse errichtet wurde: „Dieses Haus baut ihr für uns!"
Noch aber stand im Bewegungsganzen gesehen die Versammlungstätigkeit und die propagandistische Kleinarbeit mit Redner, Flugblatt und Plakat im Vordergrund des Ringens. So gab es vor dem Septembersieg 1930 insgesamt neben 47 Wochenblättern nur sieben N.S.-Tageszeitungen im Reich (5 in Bayern, 1 in Sachsen, 1 in Schleswig-Holstein) und 1 in Österreich. Als die Propaganda der Partei in Berlin verboten wurde, erschien am 4. Juli 1927 im schweren Ringen um die Reichs-Hauptstadt der „Angriff" als „Deutsches Montagsblatt in Berlin". Das sofort im ganzen Reich bekannt gewordene Kampfblatt kam ab 1. Oktober 1929 zweimal wöchentlich und seit 1. November 1930 täglich heraus. Der „Angriff" ist heute die Tageszeitung der Deutschen Arbeitsfront und in Berlin die nationalsozialistische Abendzeitung neben dem morgens erscheinenden „V B.". Es gibt keine zweite Zeitung der Bewegung, die so schnell und durchschlagend zur begehrtesten Waffe aller Aktivisten draußen im Reich wurde. Als „die am meisten verbotene Tageszeitung Deutschlands" weiß der „Angriff" immer wieder lachenden Haß in Wort und Bild durchschlagend wirken zu lasten und einen begeisterten Leserkreis zu Kämpfern auszurüsten. Die Parteigenossen warteten des Sonntags stundenlang auf das Bahnpostpaket, um das vielbegehrte Kampfblatt zu bekommen und es dann von Hand zu Hand gehen zu lasten, bis eine Unleserlichkeit, die oft schier an Unkenntlichkeit grenzte, die nächste Folge mit der gleichen Ungeduld und Spannung erwarten ließ.
Inzwischen stellte auch die Hitlerjugend das gedruckte Wort in ihre Dienste. Nachdem sie auf dem Weimarer Parteitag 1926 offiziell gegründet worden war, kam 1927 in Plauen i. V. die „H.J.Z.—Sturmjugend" in bescheidenster Aufmachung als Monatsblatt heraus. Vorher bestand als erstes Blatt der nationalsozialistischen Jugend die „Großdeutsche Jugend", Markneukirchen. Die „H.J.Z." wuchs 1929 und in den folgenden Jahren in der Auflage und Form von Monat zu Monat, so daß im Frühjahr 1929 noch ein monatliches Führerblatt „Die junge Front" als Ergänzung erschien. In diese Zeit fällt auch die Gründung der ersten Presse-Korrespondenz der Bewegung, „Deutsche Jugend-Nachrichten", die vierzehntägig an sämtliche Parteiblätter und bald auch an andere Zeitungen geht, um die Fühlung zwischen der Presse und der nationalsozialistischen Jugendführung herzustellen. Der Verfasser dieser Rückschau, als damaliger Abteilungsleiter P der Reichsjugendführung, muß sich hier im gedrängten Raum mit der Feststellung begnügen, daß auch die ersten Gehversuche unserer nationalsozialistischen Jugendpresse mit unerhörten Opfern unternommen wurden. Die bekannte Personalunion von Schriftleiter, Zeichner, Dichter, Packer, Adressenschreiber, Verlagsbote usw. blieb auch bei einer schon zu Anfang 1929 erreichten Auflage von 12000 noch notwendig. Wir haben seitdem nie vergessen, daß auch ein knurrender Magen und bei —24 Grad und Kohlenmangel eingefrorene Tintenfässer keine Hinderungsgründe im Pressekampf sein müssen, sondern sogar das Gegenteil sein können, wenn jeder weiß, worum es geht. Bei dem heutigen Stand der riesigen Entwicklung der N.S.-Jugendpresse ist ein solcher Rückblick besonders reizvoll. Der Aufschwung der H.J.-Presse wurde eingeleitet durch die im November 1932 vom damaligen Gebietsführer Hartmann-Lauterbacher mit 100000 Anfangsauflage gegründeten „Fanfare", H.J.-Zeitung des Obergebiets West.
Im August 1929 bringt Gauleiter Schemm in Bayreuth die erste Folge der „Nationalsozialistischen Lehrerzeitung" heraus. Bald folgt ein aus Berlin kommendes Kampfblatt des nationalsozialistischen Schülerbundes, „Der Aufmarsch". Durch die schon im Bild des ersten Blattes erscheinende Mitarbeit des aus dem „V. B.", dem „Angriff", der „Kampfverlagspresse", sowie aus den besten Plakaten der Bewegung überall im Reich bekanntgewordenen nationalsozialistischen Künstlers Parteigenosse Hans Schweizer-Mjölnir wird dem Blatt eine wertvolle Unterstützung zuteil. Schweizer-Mjölnir ist eine am Aufstieg der jungen N.S.-Presse stärkstens beteiligte Kraft. Seine aus den Impressionen der Straße und des politischen Ringens von Mann zu Mann kommenden Zeichnungen ersetzten ganze Bücher und Reden, ihre typenbildende Kraft hat ohne Worte Erfolge über Erfolge eingebracht. Keine andere Partei und keine andere Zeitung konnte ihm einen ebenbürtigen Gegner entgegenstellen. So gehört dieser Künstler in seinem Wirken mit zur geschichtlichen Entwicklung der nationalsozialistischen Presse.
Als erste parteiamtliche Pressekorespondenz erschien vor der N.S.K. die am 19.6.1929 im „V. B." angekündigte N.S.-Pressekorrespondenz" (N.S.P.K.). Sie wurde von der jungen Reichstagsfraktion der Partei, die unter Führung des Parteigenossen Dr. Frick stand, herausgebracht und vom Parteigenossen Stöhr, M. d. R., geleitet. Redaktionssitz war der Reichstag. Am 1. August 1929 erschien dieses Mitteilungsorgan erstmals, um sodann „nach Bedarf", aber mindestens jeden Dienstag und Freitag im Umfang von 2 — 3 Folioblättern in Schreibmaschinenschrift herauszukommen. Nach dem Septembersieg von 1930 stellte die „N.S. P.K." ihr Erscheinen ein mit Rücksicht auf die nun notwendig gewordenen großzügigeren Einrichtungen der Partei. Überhaupt ist der September 1930 von besonderer Bedeutung für die Geschichte unserer Presse, nur wird der gerade in dieser Zeit und dem folgenden Halbjahr bemerkbare Aufstieg unserer Blätter schon heute in seinen Ursachen insofern verkannt, als nicht der Wahlerfolg vom 12. September, sondern die ihm vorausgegangenen höchsten Anstrengungen der Bewegung diesen Aufschwung gebracht haben. Nicht weil wir mehr Wähler bekamen, wurde die Presse stärker, sondern weil für

diesen Wahltermin schon ein höchster Einsatz unserer Blätter erfolgt war, hatte der Kampf den Impuls zur Festigung der N.S.-Presse gegeben.
Am 1. August 1931 gründet der Führer eine offizielle Pressestelle der Reichsleitung der N.S.D.A.P. Parteigenosse Dr. Dietrich wird zum Reichspressechef der Partei ernannt. Ein Frontsoldat, Kriegsfreiwilliger mit dem E.K. 1, und nach dem Studium der Philosophie und Staatswissenschaften in der Wirtschaftspraxis Erfahrungen sammelnder Parteigenosse, kommt er aus der Leitung des Stahlwarensyndikats und der wirtschaftlichen Abteilung des Staatlichen Schleppmonopols für die westfälischen Kanäle in Duisburg-Ruhrort zur „Nationalzeitung" in Essen und so als stellvertretender Chefredakteur in die nationalsozialistische Presse. Schon vorher war Dr. Dietrich leitender Handelsredakteur und Münchener Korrespondent großer Tageszeitungen. Weit über die Reichsgrenzen hinaus wurde er bekannt durch sein Werk „Mit Hitler in die Macht".
Mit dem Reichspressechef zugleich wurden die Parteigenossen Dr. Dresler und Helmut Sündermann in die Reichspressestelle eingesetzt. Heute vertritt Parteigenosse Dresler als Hauptamtsleiter die Reichspressestelle in der Hauptstadt der Bewegung. Daneben hat er das Verdienst, in Berlin die ersten Schulungskurse der Partei zur Vertiefung der Kenntnisse des journalistischen Nachwuchses der Bewegungspresse vom 28. Juni bis 5. Juli und vom 17. September bis 26. September 1934 mit 76 Teilnehmern im Auftrag des Reichspressechefs durchgeführt zu haben. Bekannt wurde Dresler durch seine zeitungswissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere durch die wissenschaftliche Bearbeitung der italienischen Presse, die ihm auch von seiten der italienischen Regierung Anerkennung brachte. In München leitet Dr. Dresler die Pressekonferenz der N.S.D.A.P.
Parteigenosse Sündermann ist Amtsleiter des Presse-politischen Amtes der Reichspressestelle. Das Amt ist die Zentrale der zahlreich gewordenen Parteipressestellen, der Reichs- und Gauleitungen, die dem Reichspressechef unterstellt sind. Als Hauptschriftleiter führt Sündermann die Schriftleitung der parteiamtlichen „N.S.-Korrespondenz" (N.S.K.). Die erste Ausgabe der N.S.K. erschien am 15. Januar 1932 mit einem Geleitwort des Führers. Die N.S.K. ist seitdem der gesamten deutschen Presse zugänglich. Nachdem die N.S.K. am 1. Mai 1933 nach Berlin übergesiedelt war, kam es zu einem starken Bezieherzuwachs, zur Herausgabe mehrerer Sonderdienste und zum weiteren Ausbau des Nachrichtenapparates. Als Aufgabe des N.S.K.-Nachrichtendienstes gilt die Verbreitung aller wichtigen Parteimeldungen aus dem Reich. Im Februar 1934 wurde ein Funkdienst für die Parteizeitungen eingerichtet. In der Folgezeit kam es zu einer starken Zusammenfassung sämtlicher außerhalb der N.S.K. vorhandenen N.S.-Korrespondenzen, die zu Sonderdiensten der N.S.K. gemacht wurden. Die Ausgabe von Pressediensten der Parteigliederungen ist setzt nur noch im Rahmen der N.S.K. genehmigt. Seit September 1934 sind bei den Gau-Presseämtern besondere „Gaudienste" unter redaktionellem Einfluß der N.S.K. eingerichtet worden. Als Aufgabe dieser Gaudienste wird die zusammenfassende Verbreitung der Meldungen aller Parteigliederungen eines Gaues bezeichnet. So besteht eine enge Fühlung zwischen den Gliederungen der Partei und der gesamten deutschen Presse. Darüber hinaus hat der vom Führer zum Auslandspressechef der N.S.D.A.P. eingesetzte Parteigenosse Dr. Hanfstaengl es verstanden, auch die Beziehungen der Bewegung zu maßgebenden Auslandsblättern zu festigen oder oft überhaupt erst zu schaffen.

Bei dieser Gelegenheit darf ein Blick auf den Pressekampf der im Ausland lebenden Nationalsozialisten geworfen werden, der uns allerdings nicht nur über die territorialen, sondern auch über die zeitlichen Grenzen der Betrachtung hinweg in die Gegenwart führt. Bisher hat die durch den Tod ihres Landesleiters Gustloff besonders bekanntgewordene Auslandsorganisation der N.S.D.A.P. im Auslande eine ganze Anzahl eigener Blätter geschaffen. So verfügt der jüngste Gau der Bewegung heute über folgende Blätter:
Columbia: „Nachrichten der deutschen Interessengemeinschaft Barranquill a", Barranquilla;
Costa Rica : „Mitteilungsblatt der Ortsgruppe San Jose", San Jose de Costa Rica;
Mexiko: „N.S.-Herold", Mexiko;
Paraguay: „Deutsche Warte", Asuncion;
Uruguay: „Deutsche Wacht", Montevideo;
Brasilien: „Fürs Dritte Reich", Rio Grande do Sul, „Deutscher Morgen", Sao Paulo;
Argentinien: „Der Trommler", Buenos Aires;
Chile: „Westküstenbeobachter", Santiago de Chile;
China: „Ostasiatischer Beobachter", Schanghai;
Niederländisch—Indien: „Deutsche Wacht", Batavia;
Polen: „Idee und Wille", Warschau;
Schweden: „Der Deutsche in Schweden", Stockholm.
Ferner verdienen in diesem Zusammenhang noch besonders erwähnt zu werden: Schweiz: „Nachrichten der Deutschen Kolonie", Bern; Spanien: „Deutsches Echo", Madrid; Süd-Afrika: „Der Deutsch-Afrikaner", Johannesburg; Belgien: „Deutsch-Belgische Rundschau", Brüssel; Griechenland: „Neue Athener Zeitung", Athen; Dänemark: „Kopenhagener Rundschau", Kopenhagen; Australien: „Die Brücke", Sydney; Finnland: „Die deutsche Warte", Helsingfors; Frankreich: „Deutsche Zeitung in Frankreich", Paris; Türkei: „Türkische Post", Istanbul.

Damit sei ein zur Vollständigkeit des Entwicklungsbildes notwendiger Ausblick in die dritte nach 1933 begonnene Periode des Werdens der Bewegungspresse abgeschlossen. Wir haben zunächst die Pflicht, noch jene Zeit festzuhalten, von der sogar die objektive Zeitungswissenschaft (Dr. H. A. Münster) berichtet: "Zur Zeit der Regierung Brünings war der größte Teil der nationalsozialistischen Partei-presse fast dauernd verboten. Die staatlichen Maßnahmen verstießen längst gegen die Grundsätze liberaler Pressepolitik".
In diese Zeit fällt auch der Vormarsch der D.A.F.-Presse. Schon im November 1928 waren die „Signale" der Betriebszellenorganisation des Gaues Berlin ein allerdings noch nicht als Zeitung anzusprechender Auftakt gewesen. Es war ein Versuch, der Schule machte und in den Wahlkämpfen von 1932 sogar die Auflage von 400000 erreichte. Im Frühjahr 1931 wird vom Parteigenossen Muchow das „Arbeitertum" gegründet. „Während die Ideen für das äußere Gesicht des „Arbeitertum" von Muchow stammen, lag die technische Ausführung bei Parteigenosse Biallas in den besten Händen" (Gerhard Starke, N.S.B.O. und Deutsche Arbeitsfront). Die erste Auflage des neuen Monatsblattes betrug 13000, aber schon nach drei Jahren ist das „Arbeitertum" mit 4,5 Millionen Auflage zur größten Zeitschrift der Welt geworden. Neben einigen weiteren Monatsblättern gab die N.S.B.O. 1931 auch die für Zeitungen und Amtswalter bestimmte Korrespondenz „Informationsdienst" („In-Die") heraus. In den Redaktionen dieser Monatsblätter werden aus bewährten Frontkämpfern der Bewegung die Fachmänner für die spätere redaktionelle Betreuung des Arbeitertums in der Tagespreise. Diese findet am 2. Mai 1933 ihre erste Form in dem zugleich mit den Gewerkschaften übernommenen Blatte „Der Deutsche".
Während so Monatsblätter den Kampf gegen die ganz besonders verjudete Gewerkschaftspresse und roten Tageszeitungen aufnehmen, müssen auch die Tages- und Wochenblätter der Partei die nicht ausreichende Resonanz ihrer Auflage durch „Sondernummern" verstärken. Insbesondere die großen Sondernummern des „Völkischen Beobachter" erregten viel Aufsehen. Eine zahlenmäßige Erfassung des starken Einsatzes solcher Extraausgaben wäre reizvoll, ist jedoch kaum noch möglich. Eine Stichprobe soll hier wieder beispielgebend für die Gesamtheit sprechen. Der Gau Sachsen allein kann folgende stattliche Leistungsbilanz seiner Wahlkampf-Sonderauflagen vorlegen:

Diese lange liste der Sondernummern kannst du dir im Original ansehen, falls Interesse.

Diese Zahlen, in allen Gauen ähnlich und von Wahlkampf zu Wahlkampf, von Aktion zu Aktion wiederkehrend oder sogar noch wachsend, beweisen die damaligen Erfolge solcher Großleistungen. Zwischen den Zeilen aber steht die in Zahlen nie auszudrückende Kampfkameradschaft, die zwischen dem einzelnen Parteigenossen und seiner Zeitung lebendig war. Mit bezahlten Kräften wären derartig umfangreiche Aufwendungen nie möglich gewesen, so aber ließ diese enge Verbundenheit manches kleine Blättchen an Wirkung weit bedeutender scheinen als es an laufender Auflage Geltung hatte. Oft, ja in den meisten Fällen wurden die Sonderausgaben nicht verschenkt, wie das andere Parteien durch stundenweise bezahlte Austräger tun ließen, sondern der nationalsozialistische Aktivist ging ohne Gewerbeschein und Genehmigung auf eigene Gefahr von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus. Er half mit dem Vertrieb der einen Sondernummer zur Finanzierung einer noch stärkeren. Der „Kampfverlag" Berlin hatte für die in der Pressearbeit besonders eifrigen Parteigenossen ein vertrauliches „Schulungsblatt", „Der Pressewart", herausgebracht. Wie stark das Verständnis für pressepolitische Notwendigkeiten in den Reihen der Bewegung lebendig war, soll hier ein Auszug aus der Geschichte des ersten Sturms der Marine-S.A. zeigen:
„In diesen Tagen beginnen die Männer von der Marine-S.A. sich auf ein Gebiet zu begeben, das eigentlich nicht zu ihrem ureigensten Aufgaben- und Interessenkreis gehört. Sie gründen eine Zeitung. Eine richtige Zeitung. Sie nennen sie stolz „Der Sturm". Mit wildem Eifer stürzt sich alles auf die neue Arbeit. In der ganzen Stadt stehen die Männer mit der neuen S.A.-Zeitung. In der Spaldingstraße sitzen derweil die beiden „Chefredakteure" mit ihren Kameraden Nacht um Nacht an den Fenstern der kleinen Geschäftsstelle, um mit den Pistolen in den Fäusten die wütenden nächtlichen Angriffe der Kommune auf die Räume der „Redaktion" abzuwehren. Viel guter Wille steckt in dem Werk, aber ungewohnt mit Geld zu rechnen — eine Schwäche, die ja vielen Seeleuten nun einmal eigen ist —, muß „das Weltblatt" bereits nach der sechsten Nummer wegen zu schwacher Finanzen sein Erscheinen einstellen, worauf die Kommunisten in ihren Zeitungen von einem entscheidenden Niedergang der Nazipresse schreiben. Mit Zeitungsschreiben ist aber vorläufig bei der Marine-S.A. keine Liebe mehr zu gewinnen. Das haben sie seitdem den Kameraden in den Redaktionen der Gaublätter überlassen."

Ihren schwersten und leistungswichtigsten Einsatz erlebte die junge N.S.-Presse im härtesten Kampfjahre der Bewegung, 1932, dem Jahr der dreizehn Wahlkämpfe vor der Machtübernahme. 121 N.S.-Blätter standen gegen 4526 andere Zeitungen im Kampf. Vielfache Erhöhung der bezahlten Auflagen wurden jetzt offiziell von München angeordnet, um den gefährlichen Flugblattmangel der äußerst erschöpften Propagandakassen durch meist der Tagesausgabe entnommene vierseitige Sonderdrucke auszugleichen. Unsere Blätter erhielten damals eine ganz besondere redaktionelle Wirkungskraft und hohe Aktualität durch ein großzügiges System von telephonischen Meldeköpfen, die Reichspressechef Dr. Dietrich im ganzen Reich eingerichtet hatte, um die von ihm schnellstens redigierten sensationellen Berichte über die Deutschlandflüge des Führers sofort in alle Partei- und Gaublätter zu bringen. Eine Armee von Schnellschreibern war jeden Abend in höchster Anstrengung eingesetzt, um zusammen

mit zahlreichen Helfern, Boten, Kraftfahrern usw. diesen einzigartigen Meldeapparat mit minutiöser Genauigkeit in Bewegung zu setzen, damit die gewaltigen persönlichen Anstrengungen des Führers gewissermaßen durch ein Schneeballsystem der Telephonberichterstattung redaktionell vertausendfacht wurden, um Millionen Volksgenossen damit zu erfassen. Und sie wurden erfaßt . . . Wenn der Führer die letzte Kundgebung verließ, spien unsere technisch oft ach so bescheidenen Rotationen bereits die ersten fertigen Nummern in die Arme der vor Spannung fiebernden Aktivisten der Partei. Einen halben Tag später erst kamen die anderen Blätter mit den ersten Berichten.

Einen interessanten Querschnitt durch die redaktionelle Entwicklung unserer Presse im Jahre 1932, wie sie in der zentralen Leitung der Partei aufmerksam verfolgt und geleitet wurde, gibt das Tagebuch von Dr. Goebbels. Da heißt es zu Beginn des Jahres am: 13. Januar 1932: „Ich schreibe eine Denkschrift über die Reorganisation unserer Presse. Die ist so nötig wie das tägliche Brot ... am 24. Februar 1932: „In Berlin wurden „Völkischer Beobachter" und „Flammenwerfer" beschlagnahmt. Das ist der Kampf des Systems."

Der „Flammenwerfer" war ein wirkungsvolles Kampfmittel in schwarz-rotem Druck, vierseitig, Berliner Format, in riesiger Auflage im ganzen Reich als Wahlkampfmittel neben der Gaupresse verwendet. Außerdem wurden in dieser Zeit die Gaupresseämter von Dr. Dietrich erstmals intensiv eingesetzt. Sie mußten die preispolitische Lage genauer erkunden, die bürgerliche Presse für unsere Wahlkampfzwecke nach Möglichkeit zu gewinnen suchen, insbesondere heimtückische Presseangriffe oder Inserate so rechtzeitig in Erfahrung bringen, daß noch Abwehrmaßnahmen möglich blieben. Schließlich galt es, besonders fähige Parteigenossen für die Pressearbeit einzusetzen.

Hierüber schreibt Dr. Goebbels am 6. März 1932: „Dr. Dietrich hat die Presse in einer einheitlichen Organisation zusammengefaßt. Es ist jetzt die Garantie gegeben, daß Presse und Propaganda absolut Hand in Hand arbeiten ..." und am 21. März 1932: „Die nationalsozialistische Presse ist im Kaiserhof versammelt. Der Führer spricht. Die neue Aktion wird dargelegt."

Hier verdient eine Erinnerung an eine Reichspropagandatagung des Jahres 1931 in München eingeschoben zu werden, da der Führer damals schon genau voraussagte, daß die stärksten Schwierigkeiten der letzten Kämpfe der Partei weniger im Straßenterror als in der Lügenflut aus nichtnationalsozialistischen Blättern entstehen würden. Das trat gerade 1932 am deutlichsten in Erscheinung, doppelt hart also, wenn Dr. Goebbels dann berichtet: „2 3. März 1 93 2: Der „Angriff" ist wieder auf eine Woche verboten worden. Unsere anderen Zeitungen wurden schon in den letzten Tagen verboten. Damit ist die ganze nationalsozialistische Presse lahmgelegt.

Der 2. April 1932 ist wieder ein Lichtblick: „In Hannover wird Herrn Noske von einem anständigen Richter verboten, uns weiterhin zu verbieten, Zeitungen in erhöhter Auflage zu verbreiten. Das ist ein schwerer Schlag für das System..." Weiter geht die Erziehungsarbeit für einen verstärkten Einsatz. Im Juni ruft der „Völkische Beobachter" alle Parteigenossen, die innerhalb oder außerhalb unserer Parteipresse im journalistischen Berufe stehen, zu einer losen Vereinigung ohne Beitragsverpflichtung in die „Reichsarbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Journalisten", die im Braunen Haus ihre Zentrale hatte.

Das Tagebuch des Reichspropagandaleiters berichtet weiter: I0. Juli 1932: „Mit unserm Reichspressechef Dr. Dietrich wird die Einschaltung der nationalsozialistischen Zeitungen in den Wahlkampf festgelegt. Bei dieser Wahlaktion muß alles an einem Strang ziehen. Auch die Presse dient bis zur Entscheidung nur unseren propagandistischen Zielen..."

15. September 1932: „Der „Angriff" wird vergrößert. Er soll bis zur Wahl täglich zweimal erscheinen; da die bürgerliche Presse, die zum großen Teil auch von unseren eigenen Parteigenossen gelesen und gehalten wird, scharf gegen uns Stellung nimmt, bleibt uns nichts anderes übrig, als gegen sie den Boykott zu organisieren." 26. September 1932: „Die ganze Organisation der Berliner Partei arbeitet mit Hochdruck am Zeitungsboykott. Es wird uns doch auf die Dauer gelingen, die bürgerliche Presse zu einer anständigen Tonart zu zwingen."

1. Oktober 1932: „In unserem Pressewesen werden einige Änderungen getroffen. Die gegenwärtigen Leistungen reichen für die erweiterten Aufgaben, die jetzt gelöst werden müssen, nicht aus. Vielfach auch verstehen unsere Journalisten nicht, daß es in der Wahlzeit in der Hauptsache auf die propagandistischen Wirkungen der Zeitungen ankommt. Sie sind meist zu gründlich und eher für die Wissenschaft als für die schwarze Kunst geeignet...."

Nach einer schweren Berliner Versammlung gegen die Reaktion aber wird die enge Verbundenheit zwischen Front und Bewegungspresse besonders deutlich in der Notiz vom 2 8. Oktober 1932, wo es heißt: „Das Horst-Wessel-Lied steigt, mächtig gesungen, in den regnerischen Abend hinauf. Ein seltenes Gefühl des Sieges erfüllt uns alle. . . . Sofort auf die Redaktion und diktiert. Wir werfen eine Million Sondernummern auf die Straße, weil wir mit Recht vermuten, daß die Deutschnationalen unter Zuhilfenahme ihrer pressemäßigen Übermacht die Niederlage in einen Sieg umpfuschen werden. Am besten wirkt da der wiedergegebene Wortlaut der Reden, die gehalten worden sind.

Um 3 Uhr nachts sind wir mit der journalistischen Bearbeitung fertig. Um 6 Uhr werden unsere Zeitungen schon an den Untergrundbahnhöfen Verteilt...."

In diesen für die Bewegung nicht leichten Tagen sprach Dr. Dietrich auf einer Reichsführertagung der Partei über die Presse und die Zeitungspolitik der N.S.D.A.P. In seinen grundlegenden Ausführungen konnte der Reichspressechef auch bekanntgeben, daß etwa hundert Tageszeitungen bereits ihren täglichen Einfluß als Blätter der Bewegung wirken ließen. So ist es begreiflich, wenn der Reichspropagandaleiter aus dieser Zeit berichtet:

4. November 1932: „Unsere Presse steht uns in dieser Aktion tapfer und unentwegt zur Seite. Sie ist neben unserem rednerischen und propagandistischen Elan unsere einzige Waffe." Leider erkennt das auch der Gegner und will die Lage ausnutzen. Aber so einfach ist das nicht.
5. November 1932: „Die Regierung nötigt uns für die letzte Nummer des „Angriff" vor der Wahl eine Zwangsauflage auf. Wir geraten in eine außerordentlich prekäre Situation. Diese Nummer soll also die letzte Lesekost für die eigenen Parteigenossen und Anhänger vor der Wahl sein. Ehe wir selbst unsere Hände dazu bieten, unsre eigenen Parteigenossen zu verprellen, greifen wir zu einem verzweifelten Mittel. Die Gesamtnummer des „Angriff", die diese Zwangsauflage enthält, wird abends feierlich in den Kanal hineingeworfen. Nimm und lies!"

Als nun die wichtigen Verhandlungen zwischen „Kaiserhof" und Wilhelmstraße beginnen, muß die Bewegungspresse in höchster Alarmbereitschaft stehen, um alle etwaigen Störungsversuche der noch immer sehr bedeutsamen Systempresse abzuwehren. Langsam rückt unsere Presse
an die immer aktueller werdenden Probleme der Regierungsübernahme. Ein neues ungewohntes Gebiet muß betreten werden, und so schreibt Dr. Goebbels denn am 12. November 1 93 2: „Wichtig ist auch, daß wir in Berlin eine Morgenzeitung bekommen. Mit einem Abendblatt allein können wir uns nicht gegen die feindliche Großmacht Presse durchsetzen. Unsere Presse bleibt immer unser Sorgenkind; vor allem jetzt wird es schwer sein, die nationalsozialistischen Zeitungen durch die schwierige politische Situation hindurchzumanövrieren. Im „Angriff" können wir nur mühsam und mit viel Umsicht und Vorsicht eine gewundene taktische Linie einhalten. Das ist für unsere Leute sehr schwer. Da heißt es aufpassen..." Gerade in diesen Endkämpfen tritt auch die große Bedeutung der oft auf scheinbar verlorenem Posten stehenden nationalsozialistischen Schriftleiter in gegnerischen Betrieben hervor. Mancher Volksgenosse weiß heute noch nicht, wie sehr sein Urteil über einzelne Parteien und Männer durch scheinbar ganz harmlose Artikel beeinflußt wurde. Artikel, die nicht selten der einzige Ausgleich waren gegenüber dem mit Geld oder mit behördlichem Druck in die Zeitung gebrachten, oft ebenfalls getarnten Wahlkampfartikeln der Gegner. Besonders wichtig aber wurde am 24. November 1932 der schneidige Einsatz einiger Schriftleiter im „Deutschen Nachrichtenbüro". Hierüber berichtet der Adjutant des Reichspressechefs, Hauptschriftleiter Parteigenosse Alfred Ingemar Berndt. Er gehört zu den wenigen Journalisten, die in der ersten Kampfzeit außerhalb des Zentralverlags ihre kleine Zahl durch umso größeren Einsatz ausglichen.
„Die acht nationalsozialistischen Schriftleiter im W.T.B. hielten wie Pech und Schwefel zusammen; gemeinsam organisierten sie während der verschiedenen Regierungsverhandlungen des Führers und der Kaiserhof-Tage für den Reichspressechef der N.S.D.A.P., Dr. Dietrich, und den Berliner Gaupreseamtsleiter Hans Hinkel einen politischen Informationsdienst, der der Gegenseite außerordentlich unangenehm war, dessen Quelle man aber nicht erriet. Dieser Informationsdienst und die Arbeit der N.S.-Schriftleiter im W.T.B. waren in diesen Tagen der Krise um so wichtiger, als bei der im zweiten Halbjahr 1932 immer klarer zutage tretenden ablehnenden Haltung der Deutschnationalen Volkspartei, insbesondere nach der Reichstagsauflösung vom 12. September 1952, dem B.V.G.-Streik und der Novemberwahl, die Telegraphen-Union, die der Partei jahrelang zur Verfügung gestanden hatte, als Nachrichtenquelle auszufallen begann.
Am 23. November abends hatte im W.T.B. ein Parteigenosse als Chef vom Dienst die Redaktionsführung. Gegen 21 Uhr mußten wir feststellen, daß, von amtlicher Seite inspiriert, einer der damaligen Hauptschriftleiter einen Kommentar für den Conti-Dienst diktiert hatte, der als regelrechter Dolchstoß gewertet werden mußte. In diesem Kommentar wurde der Führer bösartig verleumdet und des Wortbruches beschuldigt. Zunächst „gerieten" einmal — wie so etwas mit nazifeindlichen Manuskripten leicht vorkommen konnte — die Korrekturabzüge des Kommentars tief unter anderes Material und fanden sich erst so spät wieder, daß der Kommentar für die Morgenblätter in den meisten Fällen nicht mehr zurechtkam. Zu zweit gingen wir dann mit Schreibmaschinendurchschlägen des Kommentars in den Kaiserhof zu Dr. Dietrich, der seinerseits nun sofort den Führer informierte. So konnte, noch ehe der Kommentar veröffentlicht war, bereits eine schlagkräftige Abwehr dieses aus dem Hinterhalt abgegebenen Schusses gesichert werden.
Es war am Mittag des nächsten Tages. Aus einem Telephongespräch, das einer der Hauptschriftleiter vertraulich, offenbar mit dem Staatssekretär der Reichskanzlei, Herrn Planck, führte und dessen unfreiwilliger Zeuge ein Parteigenosse geworden war, ergab sich, daß die Presseabteilung der Reichsregierung für den Abend eine Pressekonferenz plante, auf der, selbstverständlich mit entsprechend gefärbten Kommentaren, ein Teil des Briefwechsels zwischen dem Führer und Herrn von Papen bzw. dem Führer und dem Büro des Reichspräsidenten der Öffentlichkeit übergeben werden sollte. Nach einer halben Stunde telephonischer Bemühungen gelang es, Parteigenosse Hinkel zu erreichen und ihn von dieser Absicht in Kenntnis zu sehen.
Es glückte Parteigenosse Hinkel, rechtzeitig Pressechef Dr. Dietrich von der Absicht der Reichsregierung zu unterrichten. In Vorahnung des Kommenden war auf Anordnung des Führers durch Julius Schaub bereits die Vervielfältigung des bis dahin vorliegenden Briefwechsels vorgenommen worden, um den Briefwechsel ungekürzt der gesamten Presse zur Verfügung stellen zu können, und damit zu verhindern, daß ihr ein schiefes Bild über die Verhandlungen gegeben werde. Im Laufe des Nachmittages erschien Ministerialdirektor Marcks, der damalige Pressechef der Reichsregierung, bei Dr. Dietrich und bat, von einer Veröffentlichung der Dokumente vorläufig abzusehen. Die Absichten der Regierung wurden dadurch nur noch deutlicher. Das Berliner Gaupresseamt wurde

mobilisiert und der gesamte Schreib- und Vervielfältigungsapparat eingespannt. Am späten Nachmittag ging der Schlußbrief des Führers an das Büro des Reichspräsidenten heraus. Eine Viertelstunde später war auch dieser Brief vervielfältigt, und Dr. Dietrich konnte in aller Eile eine Pressekonferenz zusammenbringen. Für 19 Uhr war die Pressekonferenz vorgesehen, die die Reichsregierung beabsichtigte. Es gelang, die Reichsregierung um eine halbe Stunde zu schlagen und durch die schnelle Arbeit und die rechtzeitige Kenntnis der Absichten der Regierung schon für 18.30 Uhr eine Pressekonferenz in den „Kaiserhof" einzuberufen. Auf dieser Pressekonferenz erhielt die Presse nun den ungekürzten Briefwechsel. Ferner gab Hermann Göring einen Kommentar, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ."

Am 3. Januar 1933 schreibt Dr. Goebbels:
„Ich gebe der Redaktion neue Anweisungen und umreiße die Tendenz, nach der jetzt gearbeitet werden muß. Unsere Presse in Berlin hat sich fabelhaft herausgemacht. Sie hält jeder Konkurrenz mit den bürgerlichen Zeitungen stand." Mit dieser hochverdienten Anerkennung geht die Bewegungspresse in die Zeit der vom „Angriff" als erstem Blatt verkündeten Machtübernahme. Noch bringen die nächsten Monate genau die gleichen Anforderungen des unmittelbaren propagandistischen Einsatzes; dann aber beginnt im Sommer 1933 der Kampf nach innen, das zähe Ringen um den Ausbau und um eine Form, die, dem alten Geist immer verbunden bleibend, auch den Repräsentationspflichten einer nationalsozialistischen Staatspresse gerecht wird. War aus dem wild bedruckten Papier zunächst eine gefürchtete Waffe der Opposition und dann die geeignete Vertretung der Partei geworden, galt es nun zum würdigen Mittel der Volks— und Staatsführung zu werden. Der Nation das immer bester werdende Erziehungs— und Bildungsmittel der breitesten Masse zu sein, ist heute die Mission des gewaltigen pressepolitischen Apparates, der immer mehr aufräumt im unglaublich wirren Dickicht des liberalistischen Pressegestrüpps. Die roten Sümpfe dieses Urwaldes sind trockengelegt, die schwarzen werden folgen und ein ebenso kräftiges wie vielverzweigtes Wachstum sichert der Nation einen der Größe des Reiches und der Idee wahrhaft würdigen Blätterwald nationalsozialistischer Zeitungen. „Manchester Guardian" schrieb kürzlich: „In der deutschen Presse angegriffen zu werden, ist eine ernste Sache." Und wer im „christlichen" Österreich mit einem Blatt der N.S.D.A.P. getroffen wird, kann sich im Kerker über „Nächstenliebe" die entsprechenden Gedanken machen oder sich an die ebenso krampfhaft bekämpften Anfangszeiten des „corpus delicti" erinnernd — trösten. Unsere Presse ist eine ebenso beliebte wie gefürchtete Macht geworden. Ihr Wachstum bedarf auch weiterhin der sorgsamen Pflege und der Mitarbeit aller. Niemand weiß das besser, als die verantwortlichen Männer in den Redaktionen und Verlagen. In diesen Parteigenossen lebt das unablässige Bemühen um einen Stil, dem nach einem Worte Alfred Rosenbergs „die Aufgabe der Schrift nicht die Möglichkeit bedeutet, ausbrechende Gefühle niederzulegen, sondern im Dienste der Geistes- und Seelengestaltung zu stehen".

Vom Verbot zur Neugründung der Partei
von
Gerd Rühle

Als die nationalsozialistische Erhebung vom 8. und 9. November 1923 die ganze Welt aufhorchen ließ, geschah dies in einer Zeit schwerster Krisen in Deutschland, das unter seinen Tributverpflichtungen (Reparationen) schmachtete. Am 11. Januar waren die Franzosen unter nichtigen Vorwänden ins Ruhrgebiet eingebrochen und hatten damit dem wehrlosen Deutschland erneut schwere Wunden geschlagen. Über hundert Tote, über hunderttausend Ausweisungen und den Verlust unersetzlicher wirtschaftlicher Güter brachte dieser Überfall dem deutschen Volke. Der „passive Widerstand", den die damalige „Regierung" (Kabinett Cuno) dagegen eingeleitet hatte (und den Adolf Hitler von vornherein als unsinnig abgelehnt hatte, da es nur einen aktiven oder gar keinen Widerstand gibt), war am 26. September zusammengebrochen.
Gleichzeitig hatte der Ruhreinbruch die grauenhafte Inflation beschleunigt: Die Kaufkraft des deutschen Geldes war derart ins Bodenlose gesunken, daß am Ende eine Billion Mark den Wert einer früheren Mark besaßen. Sämtliche Sparvermögen waren auf diesem Wege vernichtet worden, enteignet zugunsten jüdischer Inflationsschieber. Die Zerstörung der wirtschaftlichen Werte war so zum getreuen Spiegelbild der Zerstörung der moralischen Werte durch das Novembersystem geworden. Ein gewaltiger Ausverkauf Deutschlands hatte eingesetzt: Ausländer kauften mit ihrer wertbeständigen Währung ungeheure Werte in Deutschland für einen Pappenstiel auf, Grundstücke, Werke usw.
Die innenpolitische Entwicklung in Deutschland raste dem Abgrund zu. Der kommunistische Bürgerkrieg drohte es zu verschlingen. Am 21. Oktober mußte Reichswehr in Sachsen einrücken, um es dem Kommunismus zu entreißen; am 22. Oktober brach der kommunistische Aufstand in Hamburg los. Gleichzeitig (am 21. Oktober) begannen im Rheinland — unterstützt durch die französische Besatzung — die Separatistenaufstände, blutige Terroraktionen, um das Rheinland aus dem Reiche herauszureißen. Die Reichseinheit war in höchster Gefahr. Da kam es am 22. Oktober zum offenen Konflikt des Reiches mit der bayerischen Regierung.
In München war der Widerstand gegen das Novembersystem immer stärker geworden. Aber es waren in diesem Widerstandszentrum sehr klar zwei grundsätzlich verschiedene Geistesrichtungen zu unterscheiden: Die bayerische Regierung und ihr Anhang mit reaktionären, monarchistischen, ultramontanen und vor allem ausgesprochen bayerisch-partikularistischen Tendenzen — und Adolf Hitler mit der NSDAP, und den ihm ergebenen Verbänden des „Kampfbundes", denen es nicht um die Wiederherstellung der Monarchie, sondern um die Rettung des deutschen Volkes ging, nicht allein um Bayern, sondern um Deutschland.
Der Kampf zwischen der bayerischen Regierung und dem Reich nahm immer größere Ausmaße an. Die Entwicklung trieb der gewaltsamen Entladung der angesammelten Explosivstoffe entgegen. Wer würde den Anstoß geben? Danach mußte es sich entscheiden, in welches Fahrwasser die Entwicklung geraten würde. Der Putsch der bayerischen Regierung, der Herren Kahr, Lossow usw. mußte zwangsläufig zur Loslösung Bayerns, zum Verlust der Reichseinheit führen. Und wenn Adolf Hitler in diesem Augenblick höchster Gefahr für das kommende Schicksal des deutschen Reiches am 8. November 1923 das Signal zur Erhebung gab und damit die akute Frage der nationalen Revolution aus dem unheilschwangeren Gestrüpp partikularistischer Stänkereien erlöste, die Initiative an sich riß und die Befreiung Deutschlands zum alleinigen revolutionären Ziel machte, so rettete er damals die Einheit des Reiches. Daran ändert nichts, daß diese erste nationalsozialistische Erhebung am 9. November 1923 durch reaktionären Verrat im eigenen Blute erstickt wurde. Dieser 9. November wurde nicht nur zum bleibenden verpflichtenden Vermächtnis für die nationalsozialistische Bewegung — er wurde daneben zur rettenden Tat, die die Reichseinheit bewahrte.
Der „Hitlerputsch" war zusammengebrochen, die NSDAP, verboten, Adolf Hitler und die Mehrzahl der Unterführer gefangen. So begann das Jahr 1924. Aber der nationalsozialistische Kampfgeist war nicht gebrochen. Er war die Seele des aktiven Ruhrwiderstandes gewesen und hatte als Blutzeugen den Nationalsozialisten Schlageter. Er war die Seele des Volkswiderstandes gegen den separatistischen Verrat, der am 12. Februar 1924 im brennenden Bezirksamt zu Pirmasens endgültig vernichtet wurde.
Die Negierung des Weimarer Staates versuchte, sich durch Verbote und Prozesse gegen weitere Angriffe zu sichern. Am 15. November 1923 — kurz nach dem „Hitlerputsch" — hatte sie sich endlich dazu bequemt, der Inflation durch Ausgabe der „Rentenmark" Einhalt zu gebieten.
Zum „Schutze der Republik" wurde am 22. Februar 1924 das berüchtigte „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold" gegründet (mit Unterstützung der SPD., des Zentrums und der Demokraten), das bald zur rein marxistischen Terrororganisation gegen das völkische Erwachen Deutschlands wurde.
Zwei Tage später begann der sogenannte „Hitlerprozeß", der vom 26. Februar bis zum 1. April 1924 dauerte und mit dessen Hilfe man Adolf Hitler und seine Bewegung endgültig zu erledigen trachtete. Aber es kam anders: Der „Angeklagte" Adolf Hitler wurde zum Ankläger - Ankläger gegen den volkszerstörenden Novemberstaat und die verräterische weiß - blaue Reaktion. In seinem berühmten Schlußwort am 27. März 1924 bewies er in klaren Ausführungen über Macht und Recht, daß der am 9. November 1918 geschaffene Zustand überhaupt kein wirklicher Staat, keine schützenswerte Autorität war —, daß es im Gegenteil nationale Pflicht war, diesen Zustand zu

beseitigen. Und wenn Adolf Hitler dennnoch wegen „Hochverrat" verurteilt wurde, so war dies nicht R e ch t im deutschen Sinne. Das wirkliche Recht des deutschen Volkes kam vielmehr in den leuchtenden Worten zum Ausdruck, mit denen Adolf Hitler sein Schlußwort beendete: „Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichtes der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwaltes und das Urteil des Gerichtes zerreißen; denn sie spricht uns frei!"

Der Hitlerprozeß wurde schon damals zu einem Sieg der nationalsozialistischen Bewegung. Er weckte in zahllosen Deutschen bisher schlummernde Erkenntnisse, was sich in den Ergebnissen der Landtagswahlen zeigte, die in jener Zeit stattfanden. Damals wurden überall „völkische" Wahllisten aufgestellt — alle mit mehr oder weniger starker nationalsozialistischer Betonung, die ihre Stimmen von Volksgenossen erhielten, die bei ihrer Stimmabgabe an keine „völkischen Gruppen", sondern an Adolf Hitler gedacht hatten. So zogen bereits am 6. April 1924 zum erstenmal 23 völkische Abgeordnete in den Bayerischen Landtag ein. Der Hitlerprozeß hatte die Wählermassen in Bewegung gebracht. Die nationalsozialistische Organisation war zerschlagen — der Geist aber war lebendig und griff um sich. Und es wurden zahlreiche Versuche gemacht, nationalsozialistische Ersatzorganisationen zu schaffen. Insbesondere bemühte sich die Deutschvölkische Freiheitspartei (die sich 1922 aus völkischen und antisemitischen Gründen von der Deutschnationalen Volkspartei abgespalten hatte), Auffangorganisation für die führerlos gewordenen Nationalsozialisten zu werden. Die deutschvölkischen „Führer ohne Volk" versuchten — zum Teil mit Erfolg —, sich das nationalsozialistische „Volk ohne Führer" einzuverleiben. So entstand die „Nationalsozialistische Freiheitsbewegung". Andere Teile der nationalsozialistischen Bewegung aber lehnten die Verschmelzung mit den Deutschvölkischen ab und bildeten eigene Ersatzorganisationen (von denen als bedeutendste die „Großdeutsche Volksgemeinschaft" zu nennen ist), die in heftiger Fehde mit der „Freiheitsbewegung" lagen. Schließlich entstand an Stelle der SA der „Frontbann", der gegenüber den streitenden Gruppen „überparteilich" sein wollte. Die führerlos gewordene nationalsozialistische Gefolgschaft bot immer mehr ein Bild völliger Zerrissenheit und unübersehbarer Streitigkeiten. Daran änderte auch der „Einigungsparteitag" der „Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung" in Weimar (17. August 1924) nichts. Die Gegensätze traten vielmehr jetzt auch immer stärker innerhalb der „Freiheitsbewegung" auf, Gegensätze zwischen den revolutionären nationalsozialistischen Kräften und den deutschvölkischen Elementen, die mehr monarchistisch als sozialistisch waren. Was in diesen Kämpfen an Vertrauen zerstört wurde, zeigten die Reichstagswahlen: Am 4. Mai 1924 errang die „Nationalsozialistische Freiheitsbewegung" angesichts der propagandistischen Wirkung des Hitlerprozesses 32 Mandate — ein bis dahin unerhörter Erfolg; bereits ein halbes Jahr später (am 7. Dezember 1924) wurde sie jedoch angesichts ihrer völligen Planlosigkeit und Zerrissenheit auf 14 (!) Mandate zurückgeworfen! Dieser katastrophale Rückgang war gleichzeitig eine Folge davon, daß die „Freiheitsbewegung" organisatorisch eine Scheinblüte gewesen war, eine inflationshafte „Improvisation", aber keine Organisation. Bereits das Jahresende 1924 sah sie vor dem Zusammenbruch. Die alten Nationalsozialisten aber blickten sehnsüchtig nach der Festung Landsberg und erwarteten den Tag, da Adolf Hitler wiederkehren würde. Nach dem Urteil hätte dies (auf Grund der Bewährungsfrist) bereits am 1. Oktober geschehen sollen, war aber durch die Staatsanwaltschaft immer weiter hinausgezögert worden. Endlich aber — am 20. Dezember 1924 — war Adolf Hitler frei!

Was fand er vor? Ein wüstes Schlachtfeld sich streitender völkischer und nationalsozialistischer Gruppen, Auflösung und Rückgang. Und die Gegner, der Staat von Weimar und seine Parteien, hatten das Jahr 1924 nicht ungenützt gelassen. Insbesondere aber hatten sie durch die Dawesgesetze das deutsche Volk auf Generationen dem Ausland gegenüber versklavt. Unter dem ersten und zweiten Kabinett des Zentrumsmannes Marx (mit Stresemann als Außenminister) wurde der furchtbare „Dawesplan" Wirklichkeit. Am 9. April 1924 tauchte er zum erstenmal als Projekt eines internationalen „Sachverständigenausschusses" auf:

Zahlung der deutschen Tribute durch Belastung der deutschen Industrie, Verpfändung der Zölle und eines Teiles der Steuern, Umwandlung der Reichsbahn in eine selbständige Gesellschaft (die laufend Tribute zu leisten hat) usw. — insgesamt jährliche Ratenzahlungen von zweieinhalb Milliarden, die sich über mehr als ein halbes Jahrhundert erstrecken sollen — täglich sieben Millionen —, Verlust der Finanzhoheit und der Verkehrshoheit — eine Ausgeburt des Wahnsinns!

Eine pflichtvergessene Reichsregierung stimmte zu, ein pflichtvergessener Reichstag nahm am 29. August 1924 an. Am 1. September wurde der Wahnsinn Wirklichkeit.

Und Herr Stresemann hielt nun den Zeitpunkt für geeignet, Deutschlands Eintritt in den „Völkerbund", das willenlose Instrument der „Siegerstaaten", vorzubereiten und führte am 23. September 1924 einen diesbezüglichen Beschluß der Reichsregierung herbei.

Was fand Adolf Hitler innenpolitisch vor? Die alte parlamentarische Parteienherrschaft, die Deutschland immer mehr dem Abgrund entgegenführte: alle paar Monate wechselnde Regierungen, die regelmäßig einem egoistischen Kuhhandel der Parteien ihr nichtswürdiges Dasein verdankten. Die Lenkung der Geschicke Deutschlands geschah nicht mehr unter irgendwelcher Zukunftsverantwortung, sondern war zum egoistischen Gaunertrick geworden. Die Parteien rangen um Ministersessel und Pfründen — um das Leben des Volkes rang niemand.

Nur ein Bild von vielen: Der mörderische Dawesplan steht vor der Tür. Die Deutschnationalen (die „nationale Rechte") aber haben Sehnsucht nach Ministersesseln und erklären daher, nicht „grundsätzlich" gegen den Dawesplan zu sein, sondern nur einige „Vorbehalte" machen zu müssen. Und am Tage der Abstimmung im

Reichstag über die Dawesgesetze geschieht folgendes: Um vor ihren Wählern nicht den Nimbus der Vaterlandsverteidiger zu verlieren, stimmen sie mit „Nein", eine völlig harmlose Demonstration, da die Annahme trotzdem durch die Mehrheit der anderen Parteien gesichert war. Nur bei einem Dawesgesetz, dem Eisenbahngesetz (das verfassungsändernd ist und daher eine Zweidrittelmehrheit benötigt), muß das „Nein" der Deutschnationalen zur Ablehnung und damit zur Zerstörung des gesamten verbrecherischen Dawespakts führen. Diesen Erfolg aber wollten die ministersesselhungrigen deutschnationalen Konjunkturritter nun wieder nicht erzielen. Und wie halfen sie sich? Beim Eisenbahngesetz stimmen 52 Deutschnationale mit „Nein", 48 mit „Ja" — die Zweidrittelmehrheit ist erreicht, Deutschland unters Joch gebeugt. Für die Deutschnationalen aber lohnt sich der Verrat: Im Kabinett Luther (15. Januar 1925) erhalten sie vier Ministerien.

Dieses Regierungssystem war die organisierte Charakterlosigkeit, die Parteien ein nichtsnütziger Haufen von Interessenvertretern. Ein Korruptionsskandal jagte den anderen. Hohe und höchste Würdenträger staken bis über die Ohren in den schmutzigen Geschäften ostjüdischer Hochstapler, und gerade um die Zeit, als Adolf Hitler wieder in das politische Leben Deutschlands eintrat, war die Luft von dem bekannten Barmatskandal verpestet, der das deutsche Volk viele Millionen gekostet hat.

Da gab es außerhalb dieses Getriebes die nationalen Wehrverbände (Stahlhelm, Wehrwolf, Wiking, Jung, deutscher Orden, Scharnhorst, Knappenschaft usw., Organisationen mit gut deutschem Geist, festhaltend an der Fronttradition, aber ohne klare politische Zielrichtung und daher ohne Aussicht auf wirklichen Erfolg — und letzten Endes ebenfalls innerlich uneins.

Die nationalsozialistische Bewegung zerschlagen, das Volk versklavt, das Regime ehrlos, die Parteien charakterlich verlumpt, die wenigen nationalen Energien im Volke zersplittert und planlos — das war das Deutschland um die Jahreswende 1924/25, in dem Adolf Hitler den Kampf erneut aufnahm!

Angesichts der zahllosen streitenden völkischen und nationalsozialistischen Gruppen nahm der Führer zu keiner Richtung Stellung, sondern fing neu an. Die „Freiheitsbewegung" liquidierte", ihre „Reichsführerschaft" trat am 12. Februar 1925 zurück. Herr von Graefe zog am 17. Februar erneut seine „Deutschvölkische Freiheitsbewegung" auf. Am 26. Februar aber erschien zum erstenmal wieder der „Völkische Beobachter" und rief zu einer Hitlerversammlung am nächsten Tage im Münchener Bürgerbräukeller auf. Der Jubel der alten Nationalsozialisten war unbeschreiblich. Als Adolf Hitler zum ersten Male wieder sprach und am 27. Februar 1925 die NSDAP neugründete, wurde aller Streit und Hader begraben. Bedingungslos und gläubig schworen sie dem Führer die Treue und ließen die inneren Kämpfe des Jahres 1924 hinter sich. Das bittere Erleben verblaßte gegenüber dem vom Führer neu geschenkten Zukunftsglauben. Inmitten einer zerbrechenden Welt erstand von neuem die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Kein Hindernis, kein Terror vermochte es mehr, die neugeborene Kampfgemeinschaft aufzuhalten oder zu zerschlagen. Und der erste Schlag folgte bald: Am 9. März 1925 erließ Bayern ein Redeverbot gegen Adolf Hitler — die anderen Länder folgten.

Aber Adolf Hitlers Mannen springen in die Bresche. Nationalsozialistische Redner sprechen im ganzen Reiche, in Städten und Dörfern, in großen und kleinen Versammlungen — nicht nur in Wahlkämpfen wie die gemieteten Redner anderer Parteien, sondern vor und nach den Wahlen. Neben die Propaganda tritt die Organisation: Adolf Hitler beginnt von neuem den Aufbau des Apparates der NSDAP., der Waffe zur Erringung des Sieges. Ortsgruppen und Gaue entstehen im ganzen Reiche. Er geht seinen Weg allein und stellt eindeutig das Prioritätsrecht der NSDAP, fest. Er lehnt alle Arten von „Blockbildungen", „völkischen Arbeitsgemeinschaften" usw. mit anderen Organisationen ab, da solche „Gemeinschaften" mit mehreren „gleichberechtigten Führern" zwangsläufig aktionsunfähig sein müssen. Die NSDAP, aber ist aktionsfähig. Führen soll, wer sich durchsetzt. Die NSDAP, wird sich durchsetzen. Gegenüber dem Durcheinander zahlreicher völkischer und nationaler Gruppen, Verbände und Bünde wächst in der NSDAP, eine einzigartig straff gegliederte und mit klarem politischen Ziel geführte Truppe der Freiheit heran.

Während das Kabinett Luther „Erfüllungspolitik" treibt und schließlich am 16. Oktober 1925 im Locarnopakt erneut die ungeheuerlichen Grenzbestimmungen des Versailler Diktats bestätigt, schafft der Führer Adolf Hitler die Grundlage für den neuen Kampf um das Leben der Nation. Während Stresemann auf Grund des Locarnopaktes den berühmten „Silberstreifen" am Horizont schimmern sieht, lehrt der Führer die bittere Wahrheit: daß dieser Silberstreifen Selbstbetrug ist, daß noch bittereres Unheil über Deutschland hereinbrechen wird, und daß erst die nationalsozialistische Revolution dem deutschen Volke Ehre, Freiheit und Leben wiedergeben kann.

In mühevollem und dennoch stets begeistertem Ringen um jeden einzelnen Volksgenossen ersteht die NSDAP, von neuem. Und als das erste Jahr dieses Ringens, das Jahr 1925, zu Ende geht, hat die Partei 27 117 Mitglieder — eine für heutige Begriffe lächerlich kleine Zahl — und dennoch groß, gemessen an den zu überwindenden Widerständen. Diese Widerstände dürfen nicht nur als Terrorfälle der Straße gedacht werden. Die Faust und das Messer waren nur letzte Folgerungen einer geistigen Haltung, deren gesinnungsmäßige Entwicklung aus ganz anderen als den straßenkämpferischen Kreisen kam und nicht nur die roten Terrorgruppen verzweifelter „Proletarier", sondern viel breitere. Massen des oft ahnungslosen Volkes langsam in das geistige Fahrwasser des Bolschewismus trieben. Es soll die Aufgabe der nächsten Fortsetzung dieser Betrachtung sein, noch einmal die damals ihres Sieges fast gewissen unheimlichen Kräfte der geistigen und politischen Zersetzung unseres Volkstums aufzudecken, um daran zu erkennen, welch eine unabsehbar weitgehende auch geistige Bedeutung die trotzige Wiederauferstehung der

Bewegung vor der Geschichte der nordischen Kultur- und Geisteswelt darstellt. Nur dann verstehen wir, daß beim bewundernden Betrachtender heutigen, in der Welt einzig dastehenden, gewaltigen Organisation der NSDAP, festgestellt werden darf: Das Größte an ihr ist der Weg, den sie zurücklegte, die Tatsache, daß der Führer sie in wenigen Jahren aus dem Nichts schuf — ohne irgendwelche wirtschaftlichen oder organisatorischen Voraussetzungen —, allein aus der Genialität seiner Persönlichkeit und der geistigen Kraft, die er seinen Mitkämpfern verlieh.

Das Ringen gegen die Bolschewisierung des geistigen Lebens
von
Gerd Rühle

Im Maiheft war an dieser Stelle der Weg der nationalsozialistischen Bewegung vom Verbot bis zur Neugründung der Partei und ihr Ringen gegen den übermächtigen gegnerischen Terror geschildert worden. Neben den staatlichen Verbots- und Zwangsmaßnahmen war in immer furchtbarerem Ausmaße der rote Terror gegen die nationalsozialistische Erneuerungsbewegung aufgestanden. Die bolschewistischen Mordbanden, die den neuen deutschen Lebenswillen bereits in seinen Anfängen in Blut zu ersticken versuchten, waren aber letzten Endes nur ein äußeres Symptom der viel tiefer gehenden geistigen Bolschewisierung des deutschen Volkes, die bereits erschreckende Ausmaße angenommen hatte. Die dem marxistischen Bolschewismus zugrunde liegende Verneinung des Lebens, Auflösung aller Begriffe, Vernichtung aller Bindungen — die Negation von Familie und Volk, Vaterland und Gott —, die Zersetzung aller Lebensenergien der Nation war schon derart weit vorgeschritten, daß Bolschewismus und Judentum bereits den sicheren Sieg in ihren Händen zu halten glaubten. Als der Nationalsozialismus den Kampf mit dieser Verpestung des gesamten öffentlichen und kulturellen Lebens aufnahm, wurde er in weitesten Kreisen nicht verstanden, vor allem nicht in den „tonangebenden". In der „guten Gesellschaft", den „oberen Zehntausend" jener Tage, in ihren Salons und Zirkeln waren die Juden tonangebend. Bei den Teenachmittagen der Familie Mendelssohn oder der Frau Käthe Stresemann (geb. Kleefeld), bei „Wohltätigkeitsfesten" jüdischer Börsengauner und Premieren bolschewistischer Expressionisten wurde dem deutschen Bürger vor Augen geführt, was wahre Kultur sei. Das intellektuelle Bürgertum bezog seine kulturellen Erkenntnisse aus der vom Juden Haas herausgegebenen Zeitschrift „Literarische Welt" — die ihrerseits wiederum dem Kommunismus diente, indem sie ihn mit ästhetisch entzückten Augen bewunderte. Bei der Aufführung kommunistischer Hetzdramen standen die kostbarsten und teuersten Luxuslimousinen in langen Reihen vor den Theatern, und man wurde an die Jahre vor 1789 erinnert, da in Frankreich eine dekadente Aristokratie in ihren ästhetischen Salons für Voltaire, Diderot, Rousseau schwärmte und sich mit den Ideen die Zeit vertrieb, die kurz danach gerade ihr und ihrem Regime den Kopf kosteten und Frankreich in ein blutiges Chaos stürzten. — Als in dem Deutschland nach 1918 der sowjetrussische Film „Potemkin" über die Leinwand rollte und demonstrierte, wie die „Bourgeoisie" abgeschlachtet, Offiziere zertreten und ertränkt werden, gerieten im Zuschauerraum die Herren im Frack und die Damen in kostbaren Garderoben in verzückte Begeisterung über dieses filmische Kunstwerk. Als der Kommunist Piskator das Stück des Juden Toller „Hoppla, wir leben!" aufführte, das zur Vernichtung der „Bourgeoisie" aufrief, wußte sich das schwerreiche Kurfürstendammpublikum vor Begeisterung nicht zu lasten. Die dekadente Gesellschaft erwärmte sich am bolschewistischen Blutrausch. Das waren untrügliche Symptome der vor der Tür stehenden Katastrophe.

Die Umkehrung aller Begriffe war proklamiert worden — und auch außerhalb der politischen Ebene fanden Mord und Verbrechen ihre literarische Verherrlichung — angefangen von den blödsinnigen Verbrecheropern des jüdischen „Dichters" Brecht und des jüdischen „Komponisten" Weill (wie z. B. „Mahagonny" und „Dreigroschenoper") bis zu dem Bühnenstück „Mörder für uns", in dem das Verbrechen des jüdischen Eisenbahnmörders Schlesinger glorifiziert wurde. Die meisten unter uns werden sich noch der grauenhaften Katastrophe erinnern: Bei Leiferde (Hannover) löste der verbrecherische Judenjunge Schlesinger die Eisenbahnschienen und brachte damit einen Schnellzug zum Entgleisen. In der blutigen Katastrophe fanden 21 Menschen einen qualvollen Tod. Die Empörung der jüdischen Presse jedoch richtete sich keineswegs gegen den Schuft Schlesinger, sondern gegen die Justiz, die dieses arme „Opfer" des Staates und der Gesellschaft verurteilen wollte. Und dann wurde Schlesinger auch noch zum idealisierten „Helden" eines Bühnenstückes, das im Jahre 1927 in Mannheim seine Uraufführung erlebte. Und diesen organisierten Wahnwitz ließ sich Deutschland damals gefallen!

Daß das Judentum in Presse und Parlament alles daransetzte, die Todesstrafe zu beseitigen und jeden zum Tode verurteilten Mörder vor dem Fallbeil zu retten, versteht sich. Daß die nichtjüdischen „Intellektuellen" sich nicht zur Wehr setzten, sondern begeistert in das jüdische Horn stießen, war ein Symptom jener vergifteten und verfaulten Epoche. Daß das Verbrechertum aller Spielarten in seinen Ringvereinen unangetastet organisiert sein konnte, war eine Selbstverständlichkeit, und daß sich diese Ringvereine durchaus der gesellschaftlichen Achtung erfreuten — bei dieser „Gesellschaft" nicht weiter verwunderlich. Und die „angesehensten" Rechtsanwälte Berlins, die Juden Alsberg und Frey, arbeiteten als bezahlte Vertreter dieser Organisationen des Verbrechertums.

Das fiel in den „gesellschaftlichen" Kreisen schon deshalb nicht weiter auf, weil in ihnen ja auch jüdische Hochstapler die angesehensten Persönlichkeiten waren — wie die Herren Kutisker, Barmat, Sklarek usw., die das deutsche Volk um Millionen betrogen und mit denen gleichzeitig hohe und höchste Würdenträger des Staates freundschaftlich verkehrten und sich von ihnen bestechen ließen. Dem Gestank der von Zeit zu Zeit ausbrechenden Skandale wurde durch luxuriöse Feste entgegengewirkt. Das war der „Geist" der „oberen Zehntausend". Ihre Dichter waren danach. Aber auch das störte wenig. Als z. B. der expressionistische
Stückeschreiber Georg Kaiser Gemälde stahl und daher wegen Diebstahls verurteilt wurde, bezeichnete der Jude Bruno Frank in einem Artikel (in den „Münchener Neuesten Nachrichten") dies als die „unwesentliche Ausschreitung einer bedeutenden Seele" und erklärte, ihm hätten diese Straftaten „nicht im mindesten geschadet" — was übrigens in jener verkommenen Zeit leider Tatsache war.

Fragen der Moral waren abgetan, „gut" und „böse" nur noch „Farbunterschiede". Und die schweinischen Stücke des Halbjuden Zuckmaier taten das ihrige, um jedes Scham gefühl abzutöten. Insbesondere aber alle Perversitäten erfreuten sich der besonderen Liebe und Pflege der „Kulturträger" jener Zeit. Homosexuelle Männer und lesbische Frauen hatten ihre eigenen Organisationen, ihre Presse, ihre Veranstaltungen — und der Rechtsausschuß des Reichstags forderte die Aufhebung des § 175! Der jüdische Professor Magnus Hirschfeld schrieb dicke „wissenschaftliche" Bücher über sämtliche Perversitäten zur freien Nachahmung. Der tiefere Sinn dieser jüdischen Volkszerstörung wird klar, wenn man sich z. B. daran erinnert, daß der Jude Arthur Landsberger einmal das Volk mit einem Riesenkörper verglich und dann schrieb: „Wer die Unterleibsfunktionen dieses Körpers reguliert, hat Einfluß auf den ganzen Körper, hat Gewalt über ihn."
Aus zahllosen Kloaken ergoß sich der Schmutz über das deutsche Volk, um die letzten Hemmungen wegzuspülen. Die „Dichtkunst" jener Zeit bewegte sich zwischen Verbrecherkaschemme und Bordell — ihre schwülstige Erotik steigerte sich bei den ganz „Modernen" zu völlig unverständlichem Wortsalat. Als typischer Fall sei hier an die Gedichte der Jüdin Else Lasker-Schüler erinnert. Welche Idiotien damals auf das Volk losgelassen wurden, ist heute kaum noch vorstellbar. All diese expressionistischen und dadaistischen Dichtereien mit „urbeseeltem Lichtgeschluchze", „luftverbrannten Spiegelfetzen" und sonstigem hirnverbrannten Quatsch wurden als „Literatur" angepriesen und achtungsvoll in literarischen Zeitschriften gewürdigt. Gedichte, in denen z. B. behauptet wird, daß „der Sonne Heringstonne schaukelt grau in der Blutlache des Monds", galten als Sprachschönheiten. Übrigens hat der Herr, der diesen Irrsinn verbrochen hatte, im Jahre 1925 den Hauptmann-Preis für Dichtung erhalten! Er hieß Haringer und schrieb auch über Goethe (!), indem er ihn das „größte literarische Diebsreptil" nannte, seinen „Faust" als „blödsinniges Schullehrerversgeschnatter" bezeichnete und ihn schließlich mit dem Satz abtat: „Als ob dies uns heut noch was anging, mit was sich dies Idiotenreptil gelangweilt."
Das Treiben dieser Tollhäusler war aber vor allem deshalb so grauenhaft, weil die große Masse der Deutschen dies alles widerspruchslos hinnahm. Das „Kulturleben" war zum satanischen Narrenhaus geworden. An Stelle der Malerei war eine widerliche und völlig unverständliche Farbenkleckserei getreten. Expressionismus, Kubismus, Dadaismus und andere -ismen tobten sich auch hier aus. Die greulichen Porträts eines Kokoschka, der gemalte Unfug eines Juden Klee und anderer sollten dem geduldigen Publikum das „Seelenleben" des betreffenden Malers demonstrieren — wüster Unrat, den diese Juden in ihrer häßlichen Seele hätten besser versteckt lassen sollen. Der Wahnwitz machte vor keinem Gebiet halt. Der Architektur bemächtigte sich eine „neue Sachlichkeit", die in die deutsche Landschaft orientalische Wohnkisten setzte; denn das Haus sollte ja nicht mehr ein deutsches Heim sein, sondern eine „Maschine zum Wohnen"! Es sei an die grauenhaften flachen Wohnkisten des Frankfurter Stadtbaumeisters May erinnert (der dann nach Sowjetrußland verschwand), die im Volksmund nur als „Affenkästen" bekannt wurden, und an die entsetzlichen Bauten des „berühmten" „Bauhauses" (das zunächst irr Weimar und später in Dessau seinen Sitz hatte). In der Bildhauerei traten an die Stelle edler menschlicher Gliedmaßen und Häupter unförmige Würste und Wasserköpfe, jüdisches Untermenschentum und perfide Schamlosigkeit. Man schämte sich nicht einmal, durch Kriegerdenkmäler in diesem Stil das Andenken unserer Gefallenen zu beschmutzen, was z.B. im Falle des Düsseldorfer Soldatendenkmals eines Herrn Rübsam zu einem erheblichen Skandal führte.
Man zog im Gegenteil den Ruf des deutschen Soldaten in den Dreck, wo man nur konnte, um den Wehrwillen, den Willen zum Leben, im Volke zu vernichten, ihm sein Rückgrat zu brechen. Der dramenschreibende Dieb Georg Kaiser nannte die Soldaten „Verbrecher" und schrieb: „Verscheuche sie von den Plätzen — führe wie lichtscheues Gesindel sie durch Nebenstraßen im Morgengrauen, bevor das gute Volk zur Arbeit auf steht — laß sie in Lumpen laufen — mit schwarzen Pestmarken — ein Abscheu für Kinder schon: rennt weg — ein Krieger!" Der Kommunist Piskator führte in Berlin das Stück eines Herrn Mehring mit dem Titel „Der Kaufmann von Berlin" auf, in dem ein Straßenkehrer mit den Worten „Dreck! Weg damit!" den Leichnam eines feldgrauen Soldaten wegfegt. Eine Flut von Gemeinheiten ergoß sich über den deutschen Soldaten, und der ganze infernalische Haß des Judentums wird offenbar, wenn man in einem Prozeßbericht der jüdischen Wochenschrift „Tribüne" (Jahrgang 1926) von jemand liest, er sei „so bar jeden Menschentums, so verkommen und herzlos, wie eben nur ein deutscher Soldat sein kann"! Das ist der gleiche Haß, wie er im sozialdemokratischen „Vorwärts" (Jahrgang 1924) zum Ausdruck kam, als er den Generalfeldmarschall von Hindenburg mit dem viehischen Massenmörder Haarmann auf eine Stufe stellte.
Lange Jahre stand das deutsche Volk unter dem fast ausschließlichen Einfluß dieser hemmungslos gemeinen Propaganda. Die Kriegsdienstverweigerung wurde zum ethischen Postulat erhoben, der schmutzigste Landesverrat, der täglich in allen Spielarten getrieben wurde, als edle Menschlichkeit gefeiert. Das Buch des
Schmierfinken Remarque „Im Westen nichts Neues", das die Ehre und das Andenken des deutschen Frontkämpfers aufs schmählichste besudelte, brachte es in dem Deutschland jener Jahre zur höchsten Auflage aller Bücher (!!) — ein bezeichnendes Symptom des allgemeinen moralischen Zusammenbruchs. Ähnlich hohe Auflagen erlebten die kitschigen Bücher des Juden Emil Ludwig (sein Vater hieß noch Cohn), der über Wilhelm der2., Bismarck, Napoleon und Christus unverantwortlichen Unsinn schrieb und damit sehr reich werden konnte. Man betrachtete es damals als vordringliche Aufgabe, alles Große herabzuziehen, alle Ideale zu zertrümmern. Nur ein feiges Volk wird sich auf die Dauer eine jüdische Diktatur gefallen lasten — und darum erklärte einer der „Führer" der blutigen bolschewistischen Räteherrschaft in München, der jüdische „Dichter" Toller: „Es gibt kein dümmeres Ideal als das Ideal des Helden!"
An die Stelle von Gott und Vaterland setzten die bolschewistischen Intellektuellen Freßlust und Feigheit. Gotteslästerungen gehörten zum täglichen Brot jener „Kulturepoche" — als eines der zahllosen Beispiele sei hier

nur Walter Hasenclevers Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen" genannt. Und man soll es uns nicht verargen, wenn wir jene streitbaren Theologen beider Konfessionen, die sich im Kirchenstreit oder sonstwo bemüßigt fühlen, das Christentum heute gegen erfundene Angriffe zu verteidigen, ausschließlich komisch finden. Angesichts der täglichen unflätigen Gotteslästerung jener Jahre waren sie nämlich auffallend still gewesen. Diejenigen aber, die sich damals der atheistischen Flut entgegenwarfen, waren wir Nationalsozialisten.
Damals waren nämlich wirkliche Gefahren zu bekämpfen. Nicht vergessen sei die planmäßige atheistische Vergiftung der Jugend durch marxistische Jugendweihen. In einem eigens für solche „Weihe" geschaffenen Gedicht heißt eS: „Sohn, den ich in Sünde und Ekel gezeugt, — den deine Mutter mit Abscheu gesäugt, — grausam kamst du und ungebeten, — ich hab' dich geschlagen und getreten, — ich hab' dich gequält und hab' dich gestoßen, — heut trittst du ein in die Reihe der Großen!" Eine feine Generation mußte das werden, eine Jugend, die derart erzogen wurde — gerade so, wie sie sich der jüdische Bolschewismus wünschte: ohne Bindungen und ohne Hemmungen! Und nur ja kein Nationalbewußtsein! Einer der bekanntesten „Jugenderzieher" jener Zeit, ein Herr Siegfried Kawerau, führte lebhaft Beschwerde darüber, daß in den Lesebüchern immer noch nicht die deutsche Schuld am Weltkrieg festgestellt werde.
Die geistige Bolschewisierung des deutschen Volkes mußte zwangsläufig den Tod des Gefunden und die Ausbreitung des Krankhaften zur Folge haben. Das Volk lag im Sterben, seelisch und auch körperlich: Die Geburtenzahl fiel rapide, wie der jüdische Staatssekretär Hirsch im Jahre 1928 mit Befriedigung im „Berliner Tageblatt" feststellte, um eventuelle französische Besorgnisse auszuräumen. Dafür sorgte schon die ungehemmte jüdische Propaganda für die Abtreibung (auf einem Kongreß jener Jahre wurde festgestellt, daß in Deutschland jährlich etwa eine Million Abtreibungen durchgeführt würden!), die sowohl in „wissenschaftlicher" wie in „künstlerischer" Form (z. B. in dem Theaterstück „Zyankali" des Juden Dr. Wolf) auf die deutschen Frauen losgelassen wurde.
Und alles, was krank, pervers und gemein war, verbreitete sich unheimlich — auf allen Gebieten des Lebens — und demonstrierte sich politisch in der anschwellenden bolschewistischen Flut, die mit Lüge und Mord die Bewegung Adolf Hitlers, den Gegner des Verfalls, zu vernichten suchte. Adolf Hitler und seine kleine Gefolgschaft — das war das Deutschland der Ehre und des Mutes, der Treue und der Sauberkeit — im Kampfe mit den damals übermächtigen Kräften der bolschewistischen Fäulnis — umtobt von einer verhetzten Masse, der die jüdische Lüge die Hirne vernebelt, die jüdische Jazzmusik die Sinne betäubt hatte.
Auf dem Gebiete der Musik herrschten „atonale" Mißklänge und negroider Mischmasch. Die Oper „Jonny spielt auf" des Juden Krenek, die den Sieg der schwarzen Rasse über Europa verherrlichte und der widerlichsten Rassenverpanschung dienen sollte, ging in einem Siegeszug über zahlreiche deutsche Bühnen.
Das Rasse bewußtsein als gefährlichstes Hemmnis für den jüdischen Bolschewismus sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Und wenn man damals auf den Antisemitismus, das sichtbare Zeichen der gesunden Kräfte im Volke, zu sprechen kam, dann gerieten die „Gebildeten" jener Epoche, die Börsenmagnaten und Marxistenführer, die Literaturpäpste und „Künstler", in hysterische Wut. Der Judenknecht Heinrich Mann erklärte: „Der Nationalismus ist samt seiner antisemitischen Ergänzung geistig längst erledigt." Der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" bezeichnete die Judengegnerschaft als Barbarei und Kulturschande. Die „Politiker" stellten fest, daß „die Hetze gegen das Judentum in Wahrheit eine Hetze gegen Reich und Staat" sei. Jüdische und judenhörige „Wissenschaftler" erklärten die Rassenvermischung zur Grundlage des Genies (!), und ein Rektor der Münchener Universität nannte die Rassenfrage „eine Menagerieangelegenheit".
Mit der so geschaffenen „öffentlichen Meinung" hatte man einen Wall errichtet, in dessen Schutz man ungestört die jüdische Bolschewisierung zu Ende führen wollte. Und in der Tat gelang es lange Zeit, die Masse des deutschen Volkes unter dem Einfluß dieser Stichworte zu halten. Die erschütternde Instinktlosigkeit der erdrückenden Mehrzahl der deutschen Volksgenossen gegenüber der hereinbrechenden Katastrophe machte es den Mächten des Untergangs leicht. Und es mutet schon heute wie ein Wunder an, daß die kleine nationalsozialistische Bewegung, die von Adolf Hitler im Jahre 1925 neu gegründet worden war und sich nun unter seiner Führung der heranbrausenden bolschewistischen Flut an allen Fronten entgegenwarf, letzten Endes der Sieger blieb. Dieses Wunder ist nur zu verstehen durch die gewaltige menschliche Kraft Adolf Hitlers, die auf seine Mitkämpfer ausstrahlte, und schließlich auch durch die Tatsache, daß das deutsche Volk in seinem Kern gesund war. Die nationalsozialistischen Redner der Kampfzeit — aus allen Schichten des schaffenden Volkes — mußten ungeschult antreten gegen die reichen und mit allen Kampfmitteln bestens versorgten politischen Parteien, gegen den kulturellen Verfall, destruktive Weltanschauungen und pseudowissenschaftliche Kanonen. Aus der Kraft ihrer Treue zum Führer und ihres Glaubens an Deutschland mußten sie den Kampf gegen zahlreiche geistige Strömungen des Verfalls aufnehmen, sich in großen und kleinen, blutigen und schweigend ablehnenden Versammlungen täglich erneut mit politischen, kulturellen, wissenschaftlichen und philosophischen „Problemen" herumschlagen und einer völlig verwirrten und gefährlich irregeleiteten aufgehetzten Bevölkerung ein entschlossenes „Halt!" zurufen — immer ein Ziel vor Augen: Niederringung der bolschewistischen Pest, die bereits in alle Schichten der Nation eingedrungen war.
Angesichts des geistigen Verfalls auf allen Gebieten wird auch der Sinn des von Alfred Rosenberg im Jahre 1927 gegründeten „Kampfbundes für deutsche Kultur" klar. Erhaltung der kulturellen Güter des Deutschtums in einer Zeit des grauenhaftesten kulturellen Niedergangs.

Weder der brutale Mordterror noch die gesellschaftliche Ächtung, weder „wissenschaftliche" Tiraden noch der Hohn der „Geistigen" brachten den nationalsozialistischen Kampfredner zum Schweigen. Der Ruf „Deutschland, erwache!" tönte allen in die Ohren — und endlich erwachten sie — erst wenige, dann immer mehr. Der Bolschewisierungsprozeß wurde zum Stillstand gebracht und schließlich zum Rückzug gezwungen. Unter nationalsozialistischer Führung begann das Volk, gegen den schamlosen Remarque-Film „Im Westen nichts Neues" ebenso Sturm zu laufen wie gegen die politische Entehrung und Versklavung der Nation. Adolf Hitler gewann sein Volk. Die nationalsozialistische Sturmflut setzte ein und zerbrach im Jahre 1933 den Bolschewismus aller Schattierungen. Und vielleicht werden erst kommende Jahrhunderte und Jahrtausende die gewaltige welthistorische und gleichzeitig auch geistesgeschichtliche Bedeutung dieses Ereignisses in ihrem vollen Ausmaße erkennen können.

Einsatz für Deutschland!
Die nationalpolitische Bedeutung der Freikorps von 1918—1923
von
Herbert W. Zastrow

Nicht der Nationalsozialismus hat Berührung mit dem Bolschewismus gesucht! Der erste Kampf des Nationalsozialismus gegen den Kommunismus fand nicht in Russland statt, sondern der sowjetische Kommunismus hatte schon 1918 bis 1920 versucht, auch Deutschland zu infizieren. Er suchte einst weltanschaulich genau so den Weg in unsere Grenzen, wie er sich heute militärisch bemüht, nach dem Zusammenbruch seines von Moskau bei uns organisierten inneren Weltanschauungskrieges die bolschewistischen militärischen Kräfte allmählich an unsere Grenzen immer näher heranzuführen.
Der Führer am 14. September auf dem Parteitag der Ehre (Schlußrede).

Wir haben Ausschnitte aus der Geschichte der deutschen Freikorps bereits 1934 (Folge 5, 6, 7 und 10 unter „Aus der Geschichte der Bewegung") veröffentlicht und dabei die hohen Verdienste dieser in den Monaten des tollsten Zusammenbruchs ungebrochenen deutschen Freiwilligen so herausgestellt, wie sie es vor der Geschichte verdient haben.
Mit der folgenden Aufstellung greifen wir heute nochmals zusammenfassend auf dieses Thema zurück, da es erst jetzt möglich geworden ist, die militärischen Akten der Abteilung Nachkriegsformationen im Reichsarchiv zu benutzen. Diese nüchterne Zusammenstellung über das Bestehen und den Einsatz deutscher Freikorps nach amtlichen Unterlagen ist nicht nur eine wichtige Erstveröffentlichung, sondern auch ein hohes Lied ungebrochenen deutschen Mannestumes und deckt völkische Kraftquellen auf, die uns gerade in einer so streng sachlichen Übersicht besonders deutlich zeigen, wie ungebrochen der Kern des deutschen Volkes das verhängnisvolle Jahr des Zusammenbruchs des 2. Reiches überstand.

Freikorps! Ist nicht schon das Wort allein höchster Aufschrei eines bis aufs Blut gepeinigten, am Boden liegenden Opfers? Sein Schrei nach Hilfe, Sieg, Vergeltung? Immer, wenn Nacht über unserem Vaterlande dunkelte, wenn Verrat durch eigene Volksgenossen das Elend vertiefte und die Schmach noch brennender gestaltete, immer in dieser Zeit härtester Daseinsproben entstanden unserem Volk aus den eigenen gelichteten Reihen Rächer und Retter. Schill, Lützow, Körner, Yorck, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, leuchtende Freiheitssterne, gleich hundert anderen, am schwarzen Schicksalshimmel Preußen-Deutschlands! Und immer war das Schicksal der Freikorpskämpfer das gleiche: verfolgt, verachtet oder gefürchtet, vom Volk gar nicht oder falsch verstanden, von den Feinden geachtet und für vogelfrei erklärt und vom Gevatter Tod gefordert, noch ehe der Freiheitsmorgen das brechende Auge mit dem Licht der Verheißung erfüllen konnte. Im Dienste für das Vaterland verzehrten sie sich!
Und 1918? Fast das gleiche. Als die alte Armee zerbrach und die rote Flut gen Deutschland brandete, das schutzlos dem Bolschewismus offen lag, da bildeten den ersten Wall wider die Feinde alte Krieger und junge Freiwillige. Gemeinsam standen ergraute Verdunkämpfer, im Feuer der Skagerrak-Schlacht gehärtete Seeleute, denen die rote Kokarde ein Greuel war, mehrmals verwundete und mit dem Pour-le-merite ausgezeichnete Frontflieger, im Plänkelkrieg erfahrene Schutztruppler neben blutjungen Studenten, Wandervögeln und Schülern in den Reihen der über Nacht aus dem Boden gestampften Freikorps. Hier erwies sich die Kraft des Glaubens stärker denn der Tod! Die ersten leuchtend-weißen Hakenkreuze auf feldgrauem Stahlhelm, oft verlacht und bespieen, wurden 15 Jahre später Hoheitszeichen einer ganzen Armee, flatterten auf Millionen Fahnen über einem freien und stolzen Vaterlande. Damit hatte das Sterben der 30000 Freikorpskämpfer, die in den Jahren 1918 bis 1923 ihr Leben dahingaben, sei es im Baltikum oder beim Grenzschutz, in München, Oberschlesien oder Mitteldeutschland, gegen rheinische Rotarmisten oder Separatisten-Verbrecher, in den Kerkern Frankreichs und Polens oder bei der Befreiung unseres Schlesierlandes — seinen tiefsten Sinn erhalten: auch sie waren nicht umsonst gefallen!

Das durch den Nationalsozialismus wieder geweckte Empfinden für heroische Taten ist schon so stark, daß z. B. „Die letzten Reiter", der Baltikumer-Roman von Dwinger, in diesen Tagen eine Auflage von Hunderttausend überschreiten konnte. Dem Diederichs-Verlag gebührt Dank für die Herausgabe nicht nur dieses Werkes, sondern auch der Trilogie Dwingers: „Die Armee hinter Stacheldraht", „Zwischen Weiß und Rot", „Wir rufen Deutschland", von welcher der zweite Band (gleichfalls in hunderttausend Exemplaren erschienen und in sieben Sprachen übersetzt) den Kampf gegen die Sowjetunion an der sibirischen Front schildert, der zur gleichen Stunde loderte, als die Baltikumer in Kurland dem Deutschen Reiche eine Bresche in die Umklammerung schlagen wollten. Große Verdienste um die Würdigung der Freikorpstaten erwarb sich auch der Rowohlt-Verlag, dessen Lektor Ernst von Salomon, selbst Freikorpskämpfer, schon in den Jahren vor der Machtübernahme folgende Werke in ansehnlicher Auflage herausbrachte: Salomon „Die Geächteten" (Die Baltikumtragödie); Bronnen „OS" (Der Kampf um Oberschlesien); Bronnen „Roßbach" (nach den Akten des Freikorps Roßbach). Der Verbreitung der Wahrheit diente auch der Koehler-Verlag mit dem Werke des Generals von der Goltz, das soeben neu erschien: „Als politischer General im Osten 1919". Die wichtigste Erscheinung ist jedoch das historische Werk Bischoffs, des früheren

Kommandeurs der Eisernen Division „Die letzte Front" (Buch- und Tiefdruck, Berlin). Mit den Werken: Knospe „Selbstschutz Oberschlesien" (Brandenburgische Verlagsanstalt), v. Oertzen „Kamerad, reich' mir die Hände" (Ullstein), v. Kessel „Handgranaten und rote Fahnen" (Verlag für Kulturpolitik), Dwinger „Der letzte Traum" (Diederichs) und dem in diesen Tagen nach langjähriger Vorbereitung bei Mittler A Sohn erschienenen Geschichtswerk des verdienstvollen Forschers Oberstleutnant Müller-Loebnitz „Die Rückführung des Ostheeres", dem weitere Werke in halbjährigen Abständen folgen werden, ist die Liste der Literatur über die Nachkriegsformationen fast erschöpft.

Im Nachstehenden sind von den etwa 70 Freikorps, die in den Jahren 1918—1919 als selbständige Truppenkörper außerhalb und innerhalb der Reichsgrenze kämpften, die bedeutendsten zum ersten Male nach amtlichen Unterlagen aufgeführt. Da die Ausarbeitung der Zusammenstellung ausschließlich nach militärischen Unterlagen in der Abteilung Nachkriegsformationen des Reichsarchivs in Potsdam erfolgte, die oberschlesischen freiwilligen Verbände des Selbstschutzes von 1921 jedoch leider regierungsseitig nicht anerkannt waren, fehlen letztere in der Zusammenstellung.
Sollten Freikorpskämpfer ihren freiwilligen Verband in unserer Zusammenstellung nicht finden, so seien sie darauf hingewiesen, daß sich diese Erstveröffentlichung auf den ersten Teil der Ziffer 1 der nachstehenden Gliederung aller Nachkriegsformationen beschränken mußte, deren völlige Erfassung noch in Arbeit ist:

Es folgt die Auflistung der Freikorps. Im Original zu lesen.